Paed. Pr. 1693 (11)

Jugend-Bibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

R

Jugend Bibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jugend-

Bibliothek.

Fortgesetzt

von

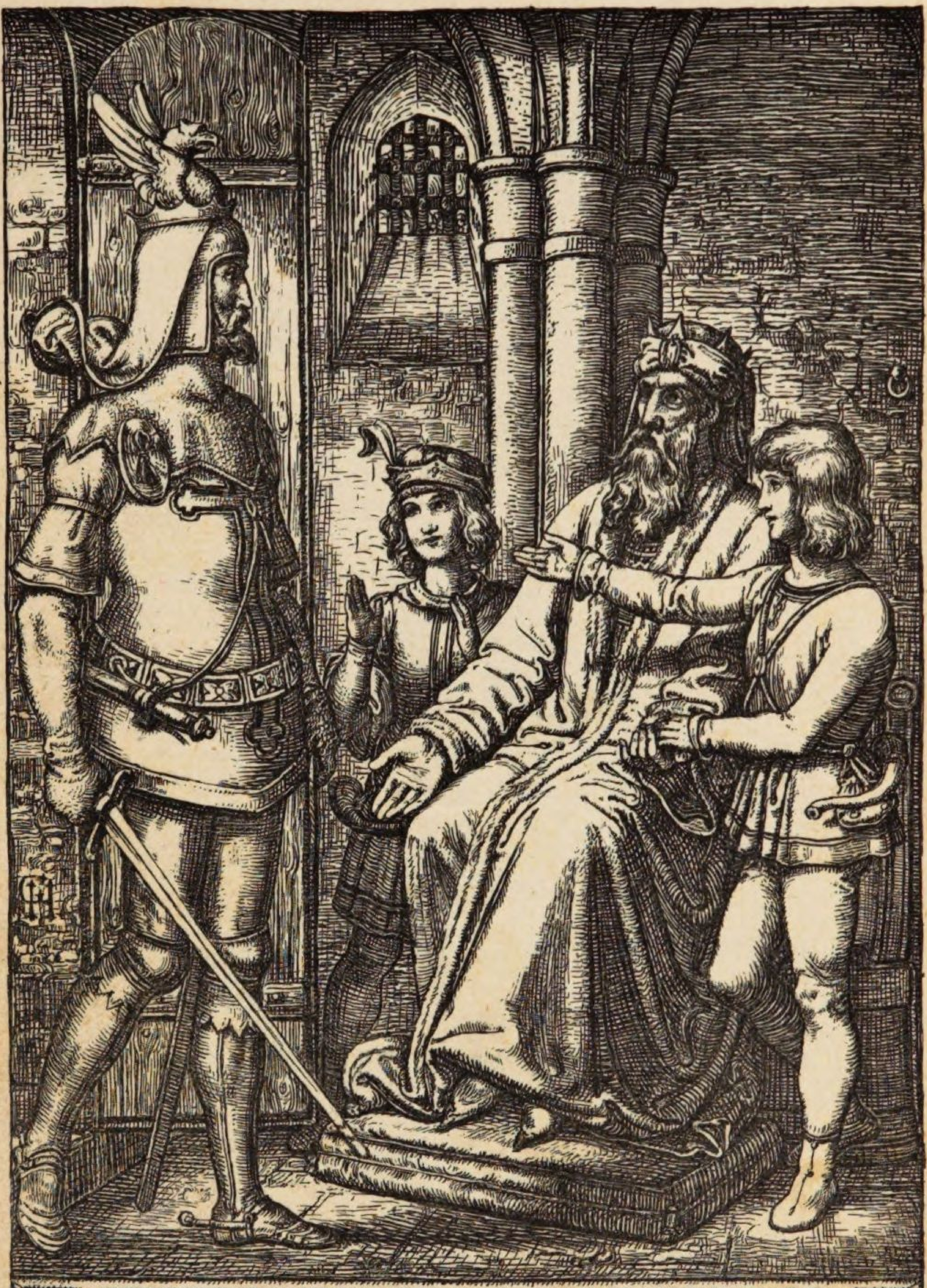
Franz Seraph Häglsperger.

Eilftes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

München, 1830.

Bei Jakob Giel.



„Ich heiſse Dich in meinem Schloſse willkommen,
Du groſser Held!"

Aus der lithogr. Anstalt v. I. V. Burger in München.

Früchte
aus dem
Garten der Geschichte.

Zur

Erbauung, Belehrung und Erquickung
junger Christen

gesammelt

von

Franz Seraph Häglsperger.

Mit einem Kupfer.

München, 1830.
Bei Jakob Giel.

33. B.

„Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. . . Jeder gute Baum bringt auch gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt nur schlechte Früchte. Kein guter Baum kann schlechte Früchte, so wie kein schlechter Baum gute Früchte bringen. Jeder Baum aber, der keine gute Frucht bringt, wird ausgehauen, und ins Feuer geworfen werden. Also — aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“

Christus bei Matthäus 7, 16—20.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Lieber junger Leser!

Ein Wort an dich selbst, und zumal an dein Herz, möchte hier vor dem eilften Bändchen unserer Jugendbibliothek nicht am unrechten Orte seyn.

Wenn du die Bändchen dieser unserer Geschichtensammlung durchblätterst, dürfte dir gar leicht die Frage in den Sinn kommen: „Ja, was wollen denn nun alle diese Geschichten und Erzählungen von mir? Was sollen sie mir denn seyn?“

Auf diese Frage sucht nun dieses mein Wort zu antworten, wie folgt:

Vieles, Lieber! vieles möchten dir diese Geschichten und Erzählungen seyn. Sie möchten dir nämlich seyn

1. ein Beweis aus dem Leben selber, daß für keinen Menschen und auf keinerlei Weise wahres Glück auf Erden und wahres Heil für die ganze Ewigkeit kann begründet werden, als allein dadurch, daß er in Demuth an Jesus Christus glaubt, mit Inbrunst Jesum Christum liebt, mit Eifer um die Gnade Christi bethet, und mit Ernst und Ausdauer nach der Lehre Christi zu leben sich bemüht. Ein wahrer frommer Christ

seyn — das ist die größte Ehre des Menschen; das macht ihn glücklich für Zeit und Ewigkeit; und darnach mußt auch du vor Allem trachten.

Nicht minder möchten dir diese Geschichten und Erzählungen seyn

2. gleichfalls ein Beweis aus dem Leben, daß, wer sich zum Glauben an Christus bekennt, und nach Seiner Lehre leben will, sich ebenfalls auch an die heilige allgemeine Kirche, die da ist der Leib Christi, halten müsse. Wer die Kirche verachtet, der verachtet Jesum Christum selbst, welcher die Kirche gestiftet hat. Und wer die gottesdienstlichen Einrichtungen und die hei-

ligen Sakramente der Kirche bei Seite setzt, der kann mit Christo selber niemals zu einer vollendeten Gemeinschaft gelangen.

Ferner — möchten dir diese Geschichten und Erzählungen seyn

3. ernste Warnungen vor den Gefahren der Verführungen, die zumal das junge Menschenherz zu umstricken suchen, und die ihm nur zu oft und zu schnell die Unschuld, diese seine schönste Zierde, rauben. O daß du stets wachen möchtest über deine Unschuld, und dieß dein köstlichstes Kleinod nicht selbst oft muthwillig manchen verführerischen Gelegenheiten preis geben würdest! Schau hinab in den Abgrund, wohin die Jugendsünden den

Menschen stürzen, und — zittere! Zittere um die Rettung deiner Seele!

Endlich — möchten dir diese Geschichten und Erzählungen seyn

4. freundliche Hinweisungen auf deinen beßten Freund, den du als deinen sichersten Anhaltspunkt schon jetzt in deinen gefahrvollen Jugendjahren für dein ganzes Leben dir erwählen solltest. Ich meine — Jesum Christum. Er war, während Er auf Erden gewandelt, der beßte Jugendfreund; Er ist es noch jetzt. Wähle dir daher Ihn zu deinem ersten Freunde; und du wirst es erfahren, daß du in Ihm für Zeit und Ewigkeit das Köstlichste, das Lieblichste, das

Heiligste und das Süsseste gefunden habest.

Dieß wünschet dir und Allen, die den Herrn Jesus lieb haben,

Egglkofen bei Neumarkt an der Rott,
den 6ten Dezember 1829.

dein wohlmeinender Freund
F. S. Häglsperger,
Pfarrer.

Inhalt.

		Seite
1.	Kaiser Friedrich der Rothbart	1
2.	Das Kind	11
3.	Aus dem Leben einiger Nichtchristen	24
4.	Die Wittwe von Bologna	35
5.	Martin Heydemann	37
6.	Elisabeth von Frankreich	65
7.	Der Handwerksmann	72
8.	Empfindsamkeit der Holländer	95
9.	Graf Altenburg	101
10.	Der Wartende	106
11.	Der Stein	111
12.	Der Traum	117
13.	Kraft der Mutterliebe	130
14.	Die beiden Schwestern	147
15.	Sind die heiligen Bilder zu verehren? — In einer Erzählung beantwortet	155
16.	Wunderbare Rettung aus Räubershänden	179
17.	Schreckliche Erfüllung des sträflichen Wunsches eines Christusfeindes	181
18.	Adeline Mortier	182
19.	Eine unbekannte Edle	190
20.	Federika Giordiani	194
21.	Die Geschichte eines Ducaten	202
22.	Pierre Montagne, ein Perückenmacher	209

		Seite
23.	Die großmüthige Erblasserin	210
24.	Bereuete Härte gegen die Nothleidenden . . .	211
25.	Gerade so viel Hilfe als Noth	212
26.	Der bestrafte Gotteslästerer	213
27.	Wirkung von Predigten	214
28.	Ferdinand der Vorgeladene	218
29.	Fliehe — fliehe die Unzucht	219
30.	Die Redlichkeit eines Landmannes	222
31.	Ein lehrreicher Reisebericht	224
32.	Der edelmüthige Bauer	229
33.	Ein Christ und sein Sklave	231
34.	Der heilige Johannes von Kreuz	235
35.	Zwei ungleiche Brüder	237
36.	Bartholomäus Berchel	240
37.	Der Gott ergebene Dulder	241
38.	Jugendsünden bleiben nicht ungestraft . . .	244
39.	Trost einer bekümmerten Mutter	246
40.	Roswitha, die erste Dichterin der Deutschen . .	248
41.	Olympia Fulvia Morata	252
42.	Maria Anna, Gräfin von Thürheim . . .	257
43.	Besonderes Beispiel göttlicher Bewahrung . .	264
44.	Magdalena Bolen	268
45.	Der edle Richardson	274

1.

Kaiser Friedrich der Rothbart.

(Heilig sey dir dein gegebenes Wort.)

Vor ungefähr 630 Jahren unternahm der deutsche Kaiser Friedrich I., der Rothbart genannt, einen Kreuzzug gegen die Türken in Asien, um aus ihren Händen das heilige Land wieder zu erobern, wo Christus gelebt, gelehrt, gelitten hatte, und wo Er am Kreuze gestorben war. Alle Kämpfer, die dem Kaiser folgten, trugen ein Kreuz auf der Schulter, ein Kreuz auf ihren Fahnen, und hielten ihr Unternehmen für ein heiliges, Gott gefälliges Werk. Aber viele der edelsten und tapfersten Ritter kehrten nicht wieder in ihre Heimath zurück, sie unterlagen theils den Mühseligkeiten des Feldzuges, theils dem Feinde selbst, und fanden ihr Grab in dem fremden Lande. Zu diesen gehörte auch Konrad von Feuchtwangen. Der Kaiser, der ihn nach einem mühsam errungenen Siege schwer verwundet und sterbend auf dem Schlachtfelde fand, ließ ihn in sein eignes Zelt tragen, und alles nur mögliche anwenden, um das Leben eines Mannes zu retten, der zu seinen treusten Freunden gehörte. Aber Konrad fühlte, daß es vergeblich sey, und sprach zum Kaiser:

»Habt Dank, mein hoher Herr! für Eure Sorge, allein der Tod verlangt sein Recht, ich fühle, er naht

unaufhaltsam. Wollt Ihr mir aber einen Trost im Sterben gewähren, so laßt Euch meine beiden unerzogenen Söhne empfohlen seyn. Sie haben mich hieher begleitet, um früh zu lernen, wie man für Gott und seinen Kaiser kämpfen und sterben muß!« —

Der Kaiser sah die beiden stattlichen Knaben weinend am Sterbelager des Vaters knieen, und antwortete: »Ich will für Deine Söhne sorgen, als wären es meine Kinder! ich will für sie selbst in der Noth das Leben wagen, wie Du das Deinige jetzt für mich hingiebst!«

Konrad verschied, und der Kaiser hielt Wort. Er übergab die Söhne seines Freundes einem zuverlässigen erfahrnen Kriegsmann, der sie in ritterlicher Kunst und Sitte unterrichten, und sie zu Helden und braven Menschen erziehen sollte. So lange der Kaiser im Lager anwesend war, mußten die Knaben stets um ihn seyn; sobald er aber einen Streifzug machte, ließ er die Knaben unter sicherer Bedeckung im Lager zurück, indem er vermeinte, daß sie hier viel sicherer wären, als in seiner Nähe, weil er selbst immer die größte Gefahr aufsuche. Eines Tages kehrte der Kaiser von einem solchen Zuge siegreich zurück; da flogen ihm aber Boten entgegen und meldeten: daß, während er dort gesiegt, der Feind hinter seinem Rücken mit grosser Uebermacht das Lager überfallen und geplündert habe, und daß jene beiden Knaben mit ihrem Erzieher verschwunden wären! — Das Letztere ging dem Kaiser mehr zu Herzen, als der Verlust des Lagers; er eilte dem Feinde nach, allein es war zu spät; er ließ allenthalben sorgfältig nach den beiden geliebten Kindern nachforschen, allein man fand nur den Leichnam ihres alten treuen Erziehers, der wahrscheinlich in ih-

rer Vertheidigung sein Leben geopfert hatte. Da ahnte der Kaiser ihr Schicksal und schon am nächsten Tage ward seine Ahnung zur Gewißheit. Es erschienen nämlich Abgeordnete von dem türkischen Fürsten Mahmud, in dessen Gebiet der Kaiser eben eingefallen war, und meldeten ihm: die beiden Knaben befänden sich zwar in der Gefangenschaft ihres Herrn, es wolle derselbe sie aber dem Kaiser zurückgeben, da er wohl erfahren, wie lieb ihm diese Kinder wären, sobald der Kaiser auf der Stelle das Gebiet Mahmuds zu verlassen, und die gemachten Eroberungen und Beute zurückzugeben verspreche. Wenn der Kaiser diese Bedingungen aber nicht annehmen wolle, so werde sich Fürst Mahmud mit den beiden Knaben auf seine feste Burg am Meere zurückziehen, und ob er dort sich gleich für unbesiegbar halte, so werde er doch die Knaben auf der Stelle umbringen lassen, sobald der Kaiser einen Angriff auf die Burg wage. Er habe daher keine Hoffnung, seine Lieblinge jemals wieder zu sehen, sobald er diesen Vertrag nicht eingehen wolle.

Wie schmerzlich der Kaiser auch durch diese Nachricht überrascht war, so empörte sich dennoch sein ritterlicher Sinn gegen ein solches Anerbieten. »Sagt Eurem Fürsten,« rief er den Gesandten zu: »ich verachte seinen Vorschlag, denn es läuft meiner kaiserlichen Ehre zuwider, die Knaben durch solche Mittel zu befreien. Sagt ihm, ich würde mit Gott wohl einen andern Weg dazu ausfinden, der eines Helden und Kaisers würdig ist, er aber hafte mir mit seinem Kopfe für das Leben meiner Kinder!«

Mit dieser Antwort ließ er die Gesandten zurückkehren. Mahmud that hierauf wie er gesagt hatte, er begab sich mit den beiden Knaben auf das Schloß

am Meere, das für eine unbesiegbare Feste galt. Von der Landseite führte ein schmaler leicht zu vertheidigender Damm, dessen Brücken überdieß augenblicklich abgebrochen werden konnten, nach dem Schlosse, und auf der Seite nach dem Meere zu war ein großer Zwinger angelegt, in welchem eine Anzahl reissender Thiere, als die sichersten, furchtbarsten Wächter des Schlosses gehalten wurden. Hier nun beschloß Mahmud zu erwarten, was der Kaiser unternehmen werde; er kannte die Kühnheit dieses Helden, und glaubte ihr nur auf diese Weise Schranken setzen zu können. Bisher hatte Mahmud die beiden Knaben in der strengsten Gefangenschaft, und entfernt von sich gehalten; hier aber in dieser einsamen Feste sah er sie täglich, und fühlte sich nach und nach zu ihnen hingezogen. Die Knaben waren anfangs wohl sehr niedergeschlagen, und besonders durch den Tod ihres Lehrers innig betrübt gewesen; bald aber, und nachdem sie bemerkt, daß die Feinde einen hohen Werth auf ihren Besitz legten, hatten sie sich in ihr Schicksal gefunden, denn sie achteten sich nunmehr den übrigen Kriegern gleich, und wollten nach Rittersitte und mit männlichem Muthe ihre Gefangenschaft ertragen, bis sie ihr väterlicher Freund, der Kaiser, wieder befreien werde. Es kam keine Klage mehr über ihre Lippen, sie sprachen sich gegenseitig Geduld und Muth zu, und selbst keine Bitte um Linderung ihrer strengen Gefangenschaft konnte ihnen erpreßt werden. Als sie unter sicherer Begleitung nach der festen Burg am Meere gebracht worden waren, ließ ihnen Mahmud die Fesseln abnehmen, und sie vor sich führen. Er eröffnete ihnen hier mit strengen Worten, daß der geringste Versuch, den sie oder der Kaiser zu ihrer Befreiung unternehmen woll=

ten, unausbleiblich ihren Tod nach sich ziehen würde, und indem er ihnen die Bedingungen nannte, unter welchen er dem Kaiser ihre Freiheit versprochen, forderte er sie auf, einen Brief an den Kaiser zu schreiben, und ihn flehentlich zu bitten, daß er dieß Alles erfüllen möge, um sie zu retten, und so sein Wort zu lösen, welches er ihrem sterbenden Vater gegeben. Aber die Knaben ließen sich durch keine Drohung schrecken, sie verweigerten standhaft, was der türkische Fürst von ihnen begehrte, und der älteste sagte:

»Der Kaiser hat Recht, wenn er jene schimpflichen Bedingungen verwirft; er weiß recht gut, was er von uns fordern darf, und daß wir für die heilige Sache eben so gern Freiheit und Leben opfern werden, als es unser Vater gethan!«

Mahmud versuchte sie durch scheinbaren Zorn zu schrecken, und schilderte ihnen den qualvollen Tod, den er sie sterben lassen werde. Aber der jüngere von den beiden Knaben sah ihm darauf in's Gesicht und sagte:

»Wir haben Dich für einen edlen Feind gehalten, als ein solcher kannst und darfst Du nicht also mit uns verfahren. Willst Du Dich jetzt vor uns erniedrigen und uns glauben machen, Du seyst grausamer, als ein wildes Thier? —«

Mahmud erstaunte über diese Gesinnungen; er beschloß aber die Christenknaben noch härter zu versuchen. Er ließ sie in ihre Haft zurückführen, sie strenger halten, als jemals, und ihnen kaum die dürftigste Kost reichen. Als sie nun mehrere Tage also zugebracht hatten, trat eines Abends der Gefangenwärter zur ungewöhnlichen Stunde in ihren Kerker, brachte ihnen bessere Speisen, gab ihnen sein Mitleid mit ihrem traurigen Schicksale zu erkennen, beklagte sich

selbst über die Grausamkeit und Härte seines unmenschlichen Gebieters, und forderte sie auf, ihm zu folgen. Er führte sie hierauf leise in ein Gemach, aus welchem sie durch eine offenstehende Thüre den Fürsten Mahmud ruhig auf seinen Polstern schlummern sahen. Hier sagte er ihnen, daß er sie und auch sich selbst nunmehr zu rächen und zu retten bereit sey, daß der Nachen am Meere schon ihrer harre, auf welchem er sie dem Kaiser wieder zuführen werde, daß sie, um ganz sicher zu seyn, jedoch erst dem schlummernden Tyrannen dort ihre Dolche in's Herz stossen müßten, wozu er einem jeden von ihnen einen Dolch in die Hand drückte. Aber die Knaben wendeten sich verachtend von dem Versucher, und wollten zurück in ihre Haft; da sprach der Gefangenwärter:

»Wenn Ihr zu einer kühnen That denn zu feige seyd, so will ich allein für uns das Werk verrichten!« Hiemit schritt er mit erhobenem Dolche auf das Lager des Fürsten zu. Aber so weit ließen es die ritterlichen Knaben nicht kommen; der älteste fiel dem Sklaven in den Arm, und hob seinen eigenen Dolch gegen ihn; der jüngere aber sprang auf Mahmud zu, rüttelte ihn und rief:

»Erwache! Dein Leben ist in Gefahr! nimm diesen Dolch, und vertheidige Dich gegen den Meuchelmörder!«

Da erhob sich der Türkenfürst, der nur scheinbar geschlummert, und Alles mit angehört hatte, von seinem Polster und sprach:

»Behaltet jene Dolche zum Andenken an mich! ich werde dieser Stunde auch nicht vergessen!«

Er ließ die Knaben nicht mehr in ihre Haft führen, sie mußten fortan in seiner Nähe bleiben, und wurden von ihm wie Freunde behandelt.

Während sich dieses auf der finstern Burg am Meere begab, war der Kaiser ernst und still mit sich zu Rathe gegangen, wie er seine Lieblinge retten möge. — Die Furcht, daß Mahmud sein Wort halten und sie umbringen lassen könne, wenn ein offenbarer Angriff auf die Feste gewagt würde, hielt ihn von diesem Unternehmen zurück. Er beschloß daher durch eigne Kühnheit das Ziel zu erringen, und allein den Versuch zu ihrer Rettung zu wagen. Den Oberbefehl des Heeres übergab er seinem vertrautesten Freunde, er befahl ihm, seine Entfernung aus dem Lager geheim zu halten, damit das Heer nicht muthlos werden möge; sollte er jedoch binnen drei Tagen nicht wieder zurückkehren, so möge er das türkische Schloß am Meere mit aller Macht angreifen und ihn dort suchen, denn er gedenke mit Gott die beiden theuren Kinder dort aus gefährlicher Gefangenschaft zu erlösen und so sein kaiserliches Wort, das er dem sterbenden Vater gegeben, zu halten! —

In der folgenden Nacht legte der Kaiser ein schlechtes Gewand an, packte seine Rüstung und seinen Mantel auf sein Roß, und ritt, während das Heer im tiefen Schlafe lag, eilig nach jener Burg zu. Als der Morgen dämmerte, erreichte er eine einsame Fischerhütte. Der Bewohner derselben nahm ihn gastfrei auf, zeigte ihm auf sein Befragen, das feste Schloß, das sich in einiger Entfernung am Meeresufer erhob, und erzählte ihm viel von dessen Unzugänglichkeit, und wie es auf der offnen Meeresseite von furchtbaren Löwen und Tiegern bewacht werde. Er wußte, daß Fürst Mahmud jetzt dort anwesend sey und zwei Christenknaben gefangen halte, und gestand, daß er in Abwesenheit des Fürsten jenes Schloß wohl öfter besucht ha-

be, um die wilden Thiere in der Nähe zu sehen. Endlich erfuhr der Kaiser noch von ihm, daß sich mitten im Thierzwinger eine Fallthüre befinde, die durch einen unterirdischen Gang nach dem sogenannten Löwenthurme, dem Aufenthalt der Gefangenen führe, daß auf diesem Wege schon mancher Gefangene die Flucht versucht hätte, aber jedesmal von den Thieren gräßlich zerrissen worden wäre.

Der Kaiser entwarf hierauf den kühnen Plan zur Rettung seiner Lieblinge. Er bat den Fischer, ihm einige Rast in seiner Hütte zu gönnen, und warf sich scheinbar ermüdet auf ein Lager; als aber der Fischer, um Holz zu holen, in den nahen Wald gegangen war, und ihn allein in der Hütte gelassen hatte, sprang er vom Lager auf, zog seine Rüstung an, stieg in den Nachen des Fischers, und fuhr getrosten Muthes nach dem Schlosse zu.

Der Fischer aber war ihm bereits zuvor gekommen. Er hatte wohl gemerkt, daß sein unbekannter Gast ganz besondere geheime Absichten haben müsse, und war auf der Landseite eilig nach dem Schlosse gelaufen, um dem Fürsten alles zu hinterbringen. Mahmud schloß aus der Beschreibung, die ihm der Fischer von dem Fremden und besonders von dessen Barte machte, augenblicklich, daß es niemand anders, als der Kaiser selbst sey, und als man ihm überdieß noch meldete, es lasse sich ein Nachen auf dem Meere sehen, der nach dem Thiergarten zu rudere, konnte er eine geheime Freude nicht verbergen, daß sein größter Feind seinem eignen Tod also entgegenlaufe. Um die Thiere noch blutdürstiger zu machen, befahl er, daß sie nicht gefüttert werden sollten, und begab sich mit einigen Vertrauten in das obere Gemach des Löwenthurmes, um von dort

aus unbemerkt den Verlauf des Unternehmens mit anzusehen.

Bald darauf nahte der Kaiser in seinem Nachen. Es war um die Mittagszeit, er hatte gehofft, die sattgefütterten Thiere schlafend zu finden, deßhalb befremdete es ihn nicht wenig, als er sie von ferne schon brüllen hörte, und unruhig im Zwinger umherlaufen sah. Er fühlte die Gefahr, aber er hatte nun einmal beschlossen, sie zu bestehen. Hinter einem kleinen Gebüsch landete der Nachen; der Kaiser war in voller Rüstung und hatte seinen Mantel über sich geworfen. Er zögerte nicht und eilte mit gezogenem Schwerte auf die große Fallthüre zu. Aber im Augenblick gewahrten ihn die Ungeheuer; sie sprangen in furchtbaren Sätzen auf ihn los, allen voraus ein riesiger Panther, und erreichten den Kaiser früher noch, als es ihm gelang, die schwere Fallthüre aufzuheben. Der kühne Friedrich aber faßte sich schnell; seine Rechte stieß das Schwert einem Löwen in die Brust, während er mit der linken Hand seinen Mantel dem großen Panther über den Kopf warf; ehe sich nun das brüllende Thier herauswickeln konnte, schlug die Fallthüre schon hinter dem Kaiser zu, der indeß in den finstern Gang hinabgesprungen war. In dem Gange war jedoch finstere Nacht. Friedrich konnte nur langsam und mit vorgehaltenem Schwerte behutsam weiter schreiten. Endlich schimmerte ihm ein matter Lichtstrahl entgegen, er fiel durch die Ritze einer Thüre am Ende des langen unterirdischen Ganges. Der Kaiser erreichte sie, er horchte aufmerksam, aber es ließ sich nichts hören, er versuchte durch die Thürritze zu blicken, aber sie ließ kaum den Strahl des Tages hindurch. Die Thür schien unverschlossen, Friedrich versuchte sie zu

öffnen, es gelang. — Wer aber beschreibt sein Erstaunen, *) als er in dem geöffneten Gemach den Fürsten Mahmud erblickte, von seinem ganzen Gefolge umgeben, an der Hand die beiden Knaben. Einen Augenblick weidete sich Mahmud an des Kaisers Betroffenheit, dann aber brach er das Stillschweigen und sagte:

»Ich heiße Dich in meinem Schlosse willkommen, Du großer Held! Besorge nicht, daß ich die Gewalt mißbrauchen werde, die mir Deine Kühnheit über Dich verliehen hat. Du hast mich entwaffnet, nicht aber durch die Uebermacht Deines Heeres, nicht durch die Schrecken, welche Deinem Namen vorausgehen, sondern durch die Tapferkeit Deines Armes und durch die Hochherzigkeit Deiner Gesinnungen. Ich will fortan Dein Bundesgenosse seyn, empfange als Pfand meiner Freundschaft Deine beiden Lieblinge aus meiner Hand zurück; sie sind Deiner werth!«

Friedrich war tief erschüttert. An seinem Halse hiengen die beiden geliebten Kinder und zogen ihn hin zu Mahmud; er reichte dem edelmüthigen Türken die Hand, und der Bund war geschlossen.

Nur noch wenige Tage verweilte der Kaiser in dem Gebiete seines neuen Freundes, während sein Heer sich der Freude überließ, den geliebten Herrn glücklich und siegreich zurückgekehrt zu sehen. Dann zog er auf seiner Kriegesbahn weiter.

G—s.

---

*) Sieh das Titelkupfer.

2.

Das Kind.

Was ich hier erzähle, und nur ausmalend darstelle, ist eine wahre Geschichte und unläugbar. Berault-Berkastel hat sie in seiner Geschichte der Kirche, im sechsten Bande, Seite 217, nach der deutschen Uebersetzung.

In der großen Kaiserstadt, welche mit dem alten Rom wetteiferte, und die vom großen Kaiser Konstantin den Namen Konstantinopel hat, weil er ihr Gründer war, hatte ein Jude bei seiner Wohnung eine Glashütte. Ajom hieß sein Name. Unedel war sein Herz, und es öffnete sich nicht dem holden Lichte, das Gottes Huld in die unsterblichen Seelen strahlet. Aber Rachel, seine Gattin, war eines guten Herzens. Alle Christinnen, die in der Straße wohnten, und sie näher kannten, bedauerten nur, daß sie Den zu kennen nicht das Glück hatte, der die Erwartung der Welt gewesen war.

Heute aber lief Rachel jammernd auf und ab in der großen herrlichen Straße, und suchte ihr liebes Kind. Es hieß Benjamin und glich so ganz der Mutter; im Gemüthe glich es ihr und im Angesichte. Doch ihren suchenden Mutterblicken erschien das liebenswürdige Knäblein nicht. Sie suchte es in allen Häusern der Nachbarschaft, und Niemand konnte ihr vom Kinde auch nur ein Wort sagen. Da war es ihr denn, als vergingen ihr der Himmel und die Erde. Es pochte ihr das Herz, und es zitterten ihr alle Glieder. Sie eilte immer wieder zurück in ihr Haus, um in allen Winkeln und selbst in der Glashütte zu sehen, ob der kleine Benjamin nicht etwa wieder heim-

gekommen sey, oder ob nicht etwa ein guter Mensch das verirrte Kind an der Hand heimgeführt habe. Und allemal war dieser Funke von Hoffnung vergebens. Da schien ihr denn ihr Haus keine Heimath mehr zu seyn, und sie erfüllte es mit einem Jammer, der die Steine hätte erweichen mögen. Aber Azoms Herz wurde nicht erweichet vom Jammer der Gattin; und fragte sie ihn hundertmal wieder, ob er denn gar nicht wisse, wo Benjamin seyn möge, oder wie das Kind aus dem Hause gekommen sey, so starrte sein wildes Auge auf den Boden hin, und sein Angesicht wurde bald blaß, bald glühendroth. Mit Ingrimm stand er da, und stampfte mit dem Fuße. Sie konnte, wann sie auch noch so bestimmt fragte, kein Wort aus ihm bringen, als Verfluchungen der Christen. Nur sagte er ein Paarmal mit polternder Stimme: »Bei uns kannst du ihn nirgends finden!« Und dabei sah er Rachel nicht einmal an. So hatte sie ihn nie gesehen, obgleich sie seine stürmische Gemüthsart schon oft erfahren hatte. Alles war ihr unerklärbar, und Kummer und Bestürzung überwältigten ihre Seele mit jedem Augenblicke noch mehr.

Endlich kam die Nacht heran. So unwillkommen war ihr das Dunkel der Nacht noch nie gewesen, weil es sie hinderte, das Kind zu suchen. Jammernd ging sie zum Bettchen des Kindes, und rief: »Ach, mein lieber Benjamin, so bist du denn gestern das Letztemal in dies Bettlein gestiegen! Jetzt kann ich dir den Mutterkuß nimmer geben, und nimmer meine Hand auf dein zart- und blondlockiges Köpflein legen, und so über dich den Segen des Allmächtigen, des Vaters Abrahams, Isaaks und Jakobs herabflehen. Ach, wo ist etwa mein Benjamin? Wie wird er um mich wei-

nen! Wie wird er seine Aermlein nach mir ausstrecken! Oder hat das liebe Kind etwa irgend in einem Wasser sein Grab gefunden? Oder hat es mir ein böser Mensch getödtet? Aber wer sollte solches gethan haben? Mein Gott, wo ist doch mein Kind? Wenn es noch lebet, so sey doch Du in dieser grauenvollen Nacht sein Schützer!« —

So bethete und jammerte sie noch lange fort, und senkte das Angesicht in das Bettchen des Kindes, und es ward von ihren Thränen fast ganz naß. Endlich erlag sie der Müdigkeit, und legte sich zu Bette, nicht um zu ruhen, sondern die ganze übrige Nacht zu weinen und zu seufzen. So fliegen endlich die Eltern eines geraubten jungen Vögelchens nach langem Suchen und nach großen Klagen verzagend in das öde Nestlein zurück und überlassen sich der düstern Trauer. Nur hatte Rachel nicht den Trost, daß Ajom mit ihr getrauert hätte, wie ein Vater trauert. Und wie die Eltern des geraubten jungen Vögelchens bei erster Dämmerung nimmer im Nestlein verweilen können, sondern eilen, ihr Geliebtes zu suchen, so war Rachel, ehe es recht dämmerte, schon wieder auf den Straßen der Stadt, und suchte den Benjamin.

Das Hündlein des Hauses hatte schon gestern um Benjamin großes Leidwesen gehabt. Benjamin hatte es so lieb, und sie beide schienen vertraute Jugendfreunde zu seyn. Es war nun heute mit Rachel fortgegangen und suchte mit ihr den Liebling, und spürte emsig, springend durch die Straßen auf und ab und hin und wieder. Oft, wenn sich bei der Dämmerung ferne etwas regte, glaubte Rachel, es könnte Benjamin seyn, und rief ihm dann zu: »Benjamin, mein lieber Benjamin, bleib doch stehen, ich deine Mutter,

eile dir zu.« Und sie lief aus allen Kräften, und sank dann fast wieder in Ohnmacht, sobald sie der Täuschung gewahr wurde.

Als bei erster Helle des Tages in der frischen Kühlung des Frühlingsmorgens sich das schwere Gewölk, das gestern Abends sich gethürmt, und die Nacht hindurch in schweren Regen sich ergossen hatte, am Himmel verzogen hatte, sagte Rachel bei sich selbst: »Vielleicht giebt mir der Gott unsrer Väter heute einen schönen Tag durch das Glück, meinen Benjamin zu finden. O, sein Angesicht würde mich mehr entzücken, als die Morgensonne im Golde ihrer Strahlen!«

Wie die Jungfrauen aus den nahen ländlichen Dörfern herein kamen, um auf dem Markte kleine Lebensmittel zu verkaufen, und einherwandelten so frisch und heiter, wie die Natur im Frühling; fragte Rachel bald diese, bald jene, bald viele zugleich, ob sie auf den Wegen kein verirrtes Kind gesehen hätten; sie beschrieb es ihnen so genau, wie nur die Liebe beschreiben kann. Und die Jungfrauen wurden bis zu Thränen gerührt ob dem Jammer der Mutter. Eine jede versprach ihr, sie wolle auf dem Heimwege überall um das Kind nachfragen.

Immer höher stieg die Sonne, aber auch mit jedem Augenblicke stieg die Verzweiflung der Mutter. »Ach, sagte sie, am hellichten Tage ist für mich die finsterste Nacht, da ich meinen Benjamin nicht sehen kann!«

An der Ecke einer Straße begegnete sie einer Jüdin, die ihre alte Bekannte war. Sie hieß Judith. Die hatte auch ein gutes Herz, war aber sehr abergläubisch. Die gute Frau zerfloß in Thränen, als sie all den Jammer der Rachel sah. Endlich sagte sie:

»Meine theure Rachel, wie ist es denn aber hergegangen mit deinem Kinde, daß es verloren ging? Vielleicht steckt etwas Wunderbares dahinter. Mäßige jetzt deinen Jammer ein wenig, und erzähle mir alles umständlich, ob vorher mit deinem Kinde nichts Besonderes geschehen sey. Da hielt Rachel ihr Schluchzen inne, so gut sie konnte, und fing an, also zu erzählen: »In der Nachbarschaft sind Christenkinder, zu denen ich den Benjamin immer gern hingehen ließ, weil sie gar fromm und eingezogen sind; ich glaubte, er höre von ihnen gewiß kein unanständiges Wort, und sehe von ihnen im geringsten nichts Ungebührliches. Die Kinder haben auch die schöne Tugend an sich, daß sie ihn nie als ein Judenkind verhöhnten. Bei diesen Kindern fand sich mein Benjamin, ich weiß nicht, durch was für ein Mißgeschick, so eben ein, als man sie aus der Schule kommen ließ, um ihnen in der Kirche jene Brod-Partikeln zu genießen zu geben, welche übrig geblieben waren. Du wirst wohl selbst öfters gehört haben, daß es dahier bei den Christen so Gebrauch ist, wenn die Erwachsenen das gehalten haben, was sie das heilige Abendmahl oder die Kommunion heissen, so lassen ihre Priester die unschuldigen Kinder aus den kleinen Schulen holen, und geben ihnen die noch übrigen Stücklein von Brod zum Genusse hin. *) Sie sagen halt, es sey unter dem Brode, das sie da austheilen, der Leib Jesu Christi, den unsre Väter gekreuziget haben; ich habe gar gehöret, sie sagen, es sey kein Brod mehr, sondern nur die Gestalt des Brodes. Das ist freilich ein wunderlicher Aberglaube; aber schaden kann er den Leuten ja doch nicht.

*) Dieser Gebrauch dauerte bis in das vierzehnte Jahrhundert.

Mein Benjamin ging mit den Kindern aus argloser Anhänglichkeit an sie nun auch hin in die Kirche der Christen, verlor sich unter einer Menge anderer Kinder, die auch daher kamen aus den kleinen Schulen, und die ihn nicht kannten; und man gab ihm auch von jenen Partikeln zu essen. Das Kind kam später nach Hause, als sonst; da fragten ihn der Vater und ich, wo er sich denn so verspätet habe: und er erzählte alles, und sein Angesicht schien mir dabei besonders fröhlich und anmuthig zu seyn. Ich hätte mir nichts daraus gemacht, weil ich den Christen unmöglich böse seyn kann, da sie eine so große herzliche Menschenliebe haben; und alle ihre Aberglauben sind ja unschuldig. Ich mußte wohl gar lächeln, und sagte im Scherze zum Kinde: »Mein Benjamin, du wirst heilig noch ein Christ, weil du heute Das gegessen hast, was die Christen ihr Allerheiligstes nennen.« Aber mein Mann, der in seinem Herzen die Christen grimmig hasset, gerieth über den Vorfall alsbald völlig in Wuth. Er that so fürchterlich, als wäre ein böser Geist in ihn gefahren. Er band das Kind wie einen Missethäter. Da ging mir ein Stich in's Herz. Indessen that er dem Kinde übrigens nichts; und weil ich wußte, wie lieb er es sonst hatte, ließ ich es gut seyn, und dachte mir, die Wuth werde sich bald legen. Ich hatte bei einer Nachbarin eilig ein Geschäft zu verrichten, und ging auf ein Stündlein fort. Schnell eilte ich dann wieder heim, und sieh, das Kind war nimmer zu sehen. Ach, gewiß konnte unser Erzvater Jakob nicht heftiger erschrecken, da er Josephs blutigen Rock sah, als ich erschrack, da ich den Benjamin nimmer fand.« —

Da konnte aber Rachel das Schluchzen nimmer innehalten, und sie wollte davon eilen, das Kind zu

suchen. Aber Judith hielt sie noch auf ein Paar Augenblicke auf, um ihre Meinung zu sagen. Sie sprach: »Meine theure Rachel, wenn das Kind wegen des Aberglaubens der Christen, an dem es Theil genommen hat, nur nicht verzaubert worden ist! Da steckt nichts Natürliches dahinter!« Sie wollte ihr ein Paar abergläubische Räthe geben. Aber Rachel war zu vernünftig, ihr so etwas zu glauben, und ließ sich nun nimmer aufhalten.

Allein, sie suchte den ganzen Tag vergeblich. Die ganze Stadt nahm Theil an dem Jammer der Mutter. Alles schien in Bewegung zu gerathen, ihr das Kind suchen zu helfen. Aber es ward nicht gefunden, und man konnte sie nicht trösten.

Und so war es den nächsten Tag wieder. Fast alle Freunde stellten endlich am dritten Tage der immer suchenden Mutter vor, sie solle nun aufhören zu suchen, und durch die Anstrengung ihrer fast erschöpften Kräfte und durch die Heftigkeit ihres Jammers nicht auch noch ihr eigenes Leben verlieren; allein, die Mutterliebe ließ sich nicht zur Ruhe bringen.

Am vierten Tage verzweifelte Rachel endlich doch selbst, je wieder ihren Benjamin zu finden. Sie dachte, und sagte bei sich selbst: »Wenn ich heute wieder, so wie jetzt durch drei Tage, in der ganzen Stadt umherlaufe, so müssen mich alle Leute für wahnsinnig halten. Heute will ich also zu Haus bleiben, und da im Stillen sterben in meinem Jammer. Vielleicht ist Benjamin schon in Abrahams Schooße; o, mein Gott, nimm auch die unglückliche Mutter hin zum Kinde! Oder soll ich auch hinaus auf's Land? Haben mir aber doch gestern Morgens alle Jungfrauen, die vom Lande herein auf den Markt gekommen sind, so treu-

herzig versichert, sie haben so fleißig um mein Kind nachgefragt, und gar nichts erfahren können. Daß sie fleißig nachfragten, davon sind mir ihre Thränen Bürge, mit denen sie mir's sagten. Was für gute Leute sind doch die Christen! O mein Gott, Du weißt, wo mein Benjamin ist. Ist er noch auf Erde, so führe ihn in meine Arme; laß mein Auge, ehe ich zu den Vätern gehe, sein Angesicht sehen.« So sprach sie, vergaß sich aber vor Herzeleid bald wieder, lief im Hause auf und nieder, und da sie ihres Herzens nimmer mächtig war, schrie sie aus allen Kräften: »Ach, mein Benjamin! wo bist? wo bist du?«

Auch zur Glashütte lief sie. Da war die Thür verschlossen. Aber selbst da rief sie laut; »Ach, mein Benjamin, wo bist? wo bist du?« — Und es ertönte die süße Stimme: »O, Mutter, da herinn mitten im Feuerofen bin ich!« Entsetzen und Entzücken und Schrecken der Freude und der Furcht wogten in Rachels Seele. »Mein Gott, sagte sie, mit bebenden Lippen, es ist ja wirklich Benjamins Stimme? Oder bilde ich mir's etwa nur ein? Bin ich denn wahnsinnig?« Und wieder ertönte die süße Stimme: »Da herinn mitten im Feuerofen bin ich; o Mutter komm, und hole mich heraus!« Mit aller Kraft, welche die Mutterliebe gab, sprengte sie die Thür ein. Und sieh, jetzt sah sie das Knäblein mitten in den Flammen blühend, hold, fröhlich und unberührt von jeglichem Funken da stehen. Und es hatte keinen Wunsch, als nach den Armen der Mutter. Unbeschreiblich ist es, was Rachel da in ihrem Herzen fühlte. In ihr erblaßtes eingefallenes Angesicht trat eine Freude, die es fast heller und lebhafter machte, als die Flammen waren, in denen das Kind so hold da stand. Sie flog in Entzückung

zum Feuerofen hin, und das Kind streckte nach ihr die zarten Aermlein aus, und sie hob es heraus von den leckenden Flammen. Es war ihm so frisch, als hätte es im Morgenthaue des Maies gelustwandelt. Und der Mutter war Benjamin, als sie ihn in den Armen wieder hatte, holder als eine Rose, die sie gepflückt hätte im Thaue eines herrlichen Morgens am blendenden Glanze der aufgehenden Sonne. Mit Benjamin im Arme kniete sie nieder, blickte gen Himmel, und bethete, zerfließend in Wonnethränen: »O Gott Abrahams, jetzt ist mir, wie es dem Abraham war, als dein Engel in dem Augenblicke, da er auf deinen Befehl Dir seinen Sohn zum Opfer schlachten wollte, zurief, er solle ihm nichts thun. Du gabst mir den Benjamin wieder. Und durch ein Wunder gabst Du ihn mir wieder, und zwar durch ein Wunder, welches so groß ist, als jenes Wunder war, wo Daniel und seine zwei Gefährten im flammenden Feuerofen durch deine Allmacht erhalten wurden. O, wunderbarer Gott, auch in diesen unsern Feuerofen stieg dein Engel herab; auch meinem Kinde ließest Du mitten im flammenden Ofen kühlen Wind wehen, wie wenn der Thau fällt. Das Feuer rührte meinen Benjamin nicht an, beschädigte ihn nicht, und fiel ihm nicht beschwerlich.« *)

»O, mein Benjamin!« sagte sie vor Freude ausser sich jetzt zum Kinde, ich und du wollen da vor dem Feuerofen wie Daniel und seine zwei Gefährten im Feuerofen zu Gott gesagt haben, auch zu Gott sagen: »Herr, Gott unserer Väter, sei gepriesen! Du bist lob»würdig, herrlich, und in Ewigkeit überaus erhaben!

*) Vergleich Daniel 3, 49. 50.

»Der heilige Name deiner Herrlichkeit ist gepriesen und »hoch erhaben in alle Ewigkeit.« *)

Erst jetzt ließen das Erstaunen und die Freudenschrecken endlich der Rachel Zeit, das Kind zu fragen, wie es denn in den Ofen gekommen wäre. Aber wie erstarrten ihr die Seele und alle Glieder, als das Kind ihr antwortete und sprach: »Der Vater hat mich hineingeworfen! Mutter, gleich dort nach dem Essen, wo du weggegangen, hat er das gethan. Aber eine Frau, die ein purpurnes Kleid hatte, begoß um mich herum oft das Feuer mit Wasser, und wann mich hungerte, gab sie mir zu essen. Diese Frau war wohl viel feiner als der Vater.« Ganz erfüllt von Entsetzen ob solcher Missethat des Vaters, eilte die Mutter mit dem Kinde zu einem Christen, der ein ansehnlicher Mann war, und erzählte ihm und seiner ganzen Familie das Wunder. Da war groß der Jubel im Hause. Besonders freuten sich die Kinder; sie schauten den Benjamin mit großen Augen an, als wäre er aus einer andern Welt. Man erzählte das Geschehene sogleich einigen Nachbarn; und bald strömten von allen Straßen unzählige Menschen herbei, um das gerettete Kind zu sehen. Alle fragten es selbst, wie es denn doch sey gerettet worden, und allen gab es die nämliche Antwort, und sprach zu jedem Fragenden: »Eine Frau, die ein purpurnes Kleid anhatte, begoß um mich her oft das Feuer mit Wasser; und wann mich hungerte, gab sie mir zu essen.« So antwortete denn allemal das Kind, und sein Angesicht glänzte vor Freude an jener Frau, als sähe es dieselbe noch mit Augen. Die ganze Stadt pries die Allmacht unsers Herrn und

*) Daniel 3, 52.

Gottes Jesus Christus, daß Er sein hochheiligstes Sakrament der unendlichen Liebe durch ein so unläugbares Wunder verherrlichet hat. Man überhäufte auch die Mutter mit Bezeigungen der lebhaftesten Freude, daß der Gott ihrer Väter sie so habe trösten wollen. Jeglicher Christ wurde von neuer Ehrfurcht gegen das allerheiligste Sakrament erfüllt, und lebendiger wurde an diesem Tage der Glaube an dieß wunderbare Geheimniß.

Aber auch Rachel erkannte jetzt, Jesus von Nazareth sey es, auf den Abraham, Isaak und Jakob, und die Propheten, und die frommen Israeliten geharrt hätten. Und es ging in ihrer Seele das Licht der Gnade auf, und sie glaubte an Jesus Christus, und glaubte von ganzem Herzen. Da war ihr im Geiste die Freude des Glaubens noch wonniger, als die Mutterfreude über das gerettete Kind. Sie vergoß vor allen süße Thränen der heiligen Glaubensfreude.

Sobald sie ein Paar Augenblicke allein seyn konnte, kniete sie nieder vor dem ewigen Gott, und es brach ihr Herz, das von himmlischen Gefühlen ganz voll war, in diese Worte aus: »O mein Gott, was hast Du an deiner niedrigen Magd gethan! Wahrhaftig, Du bist der große Gott, der tödten kann, und wieder lebendig machen. Bitterer, als der Tod, war mir der Verlust des Kindes, und seine wunderbare Rettung ist mir jetzt süßer, als das Leben. Und Du hast mir in der Größe und Menge deiner überschwenglichen Erbarmungen nicht nur meinen Sohn wieder geschenkt, sondern mich auch deinen eignen ewigen wahren Sohn erkennen lassen. O, mein Jesus, wie will ich Dich lieben! Das Kind und die Mutter sollen jetzt ganz Dein seyn.«

Wirklich wurde Rachel getauft, sobald man sie im christlichen Glauben unterrichtet hatte. Das war auch der Wunsch des Kaisers, der sich aus ganzer Seele über diese wunderbare Geschichte erfreute. Auch Benjamin wurde getauft, wie es ebenfalls der Wunsch des Kaisers war. Der Kleine erschien dabey voll des kindlichsten Glaubens an Jesus Christus, und immer war ihm jene Frau mit dem schönen Purpurkleide in dem Sinne. Vorzüglich für die Christenkinder war Benjamins Taufe ein rechtes Freudenfest. Ganz besonders erzeigten jene christlichen Kinder, bei denen er einst so gern sich unterhalten hatte, ihre Freude hierüber, und sie konnten sich von Benjamin nimmer genug erzählen.

Damals regierte die Kirche zu Konstantinopel der Patriarch Mennas, den die Kirche Jesu unter ihre Heiligen zählt. Dieser Diener Gottes erfreute sich überaus, daß der Herr in seinen Tagen, in denen böse Menschen viele Unruhe unter der Heerde Jesu verursachten, solches gethan habe.

Nach dem Wunsche des Kaisers wurde Benjamin dem geistlichen Stande gewidmet, und unter jene Geistlichen gegeben, die eines niederern Ranges sind und Lectores heissen. Auch Rachel wurde, ebenfalls nach dem Wunsche des Kaisers, einem Stande gewidmet, in dem sie Gott und den Gliedern der Kirche auf besondere Weise diente, wie andere gottselige Frauen, die man damals Diakonissinnen nannte.

Benjamin und Rachel hatten nur noch Einen Wunsch auf Erde, und der war, daß auch Ajom Jesum Christum erkennen möchte. Und das wünschten alle Christen der Stadt recht herzlich. Das ging der vollen Freude noch ab. Alles wurde versucht, ihn zur Reue über seine Missethat zu bringen, und ihm nach

und nach den heiligen Glauben einzuflößen. Allein, Ajom blieb verhärtet. Sein Haß gegen die Christen ließ sein Herz zu keinen sanften Gefühlen kommen. Was man ihm von dem geschehenen Wunder auch immer vorstellen mochte, so sah er mit starrem Blicke, und mit gerunzelter glühender Stirn auf den Boden hin, und verwünschte die Zauberei der Christen, der er es zuschrieb, daß sein Kind nicht verbrannt ist im Feuerofen. Sein Angesicht war wie das Angesicht des Kain, als er Abel getödtet hatte, und sein Herz schien ein Feuerofen voll Flammen höllischer Wuth zu seyn. Er rasete, verwünschte Christum, Rachel und Benjamin.

Der Kaiser ward endlich seiner Hartnäckigkeit müde, und befahl, man soll ihn als einen Kindermörder spießen. Und Tausende sahen ihn gespießt in furchtbaren Zuckungen hinsterben im Hasse gegen Den, der Sich aus unendlicher Liebe auf unsern Altären als das Brod des Lebens zum Genusse hingiebt. Und die ganze gläubige Stadt entsetzte sich ob der schrecklichen Blindheit, und wie ein Herz sich verhärten könne, das der innerlichen Gnade des übernatürlichen Glaubens widersteht.

Im Manuscript eingesandt von Th. Nelk.

3.

Aus dem Leben einiger Nichtchristen.

(Zur Beschämung mancher Christen.)

a.

Das belohnte Vertrauen.

Als einst der Großmogol (ehedem der mächtigste Herrscher in Indien) mit seinem Gefolge ausging, da trat eine Frau vor ihn mit großem Geschrei: sie wolle den Regenten sprechen — und ließ sich gar nicht davon abwendig machen.

Der Mogol befahl, sie vorzuführen.

Da hob die Frau ein verrostetes Beil in die Höhe, und sprach: »O Du, der Du Gottes Stelle auf Erde vertrittst, berühre dieß Eisen, und es wird zu Gold werden, denn Gott wird Dir diese Kraft verleihen!«

»Gott hat mir diese Kraft nicht verliehen — erwiederte der Großmogol — und um dich davon zu überzeugen, so gieb dein Eisen her, und sieh, es bleibt Eisen. Aber weil du in Gott ein solches Vertrauen setzest, so gebe man« — indem er sich an Einen seines Gefolges wandte — »dieser Frau so viel Gold an Gewicht, als diese Axt wiegt.«

Leser! sowohl das Weib, als der mächtige Mogol waren Heiden. Beschämen nun nicht beide — das Weib durch die Zuversicht ihres Vertrauens, der Mogol hingegen durch die Demuth seiner Antwort — so manche glaubenslose und demuthsleere Christen?

b.

Eine Tochter, die für den Vater büssen will.

In China, einem heidnischen Lande, ist ein Gesetz, kraft dessen denjenigen, die sich an landesherrlichem Gelde vergreifen, beide Hände sollen abgehauen werden. Einst hatte ein Beamter dieses Verbrechen begangen, und folglich nach dem Landesgesetze diese grausame Strafe verdient.

Seine Tochter wagte es zu dem Kaiser zu gehen, und für ihren Vater zu bitten. Demüthig erschien sie vor dem Kaiser von China, und sprach: Ich läugne nicht, großer Kaiser! daß mein unglücklicher Vater nach den Gesetzen beide Hände verlieren soll; hier sind sie.

Bei diesen Worten zog sie ihre Handschuhe aus, reichte dem Kaiser ihre eigene Hände dar, und fuhr fort: Ja, großer Kaiser! diese Hände gehören meinem Vater. Sie sind zur Unterhaltung seines Hauswesens unnütz; nimm sie also, und laß meinem Vater dafür diejenigen, womit er meinen Großvater, meine Brüder und Schwestern, und mich selbst ernährt.

Der Kaiser wurde durch die kindliche Liebe dieses Mädchens, das die eigenen Hände für den Vater geben wollte, gerührt. Er lobte sie, ließ sie im Frieden nach Hause gehen, und begnadigte den Vater wegen der Tochter.

c.

Dankbarkeit eines Nichtchristen, und Ehrlichkeit eines Christen.

Ein Schiff, das auf dem Rheinstrome hinunter nach Holland ging, stieß auf eine Sandbank, und

scheiterte. Die Stücke des Schiffes trennten sich von einander, und die Menschen, die darinn waren, kamen in große Gefahr. Jeder suchte sich zu retten, so gut er konnte. Der vordere Theil des Schiffes stand noch fest auf dem Sand, war aber schon ganz unter Wasser. Deßwegen kletterten vier Personen auf den Mastbaum hinauf, und hielten sich fest daran. (Mastbaum ist ein großer Baum in solchen Schiffen, die durch Segel getrieben werden.)

Einer von diesen vier Kletterern war ein Bauer aus Westphalen. Ein Jude, der noch unten im Schiffe war, bath diesen Bauer um die Erlaubniß, daß er sich an seinen Fuß hängen dürfte.

O, ja, sagte der Bauer, hängt euch an; wenn ich nicht mehr halten kann, so ertrinken wir beide.

Der Jude hängt sich also an des Bauers Fuß. Unterdessen kam ein anderes Schiff, und rettete sie alle. Der Jude dankte dem Bauer herzlich, der ihm das Leben gerettet hatte, schrieb dessen Namen und Wohnort auf, und sagte beim Abschied: »Jetzt habe ich zwar nichts; aber sobald ich kann, werde ich ihm zeigen, daß ich erkenntlich bin für die Wohlthat, die er mir erwiesen hat.«

»Reiset in Gottes Namen,« sagte der Bauer, »ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danket Gott, der uns vom Tode erlöset hat.«

Der Jude ging. Es verflossen zwei Jahre, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Niemand dachte mehr an ihn. Endlich kam ein Brief von ihm an den Richter des Ortes, wo der Bauer wohnte. Dieser Brief war von Frankfurt am Main geschrieben. Der Jude schrieb dem Richter die ganze Geschichte, wie der

Bauer ihm das Leben erhalten hatte, und fuhr dann weiter fort:

»So lange konnte ich meinem Wohlthäter nichts geben; weil es meine Umstände nicht litten. Aber oft habe ich seiner gedacht; oft habe ich für ihn gebethet, wenn ich Gott für die Erhaltung unsers Lebens dankte. Jetzt habe ich etwas mehr. Gott hat meine Habe gesegnet; ihm sey Lob. Und nun muß ich an den guten, braven Bauer denken. Hier ist Zeug für ihn, sein Weib und seine Kinder und fünfzig Stücke Dukaten. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen Mühe mache, und Sie bitte, dem guten Bauer diese Geschenke zu geben. Sollte er aber nicht mehr leben, so werden auch sein Weib und Kinder dieselben wohl nöthig haben, und sich darüber freuen. Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie mir ein Paar Zeilen antworten, und einige Nachricht von meinem Wohlthäter geben wollen.«

Der Richter ließ den Bauer holen. Dieser war indessen durch eine Krankheit in seinem Hauswesen zurückgeblieben, und befand sich eben damals in einer großen Noth. Denn er war der Herrschaft noch Abgaben rückständig, und wußte nicht, wie er sie bezahlen sollte. Deßwegen erschrack er auch, da der Richter ihn rufen ließ. Doch ging er sogleich hin, und fragte ganz furchtsam: »Was befehlen Sie, Herr Richter?«

Der Richter erschreckte ihn Anfangs ein wenig, und forderte ihm das rückständige Geld ab. Als aber der Bauer um Aufschub bath, und lamentirte, so sagte der Richter: »Nun, seyd nur stille; wir wollen schon sehen. Aber erinnert ihr euch nicht mehr, daß vor zwei Jahren ein Jude an eurem Fuße hing?«

Der Bauer dachte Anfangs nicht gleich darauf. Endlich erinnerte er sich, und sagte: »Ach! lieber Gott!

jetzt besinne ich mich darauf. Ja, der arme Schelm! er war so froh über die Erhaltung seines Bischen Lebens. Möchte doch wissen, ob er noch lebe; er schien ein gutes Blut zu seyn; ja, da rettete uns Gott recht wunderbar.«

Der Richter fragte weiter: »Versprach er euch nichts zur Belohnung?«

Ja, lieber Gott! sagte der Bauer, er mag wohl selbst nichts haben; er war der Kleidung nach sehr zerrissen; er schrieb freilich meinen Namen, und sonst noch manches auf.

Der Richter sagte darauf: »Der Jude ist ein guter Kerl; er lebt noch; dieses hier schickt er euch zur Belohnung.« — Bei diesen Worten legte der Richter den Zeug auf den Tisch, den der Jude geschickt hatte; das Geld aber ließ er noch zurück.

Der Bauer stand ganz erstaunt da, weinte vor Freuden, und als er hörte, daß der Jude geschrieben, und alle diese Geschenke für ihn bestimmt hätte; so sagte er: »Nun, Gott vergelt ihms! — Nun tadle mir einer mehr die Juden, und heisse sie alle Schelmen.«

»Das sind sie auch nicht; sagte der Richter, es giebt bei allen Völkern gute Menschen.« Nun brachte er das Geld und den Brief, zählte die fünfzig Dukaten hin, und sagte: »das ist auch euer.«

Der Bauer sprach nichts, sah den Richter beständig an, las den Brief, und endlich rief er laut: »Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein wenig Anhalten an dem Fuße! Gott segne ihn!« Der Richter ermahnte ihn, nun gut Haus zu halten. Der Bauer folgte diesem Rathe. Auch schrieb er ein herzliches Dankschreiben an den Juden; dieser aber schickte hernach

alle Jahre ein Päckchen an den Bauer, worinn bald Geld, bald Zeug, bald Gewürze war.

d.

Ein Seitenstück zum vorigen.

Ein reicher Jude reiste zu Pferd auf die Dult, und hatte einen ganzen Gurt, oder, wie man es in einigen Gegenden nennt, eine Bauchbinde voll Geld um den Leib. Er mußte durch einen Fluß reiten, der von dem Regenwetter sehr angeschwollen war. Das Wasser riß ihn fort, und im Augenblicke sah man weder Roß, noch Reiter mehr.

Ein Bauer stand am Gestade, und sah das Unglück. Weil er gut schwimmen konnte, so warf er geschwinde seine Kleider von sich, sprang in das Wasser, und erhaschte den Juden glücklich. Mit vieler Mühe brachte er ihn an das Land; aber das Pferd konnte er nicht retten.

Der Jude war indessen schon halb todt. Weil aber der Bauer gehört hatte, daß man Ertrunkene wieder zum Leben bringen könnte: so trug er ihn alsobald in sein Haus, legte ihn auf einen Bund, oder Schab Stroh, und gab sich alle Mühe, ihn wieder zu sich zu bringen. Es gelang ihm auch; der Jude kam glücklich wieder zum Leben.

Als er völlig wieder hergestellt war, so dankte er seinem Erretter herzlich. Nun wollte er nach seinem Gelde greifen, und dem Bauer eine Belohnung geben; aber es war fort. Der Jude beklagte sich, daß ihm sein Geldgurt weggekommen wäre, und sagte, derselbe könnte ja nicht im Wasser liegen; denn er wäre fest an seinen Leib gemacht gewesen.

Der Bauer erschrack. Sein Gewissen sprach ihn

zwar frei; aber es kränkte ihn doch, daß er in einen übeln Verdacht kommen sollte. Er versicherte den Juden hoch und theuer, daß er kein Geld bei ihm gefunden hätte, und sagte, wenn er im Sinne gehabt hätte, ihm sein Geld abzunehmen: so würde er sich wohl nicht so viele Mühe gegeben haben, ihn wieder zum Leben zu bringen.

Der Jude stand zwar noch im Zweifel, ob die Sache so wäre; wollte sich aber doch mit dem Retter seines Lebens in keinen Streit einlassen; er dachte, das Geld möge in Gottes Namen hin seyn, und reiste ab.

Beide schieden also nicht recht vergnügt voneinander. Der Jude war mißvergnügt; weil er sein Pferd und sein Geld eingebüßt hatte; und der Bauer bekümmerte sich darüber, daß er unschuldig in den Verdacht eines Diebstahls gekommen war.

Im folgenden Frühjahre wollte der Bauer den Mist aus seinem Hofe auf die Aecker führen. Indem er nun das Stroh mit seiner Gabel aufzog; sah er einen ledernen Gurt liegen. Er hob ihn auf, und fand ihn sehr schwer. Er öffnete ihn, sah hinein, und sieh! es war lauter Gold darinn.

Voll Verwunderung rief er seinem Weibe, und sagte: In aller Welt! wie kömmt das viele Gold in meinen Mist?

Ei! sagte das Weib, das wird gewiß dem Juden seyn, den du vorigen Herbst aus dem Wasser gerettet hast.

Du hast recht, Weib! sagte er, das ist mir lieb; nun passire ich doch nicht mehr für einen Schelm und Spitzbuben. Das Geld soll er bald wieder haben; aber wie ist es denn hieher gekommen?

Sie sannen hin und her, und endlich muthmaßten

sie, der Gurt müßte dem Juden auf und vom Leibe losgegangen seyn, wie er auf dem Stroh lag; und das Stroh wurde hernach auf den Mist geworfen.

Der Bauer hob indessen das Geld wohl auf, bis er Gelegenheit hätte, es dem Juden zu überliefern. Nun war aber das sein größter Kummer, daß er nicht wußte, wie derselbe hiesse, noch, wo er wohnte. Deßwegen ging er zur Zeit der Dult oft an die Landstrasse, und gab Acht, ob er den Juden vielleicht wieder einmal sähe. Weib und Kinder mußten auch fleißig Acht haben. Indessen konnten sie doch nicht immer dem Juden auflauern.

Wie nun so ein Jahr nach dem andern verging, ohne daß der Jude mehr vorkam; so lag das Weib dem Manne öfter an, er sollte doch einmal von dem Gelde was nehmen, und damit seine Schulden bezahlen. Der Mann wollte aber nicht, ob er gleich arm war, und sich in schlechten Umständen befand. Das Weib setzte ihm je länger, je heftiger zu. Sie sagte: sie könnten sich jetzt aus aller Noth helfen; der Jude käme doch nicht wieder, und wenn er auch einmal wieder käme, so gebührte ihnen ja doch etwas für ihre Mühe.

Allein der Mann schüttelte mächtig den Kopf, und sagte immer: »Weib! laß Du mich nur warten. Das Geld bleibt bei Heller und Pfenning beisammen, bis ich den Juden auskundschafte, und es ihm zustelle. Da hätte ich einen schönen Gewinn, wenn ich für das lumpige Gold mein gutes Gewissen weg geben sollte. Nein; das thut dein Heinrich nicht. Wenn er schon arm ist, so ist er doch redlich, und wird fleißig arbeiten; dann wird Gott ihm und seinen Kindern auch Brod bescheeren.«

Endlich kam einmal Abends ein Karren vor des

Bauers Hausthüre, und bei diesem Karren war auch der Jude, den der Bauer gerettet hatte.

Mit frohem Gesichte trat er in die Stube, und sagte: »Gott sey bei euch, liebe Leute! kennt ihr mich noch?

»Ach!« rief der Bauer, »Gott sei Dank, daß ich euch wieder sehe. Ich habe schon lange auf euch gewartet.«

Der Jude fiel ihm in die Rede, nahm ihn bei der Hand, und sagte: Lieber Freund! verzeihet mir, daß ich euch im Verdacht hatte, als wenn ihr mir mein Geld genommen hättet. Ich habe mich heimlich, so oft ich auf die Dult reisete, bei den Leuten hier erkundiget, ob man nicht merkte, daß ihr reicher geworden wäret? Ob ihr eure Schulden bezahlt, oder euch ein besseres Haus gebaut hättet? Aber ich hörte immer, daß ihr noch eben so arm wäret, als vorher. So vergingen zwei Jahre, und nun konnte ich gewiß denken, daß ihr mir mein Geld nicht genommen hättet. Nun verzeiht mir, und nehmt noch einmal meinen herzlichen Dank an, daß ihr mich gerettet habt. Da habe ich auf meinem Fuhrwerk einige Sachen mitgebracht, die ich euch als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit geben will.

So sprach der dankbare Jude, und holte von seinem Karren Zeuge zu Kleidern, und allerhand andere Sachen, die der Bauer wohl brauchen konnte, wie auch eine schöne Summe Geld, das er auf den Tisch legte.

Der ehrliche Bauer stand ganz erstaunt da, und sagte: Lieber Freund! euer Geld ist wirklich in meinem Hause. Ihr habt vielleicht von andern Leuten gehört, daß ich es in meinem Mist gefunden habe, und habt vielleicht gedacht, daß ich es für mich behalten wollte.

Aber bei Gott! ich hätte euch's schon lange gebracht, wenn ich gewußt hätte, wo ihr wohnet. Nun hier ist es, zählet es selbst; es wird noch alles beisammen seyn. —

Der Jude erstaunte noch mehr über die Ehrlichkeit dieses Mannes, und bath ihn, dieses Geld auch zu behalten.

Der Bauer that es aber nicht. Nur die andern Geschenke, die ihm der Jude mitgebracht hatte, behielt er, um ihn nicht zu betrüben.

Und nun bezahlte er seine Schulden und baute sich ein neues Häuslein, in welchem ihn der Jude allemal besuchte, so oft er durchreiste.

Da freuten sich denn die guten Leute mit einander, wenn sie an die wunderbare Begebenheit dachten, wodurch sie Freunde wurden.

e.

Der glückliche Nadelfinder.

Ein Kaufmann in China fand auf einer Reise einen Beutel, worinn zwei große goldene Nadeln waren. Er setzte sich nieder, nnd wartete, ob etwa Jemand käme, der sie verloren hätte.

Gegen Abend kam eine weinende Sklavin, suchte die Nadeln, und sagte, dieselben gehörten ihrer Herrschaft; sie hätte sie verloren, und würde nun des Diebstahls beschuldigt. Der Kaufmann übergab sie ihr, und reiste nun fort.

Seine Rückreise machte er zu Wasser auf einem Fluß. Als er wieder an den Ort kam, wo er die Nadeln gefunden hatte, so stand dieselbe Sklavin am Gestade, sah, und erkannte ihn, und fing an, ihm so sehr zuzuwinken, daß er endlich an's Land fuhr, und ausstieg.

Sie bath ihn mitzugehen, sie wollte ihn mit Speise und Trank erquicken, und weil es heisses Wetter war; so ließ er sich bereden und ging mit.

Aus Dankbarkeit wartete ihm die Sklavin so wohl auf, daß er sich verspätete, und das Schiff fuhr indessen ab. Er mußte also die Nacht am Lande bleiben, und dieß war sein größtes Glück; und zugleich der Lohn seiner Ehrlichkeit, den ihm Gott selber geben wollte. Denn in derselben Nacht entstand ein heftiger Sturm; das Schiff, darinn er gewesen war, ging unter, und alle seine Reisegefährten ertranken.

f.

Der Wilde und der Engländer.

Ein Wilder in Amerika hatte sich einst auf dem Heimwege verirrt, und kam an die Wohnung eines Engländers, der eben vor seinem Hause saß, und tiefsinnig in einem Buche las. Weil er sehr hungrig war, und sobald nicht nach Hause kommen konnte; so bath er den Engländer um ein Stück Brod, oder wenigst um einen Trunk. Allein der Engländer schlug alles rund ab, und fuhr ihn an, daß er sich unterstände, einen Mann, wie er wäre, zu beunruhigen. Er mußte also ohne Labsal weiter.

Einige Monate hernach ging dieser Engländer einmal jagen, verirrte sich ebenfalls, und konnte den Weg nach seinem Hause nicht wieder finden. Endlich begegnete ihm ein Wilder, den er inständigst bath, ihm den Weg nach Hause zu zeigen.

Der Wilde sagte, es wäre schon zu spät, er könnte heute nicht mehr nach Hause kommen; er möchte daher mit ihm in seine Hütte gehen, und die Nacht bei ihm zubringen. Der Engländer nahm die Einladung

an, und als er in der Hütte des Wilden angekommen war, setzte ihm dieser sogleich Wildprät, und andre Speisen vor, und bereitete ihm auch ein Lager, worauf der Müde sanft schlief. Den andern Tag begleitete der Wilde den Christen nach Hause.

Nachdem er ihn glücklich nach Hause gebracht hatte; fragte er ihn, ob er sich denn nicht erinnern könnte, ihn schon einmal gesehen zu haben?

Der Engländer betrachtete ihn jetzt genauer, und erkannte, daß es eben der Wilde wäre, dem er vor einiger Zeit Brod und Wasser abgeschlagen hätte. Nun fing er freilich an, sich zu schämen, und dem bessern Heiden abzubitten. Der Heide machte ihm aber keine Vorwürfe deßwegen, sondern wünschte ihm alles Wohlergehen, und ging davon.

4.

Die Wittwe von Bologna.

(Süßer ist es, verzeihen — als sich rächen.)

Jahrhunderte hindurch wurde eine Straße in Bologna die Gasse der Frömmigkeit (la strada pia) genannt, weil in selber, der Sage nach, ein Werk der höchsten christlichen Frömmigkeit geschehen ist. Dort wohnte nämlich eine adeliche und reiche Wittwe, die Mutter eines einzigen Sohnes, der die Freude ihres Lebens war. Als dieser Sohn, ein Knabe noch, spielend auf der Gasse sich aufhielt, und gegen einen Fremden, der im Vorübergehen ihn gestört hatte, sich entrüstete, ward dieser gleich von solchem Jähzorn entflammt,

daß er seinen Degen zog, und dem Knaben den Todesstoß versetzte. Kaum war die unsinnige That geschehen, als der Mörder von Angst und Entsetzen überfallen ward; mit der Klinge in der Hand, die noch vom Blute rauchte, sprang er in das nächste Haus, dessen Pforte eben offen stand, eilte die Stiege hinauf, fand die Frau des Hauses, warf sich ihr zu Füßen, und beschwor sie um die Liebe Gottes, ihm einen Zufluchtsort zu gönnen, wo er sich verbergen könnte. Obwohl von Entsetzen durchschauert, gewährte sie seine Bitte; aber während sie einen solchen Ort ihm zeigte, waren auch die Gerichtsdiener, dem Thäter nachspähend, ins Haus gekommen. Die Matrone, da sie durch ihr Versprechen gebunden zu seyn meinte, beantwortete ihre Fragen nicht, sie überreichte ihnen alle Schlüssel, und sprach: es steht euch frei zu suchen, sehet selber. Da sie aber nach vergeblichem Suchen, wieder das Haus verließen, rief Einer von ihnen: Diese gute Dame scheint nicht zu wissen, daß es ihr eigner Sohn ist, welcher ermordet worden, sonst wäre sie die Erste gewesen, die den Mörder uns ausgeliefert hätte, statt ihn zu verbergen! Die unglückliche Mutter hörte das, der Leichnam ihres Sohnes ward ihr endlich auch gezeigt, ihr Blut erstarrte, der Schauer des Entsetzens rüttelte ihre Glieder. Sie verschloß sich in ein einsames Zimmer, da warf sie sich auf ihre Knie, ihr Auge fing an, zu Gott zu thränen; bald wieder durch die Gnade, die im reichen Maße ihr gegeben war, gestärkt, brachte sie die herbe Kränkung dem Herrn als ein Opfer dar, und gelobte zur Ehre des göttlichen Gesetzes und des Evangeliums, nicht allein, dem Mörder gänzlich zu verzeihen, sondern auch, zum Zeichen dieser herzlichen Vergebung, ihn, statt

des Getödteten, zum Sohne anzunehmen. Und sie verwendete für ihn so viele Bitten, und brachte so namhafte Opfer für das gemeine Beste, daß die Richter um ihrentwillen dem Verbrecher die Freiheit beließen, an welchem sie auch, was sie gelobt, ins Werk gesetzt hat.

J. E. Veith.

5.

Martin Heydemann.

(Hüte dich, Unrecht zu thun! Denn es giebt eine göttliche Gerechtigkeit, die beschützt, und eine göttliche Gerechtigkeit, die bestraft.)

Eine ungewöhnliche Traurigkeit lag eines Tages auf dem Gesichte des wackern Martin Heydemann, eines der geschätztesten Einwohner des Marktfleckens Weidenbach. Seine gute Frau, Sophie, schien nicht weniger betrübt. Beide waren von heiterer Gemüthsart, und selbst bei großen Unglücksfällen verloren sie nicht leicht den Gleichmuth und die Fröhlichkeit ihres Herzens. Nur dießmal schien es, als wenn alle Freude und alles Vertrauen aus ihrem Gemüthe gewichen wären.

Martin Heydemann nährte sich lange von dem Ertrage der Ländereien, die er theils von seinem Vater geerbt, theils durch seinen unermüdeten Fleiß sich erworben hatte. War er gleich nur ein einfacher Landmann, so schätzte ihn doch jedermann, der ihn kannte, seines guten Verstandes und seiner rechtschaffe-

nen Denkungsart wegen. In seinem kleinen Hause wohnten Eintracht, Fleiß und wahre Frömmigkeit.

Eine Reihe von Jahren hindurch ging es dem wackern Heydemann sehr wohl. Der Himmel segnete seine Felder, und er und seine Frau freuten sich einer ununterbrochenen Gesundheit. Doch auf ein Mal schien das Glück von ihm ganz weichen zu wollen. Es brach ein verheerender Krieg aus. Weidenbach ward von feindlichen Truppen überschwemmt, geplündert und fast ganz verbrannt. Auch Martins Wohnung wurde ein Raub der Flammen. Um sie wieder aufzubauen, mußte er mehrere Aecker feil biethen, und um einen geringen Preis losschlagen. Das Jahr darauf war ein Mißjahr, und er gerieth mit den übrigen Einwohnern des Marktfleckens in große Noth, die ihn abermals zwang, eines seiner schönsten Grundstücke zu verkaufen. Nach einem Jahre kam ein neues Unglück. Ein starkes Hagelwetter, das kurz vor der Aernte fiel, zerstörte seine Felder ganz, was ihn um so mehr schmerzte, da der Segen auf denselben sehr groß gewesen war.

Durch diese und ähnliche Unfälle kam Martin Heydemann in seinen Vermögensumständen so sehr zurück, daß er fast all' seine Aecker verkaufen mußte. Um das Maaß seines Unglücks voll zu machen, ergriff ihn und seine Sophie eine schwere Krankheit, von der beide mehrere Monate lang an das Krankenlager gefesselt, und dadurch an jedem Erwerbe gehindert wurden.

Martin Heydemann hatte zwar unter den Miteinwohnern mehrere gute Freunde, die ihm zu einer andern Zeit mit Freude beigestanden hätten, jetzt aber selbst durch erlittene Unfälle in Verlegenheit und so ausser Stande waren, ihm zu helfen.

Der wackere Heydemann mußte sich daher wohl

zu einem Schritte entschließen, den er höchst ungern, und nur mit schwerem Herzen that. Er mußte Schulden machen. Traurig griff er nach dem Stabe, und wanderte nach der nächsten Stadt, wo Herr Hartstein wohnte, von dem es bekannt war, daß er ein reicher Mann sey, und Geld ausleihe. Aber es war auch kein Geheimniß, daß dieser reiche Mann, wie viele seines Gleichen, einen starken Wucher treibe, große Zinsen nehme, und seine Schuldner hart behandle. Indeß was sollte Martin thun? Die Noth war bei ihm auf's Höchste gestiegen, und er sah sich gezwungen, Herrn Hartstein um eine Summe zu bitten, die er nach drei Jahren zurück bezahlen wollte.

Mit unruhigem Gemüthe sah Sophie der Rückkehr ihres Mannes aus der Stadt entgegen. Endlich trat er in das Zimmer. »Bist Du glücklich gewesen?« fragte sie ihn beim Hereintreten; denn sie bemerkte nicht gleich den Trübsinn, der auf seinem Gesichte lag, und ihr deutlich genug gesagt hätte, was sie zu wissen wünschte.

»Ich bin nicht glücklich gewesen;« antwortete Martin in traurigem Tone. »Der Herr Hartstein hat mich kurz abgefertigt. Er habe für mich kein Geld, rief er mir unwillig zu, und ließ mich stehen.«

Das war für Sophie eine sehr traurige Nachricht; denn selbst für die nothwendigsten Bedürfnisse in der Küche fehlte es bereits am Gelde. Man überlegte, was zu thun sey, um wenigstens vor der Hand einiges Geld zu erhalten. — »Zwei Gänse sind noch da und eine Henne,« sprach Sophie; »laß uns die Gänse verkaufen, und das Huhn abschlachten, damit wir etwas zu essen haben.«

In dem Augenblicke traten ein Paar von Martins

Freunden in das Zimmer. Er erzählte ihnen von seinem mißlungenen Versuche in der Stadt, und wie er dadurch in die größte Verlegenheit gerathe.

»Hast Du dem Herrn Hartstein etwas mitgenommen?« fragte der Eine, und als Martin mit Nein antwortete, versetzte derselbe: »Da ist es kein Wunder, wenn Du abgewiesen worden, und mit leeren Händen zurück gekommen bist. Bei diesem Herrn muß man immer mit Geschenken kommen, wenn man sein hartes Herz erweichen will; sonst erhält man nichts von ihm. Suche ein Paar Hasen oder Auerhühner zu bekommen; die trage ihm hin, und ich wette, er wird Dich nicht kurz abfertigen und stehen lassen.«

»Wo sollt' ich Hasen und Auerhühner hernehmen? versetzte Martin Heydemann. »Ich bin jetzt viel zu arm, um so etwas kaufen zu können. — Aber höre, Sophie, mir fällt was ein — wie wär' es, wenn wir die zwei Gänse —«

»Auch gut!« rief der Freund, »zwei Gänse sind für einen Herrn wie Hartstein auch ein willkommnes Präsent.«

»Ich besorge nur,« versetzte Sophie, »daß Du ihm die Gänse bringst, und doch kein Geld erhältst. Was wollen wir dann machen? Die Gänse sind noch das Einzige, was wir zum Verkaufe übrig haben.«

»Nichts besorgt, die Gänse werden gewiß ihre Wirkung thun, besonders wenn Heydemann dem reichen Wucherer zu verstehen giebt, daß ihm alle Jahre ein Paar solcher Vögel ins Haus geflogen kommen sollen.«

Martin ergriff nun abermals den Stab, und wanderte nach der Stadt. Herr Hartstein erblickte kaum die Gänse, die, wie er hörte, für ihn bestimmt waren,

als er sogleich sein eingeschrumpftes Gesicht zum Lächeln zwang, und in die Worte ausbrach: »Nun, das ist ja scharmant, daß Ihr wieder kommt! Ich weiß auch nicht, warum Ihr Vormittags so schnell davon gelaufen seyd.« Als der wackere Landmann bemerkte, Herr Hartstein habe ihn stehen lassen, erwiederte dieser: »Ei, ei, mein Schatz! das war ja nicht böse gemeint; ich ging blos fort, um in meiner Kasse nachzusehen, ob ich Euch helfen könne. — Tragt mir die Gänse in die Küche. Ich liebe diesen Braten. Und dann kommt hierher zurück, da wollen wir sehen, was zu machen sey.«

Martin bemerkte: er freue sich, daß der wohledle Herr mit dem kleinen Präsente zufrieden sey, da er das wisse, werde er nicht ermangeln, mit dergleichen jährlich aufzuwarten.

Darüber verzog der Wucherer sein Gesicht zur freundlichsten Grimmasse, klopfte dem Landmanne auf die Schulter, und hieß ihn einen braven Mann.

Als Heydemann aus der Küche zurückgekehrt war, wurde nun in Ansehung seiner Bitte Alles reiflich erwogen. Es wurden die Zinsen bestimmt, und dem reichen Manne das Haus des wackern Martin verpfändet. Dafür zahlte Herr Hartstein die Hälfte des Hauswerthes, und ließ sogleich Alles gerichtlich versichern. Um den Landmann, der sich des letzteren Umstandes wegen, ein Paar Stunden länger in der Stadt aufhalten mußte, nicht unbewirthet nach Hause zurückkehren zu lassen, ließ er ihm ein Glas saures Bier vorsetzen, und ein Stück ausgedorrtes Brod reichen. Als Heydemann sich entfernte, unterließ der Wucherer nicht noch ein Mal gegen ihn zu bemerken, daß er den Gänsebraten sehr gerne esse, und wenn daher Martin

hübsche Gänse hätte, so möchte er auf ihn nicht vergessen.

Die gute Sophie konnte die Rückkehr ihres Mannes kaum erwarten. Er blieb ihr zu lange aus, und sie war um ihn sehr bekümmert. »Kommt, lieben Kinder,« sprach sie zu ihren Kleinen, »kommt, wir wollen dem Vater entgegen gehen. Er bringt vielleicht Geld, und ihr sollt dann nicht so lange hungern. O wenn er doch nicht leer wieder zurück kehrte.«

Die Kinder gingen nun mit der Mutter dem ersehnten Vater entgegen, und freuten sich sehr, als sie ihn von weitem erblickten. Alle fingen nun an zu laufen, um recht bald bei ihm zu seyn. Und als sie bei ihm waren, ergriffen sie seine Hand, hießen ihn willkommen, küßten ihn, und waren voll Munterkeit und Lust.

»Bist Du dießmal glücklicher gewesen?« fragte Sophie mit sichtbarer Schüchternheit.

»Ich bringe Geld!« antwortete Martin — »aber wir müssen starke Zinsen zahlen.«

Sophie erwachte zu einem neuen Leben. »Wenn Du nur Geld bringst!« rief sie freudig aus. »An die Interessen wollen wir jetzt nicht denken.«

Diese gute Familie, war jetzt wie neu geschaffen. Man scherzte, man jubelte, und eilte mit frohem Herzen nach Hause. O ihr Reichen, wüßtet ihr, wie ihr oft durch eine geringe Hilfe eine ganze Familie trösten, erfreuen und retten könntet, ihr würdet nie den Hilfsbedürftigen eure Hand entziehen, sondern aufmerksam seyn auf die Noth eurer Mitmenschen, und im Wohlthun eure süßeste Freude finden! —

Als die Wohnung erreicht war, wurde sogleich der Tisch gedeckt, eine Flasche Wein geholt, und die zwei

Freunde des Hauses, von denen oben die Rede war, zu einem kleinen Abendschmause eingeladen. Sie kamen, und nun war man seelenvergnügt. Die Henne, die Sophie während der Abwesenheit des Mannes gebraten hatte, kam auf den Tisch. Die vorigen Sorgen und alle Unglücksfälle, die man erlebt hatte, wurden vergessen. Trauliche Gespräche erfreuten das Herz, und Sophie trank sogar die Gesundheit des Herrn Hartstein. Es war ein recht festlicher Schmaus; erst um Mitternacht ging man auseinander.

Der redliche Martin Heydemann bekam nun neue Lebenslust. Er kaufte für das geborgte Geld Alles, was ihm in seiner Hauswirthschaft nöthig war, und hoffte, daß die Zeiten und seine Umstände sich verbessern würden. Seinen Fleiß verdoppelte er, und nach Verlauf eines Jahres sah er sich in einem Zustande, daß er wenigstens ohne drückende Sorge leben konnte. Wäre es nur immerfort so gut gegangen. Allein das Glück wandte sich bald wieder von ihm. Mehrere seiner Unternehmungen mißlangen ihm, an Unglücksfällen fehlte es auch nicht, und so kam er bald wieder aus einer Verlegenheit in die andere.

Nach Verlauf von drei Jahren, wo er die Summe, die ihm Herr Hartstein geliehen hatte, zurückzahlen sollte, befand er sich fast in derselben Lage als damals, da er zu diesem reichen Manne seine Zuflucht nahm, und Geld von ihm borgte. Martin hatte mit Sicherheit darauf gerechnet, daß er jetzt im Stande seyn würde, seine Schuld abzutragen. Es schmerzte ihn sehr, da nun das Gegentheil eintrat. Seine Seele war voll Unmuthes.

»Gräme Dich nicht, lieber Mann,« sagte Sophie zu ihm, »Herr Hartstein wird wohl Geduld mit Dir

haben, und Dir das Geld noch auf ein oder ein Paar Jahre lassen. Du zahlst ihm ja starke Zinsen, und das Haus und die Wiesen, die Du ihm verpfändet hast, sind ja noch einmal so viel werth, als was er Dir geliehen hat. Geh' nur zu ihm, und trag' ihm die Sache ordentlich vor. Er müßte kein Gefühl haben, wenn er nicht noch eine Zeit lang wartete.«

»Sophie,« versetzte Heydemann, »Menschen wie Herr Hartstein haben wenig Gefühl! Ich seh' es voraus, daß ich bei ihm nichts ausrichten werde. Wenn er merkt, daß ich in Verlegenheit bin, so wird er um so weniger Mitleid mit mir haben, und auf der Rückzahlung der Schuld bestehen. Ich muß ein anderes Mittel versuchen, mir aus der Noth zu helfen.

Martin ging noch diesen Tag zu mehrern der wohlhabendsten Einwohner des Marktfleckens, entdeckte ihnen seine Verlegenheit, und bath sie, ihm die Summe, die er dem Herrn Hartstein zurückzahlen müsse, gegen die gehörige gerichtliche Versicherung vorzustrecken. Jeder nahm an seiner Lage herzlichen Antheil, und jeder hätte ihm gerne geholfen, wenn dieß nur möglich gewesen wäre. Aber der ganze Ort war in drückenden Umständen. Der Krieg und einige Mißjahre hatten alle Einwohner in einen traurigen, bedrängten Zustand versetzt. Jeder mußte froh seyn, wenn er mit den Seinigen nur sein nothdürftiges Auskommen hatte.

Nachdem Martin Heydemann alles Mögliche versucht hatte, bei einem seiner Miteinwohner die Summe, die er Herrn Hartstein schuldig war, aufzutreiben, sah er sich allerdings in der traurigen Nothwendigkeit, zu thun, was ihm seine Frau angerathen

hatte, nämlich seinen Gläubiger zu besuchen und ihn um Geduld zu bitten.

Das war ein saurer Gang für Martin Heydemann! Er war gewohnt, sein Wort pünktlich zu halten, und so hätte er auch dießmal gewünscht, sein Versprechen zu erfüllen, und das geborgte Geld zur bestimmten Zeit zurückzuzahlen, besonders, da er es mit einem schmutzigen Wucherer zu thun hatte. —

Martin kam in der Stadt an. Mit pochendem Herzen betrat er das Haus des Gläubigers. In der Zerstreuung seines Gemüthes hatte er ganz vergessen, dem Liebhaber des Gänsebratens ein Paar Gänse mitzubringen. Dieß kam ihm erst in den Sinn, als er bei Herrn Hartstein deutlich bemerkte, daß derselbe auf dieses Geschenk gerechnet hatte.

Martin wurde von dem reichen Manne mit den Worten empfangen: »Mein lieber Freund, Ihr seyd ein Mann von Wort! das lob ich mir! Kaum sind die drei Jahre um, so stellt Ihr Euch pünktlich ein.«

Heydemann wurde durch diese Bewillkommnung in nicht geringe Verlegenheit gebracht, und fing an in gebrochenen Worten sich zu entschuldigen, daß er das Geld noch nicht mitbringe.

»Ei, ei, ei!« rief der Wucherer aus, und fing an die Augenbraunen finster zu verziehen. Also fehlts an Geld? Wie kommt dieß? Haben wir nicht gut gewirthschaftet?«

Herr Hartstein fragte nun hin und her, bis er endlich vollkommen davon überzeugt war, daß Martin Heydemann sich in der größten Geldnoth befinde, und völlig unvermögend sey, die Schuld zurück zu zahlen. Jetzt fing er an, immer ernster und kälter zu werden. »Ich habe mein Geld jetzt sehr nöthig,« sprach er; »ich

kann es nicht länger entbehren; ich habe mit Sicherheit darauf gerechnet; Euer Versprechen war so bestimmt; ich hab' Euch immer für einen Mann von Wort gehalten.« —

Es that dem guten Martin in der Seele weh, daß der reiche Herr ihn an seiner empfindlichsten Seite angriff, und seine Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in Zweifel zog. Denn das war immer sein eifrigstes Bestreben gewesen, ein durchaus ehrlicher Mann zu seyn. Er schilderte dem Wucherer seine ganze Lage; er suchte ihn zu überzeugen, daß es durchaus nicht seine Schuld sey, wenn er nicht zur bestimmten Zeit zahlen könne; er bitte ihn herzlich, noch ein Jahr lang Geduld zu haben; er werde dabei nichts aufs Spiel setzen; denn Haus und Wiesen, die ihm verpfändet wären, seyen noch einmal so viel werth, als die geliehene Summe betrage.

Darauf wollte aber Herr Hartstein nicht hören. Der Wuchergeist hatte sich seines Herzens so sehr bemächtigt, daß kein edleres Mitleidsgefühl mehr bei ihm aufsteigen konnte. Er war taub gegen die Stimme des Unglücks, und gefühllos bei dem Anblicke fremder Noth und fremden Elendes. Wo er Nutzen ziehen konnte, da vergaß er alle Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit, alle Freundschaft, alle Menschenliebe, alle Rücksichten, und so handelte er auch in diesem Falle. Denn kaum war er davon überzeugt, daß Martin seine Schuld durchaus nicht zurückzahlen konnte, so war auch schon der eigennützige Entschluß gefaßt, von dieser Lage des armen Mannes Vortheil zu ziehen. Er wollte ihn um Haus und Wiesen bringen.

Vergebens wiederholte der brave Heydemann seine Bitte, daß Herr Hartstein mit ihm noch ein Jahr

lang Geduld haben möchte. Der schändliche Wucherer versicherte ein über das anderemal, daß er das nicht könne; daß es ihm zwar leid thue, daß er aber darauf bestehen müsse, sein Geld zurück zu erhalten. Er habe es durchaus nöthig, und selbst seinem leiblichen Bruder könnte er es nicht lassen; was dem habsüchtigen Manne auch gern zu glauben war, der selbst von Bruderliebe nichts wußte.

Nach wiederholten Bitten um Nachsicht und Geduld, erhielt endlich Heydemann doch so viel, daß der reiche Hartstein noch zwei Wochen lang warten wollte, aber dann müßte auch das Geld zurück gezahlt seyn, widrigen Falls gerichtlicher Zwang eintreten sollte.

Mit diesem traurigen Bescheide wanderte Martin nach Hause, und setzte seine Sophie durch die Erzählung des Vorgefallenen in Bestürzung. Sie fing an bitterlich zu weinen. »O ich hätte nicht geglaubt,« seufzte sie, »daß Menschen gar so hart seyn könnten!«

Martin tröstete sie. »Sey ruhig, mein gutes Weib,« redete er sie an. Was hilft es, wenn wir uns grämen und selbst zu Tode weinen! Noch ist nicht Alles verloren. — Ich verkaufe, was ich habe, und miethe mich dann bei andern ein.«

Sophie hatte dagegen viel einzuwenden. Das Haus war das väterliche Erbtheil ihres Mannes. Eltern, Großeltern und Urgroßeltern hatten es bewohnt. Es war ihm schon in dieser Hinsicht über Alles lieb und theuer. Der Gedanke, es bald zu verlieren, erfüllte sein Gemüth mit Traurigkeit und Schmerz. Aber was sollte, was konnte unter so traurigen Umständen anders geschehen? Noth bricht Eisen, sprach Martin, und ging noch diesen Tag zu mehreren Miteinwohnern, um sie mit dem gefaßten Entschlusse, Haus und Wie-

sen zu verkaufen, bekannt zu machen. Alle bedauerten ihn aufrichtig, und bemerkten, daß sich in dem Orte selbst schwerlich ein Käufer finden werde. Der Flecken war ganz verarmt, und die Grundstücke und Häuser im Preise sehr gefallen. Erholten sich die Einwohner aber nur ein wenig, so mußten beide im Preise sehr bald wieder steigen.

Was dem wackern Martin Heydemann vorausgesagt ward, traf wirklich ein. Im Orte fand sich zu seinem Eigenthume kein Käufer. Er eilte daher wieder schweren Herzens, nach der Stadt, um Herrn Hartstein, wo möglich zu bewegen, auf die Rückzahlung der geliehenen Summe wenigstens noch ein halbes Jahr lang zu warten. Er nahm Sophien mit, die ihm bitten helfen sollte, und diese versäumte nicht, zwei Gänse dem harten Herrn mitzubringen, um ihn vielleicht dadurch zu erweichen.

Aber der Wucherer, der nach größeren Vortheilen strebte, ließ sich weder durch die Bitten der guten Sophie, noch durch die Gänse besänftigen. Er sey ein Mann, sprach er, der etwas auf sein Wort halte, und von einmal gefaßten, wohl überlegten Entschlüssen niemals abweiche. Daher könne er auch in diesem Falle nicht anders denn als ein solcher Mann handeln. Ohnehin habe er schon mit zwei gerichtlichen Personen der Stadt über die Sache gesprochen, und diese hätten ihm eingerathen, Martins Haus und Wiesen in Beschlag zu nehmen. Es werde ihm dieses recht herzlich leid thun, aber es sey hier ein Nothfall, in welchem er nicht anders handeln könne.

»Nun, Herr Hartstein,« rief Sophie mit edlem Unwillen aus, »wenn Sie uns Arme durchaus unglücklich machen wollen, so thun Sie es. Nehmen Sie es

auf Ihr Gewissen. Ueber uns lebt ein Gott, der unsern Schmerz und unsere Thränen sieht; Er läßt keine Ungerechtigkeit ungestraft.

Diese Worte setzten den Wucherer in großen Zorn, und er drohte den armen Leuten, sie aus seinem Hause werfen zu lassen. — »Das ist nicht nöthig, Herr Hartstein,« versetzte Heydemann, »wir wollen uns sogleich entfernen.« — Mit diesen Worten kehrte sich Martin nach der Thüre zu, und verließ mit seinem Weibe die Wohnung des Hartherzigen.

Herr Hartstein wüthete vor Zorn. »Das Lumpengesindel!« rief er aus, »es ist nicht werth, daß es auf Gottes Erde lebt! Erweiset man ihm Wohlthaten, so hat man nichts als Undank davon! Aber wart', ich will euch bekommen!« —

Der hartherzige Wucherer leitete wirklich die Sache so ein, daß dem Martin Heydemann gerichtlich angekündigt wurde, daß ihm sein Haus und seine Wiesen weggenommen werden sollten, wenn er bis zum bestimmten Termine nicht zahlte.

Und so erschien der Tag, an welchem die guten Armen ihre Wohnung und ihre Grundstücke verlieren sollten. Den Abend vorher saßen sie still und traurig in ihrer Stube. Es schien, wie gleich zu Anfange der Erzählung bemerkt worden ist, als wenn alle Freude und alles Vertrauen aus ihrem Gemüthe gewichen wären.

Sophie brach in Thränen und in die Worte aus; »Wir sind die unglücklichsten Menschen auf Gottes Erde! Haben wir nicht allezeit treu und redlich unsere Schuldigkeit gethan? haben wir nicht immer fleißig gearbeitet? haben wir nicht Gott gedient mit aufrichtigem Herzen? Und nun, wohin ist es mit uns ge-

kommen? Was bleibt uns übrig, als der Bettelstab!«

Martin, dem zwar auch nicht wohl zu Muthe war, ermannte sich doch bei diesen Klagen seiner Frau. »Lästere Gott nicht, mein sonst so frommes Weib!« sprach er zu Sophie. »Wer weiß, ob unsere Unfälle nicht sehr gut und heilsam für uns sind. Was Gott thut, das ist wohlgethan! Und wolltest Du wohl lieber so glücklich seyn, als der unbarmherzige Mann in der Stadt? Haben wir nicht beide ein gutes Gewissen, und ist dieß nicht mehr werth, als alle Reichthümer der Welt?«

»Nein, nein,« rief Sophie, »so glücklich mag ich nicht seyn, als der harte, reiche Mann! Aber es zerreißt mein Herz, wenn ich unsre Kinder ansehe, und dabei denke, daß wir nun nichts für sie werden thun können! Die armen, unglücklichen Kinder!« —

»Was?« unterbrach Martin die Rede Sophiens, »wir sollten für unsre Kinder nichts mehr thun können? Da hast Du kein gutes Wort gesprochen, Mutter! Wir wollen unsere Kinder lieben, und sie christlich zu guten, rechtschaffenen Christen erziehen. Das können wir doch unter allen Umständen. Und haben wir dann nicht genug für sie gethan? Sey nicht zaghaft, liebe Sophie! Wir sind ja nicht verlassen. Der alte Gott lebt noch. Er hat uns bisher durch manche Leiden glücklich geholfen; Er wird uns auch in Zukunft nicht verlassen. Auf Ihn laß uns vertrauen. Wer ist je zu Schande geworden, der auf den Herrn gehoffet hat?«

Kaum hatte Martin diese Worte des Trostes und der Aufmunterung gesprochen, als es zu blitzen und zu donnern anfing. Es zog sich ein schweres Ungewit-

ter zusammen. Wie aus Schäffeln fing es an zu giessen. Blitz folgte auf Blitz und Schlag auf Schlag. Das Gewitter zog zwar weiter, kehrte aber bald wieder. Es war bereits Mitternacht, und noch wollte es sich nicht zertheilen.

Eben schlug es zwölf, als an Martins Hause angepocht wurde. Er und Sophie glaubten, daß es eingeschlagen habe, und daß es vielleicht im Orte brenne. Martin sprang sogleich hinaus, und öffnete die Hausthüre. Er hatte sich geirrt. Es brannte nicht. Ein Reisender war es, der vor dem Hause stand, und dringend bath, daß man ihm ein Obdach geben möchte.

»Herzlich gerne,« sprach Martin Heydemann. »Wenn Sie mit unserer armen Hütte vorlieb nehmen wollen, so kehren Sie ohne weiters ein.« — Der Reisende bemerkte, daß er auch einen Wagen habe. — »Auch der soll Platz finden,« versetzte Martin, öffnete sogleich das Thor, und machte unter dem Schoppen Platz für den Reisewagen des Fremden, der unterdeß in das Zimmer sich begab, und von Sophie mit herzlicher Freundlichkeit aufgenommen wurde. Bald kam auch Martin herbei.

Der Fremde entschuldigte sich sehr, daß er lästig falle. Er sey, erzählte er, von dem Gewitter auf dem Wege überfallen worden, irre gefahren, und freue sich nun, einen Ort gefunden zu haben, wo er übernachten könne.

Sophie lief sogleich in die Küche, und kochte für den Fremden eine stärkende Biersuppe, die er mit großem Appetite trank. Da das Gewitter noch ein Paar Stunden lang fortwährte, so ließ sich der Fremde mit seinen Wirthsleuten in mancherlei Gespräche ein, und bemerkte, zu seiner großen Freude, daß er es mit sehr

vernünftigen und braven Leuten zu thun habe. Er gewann sie ungemein lieb, und ließ ihnen dieß deutlich genug merken. Indeß entging es seinem scharfen Blicke nicht, daß ein geheimer Kummer beide, den Mann und seine Frau, darnieder drücke. Er suchte den Grund davon zu erforschen, aber Martin schien es auf alle Weise zu vermeiden, sich hierüber näher zu erklären.

Doch als Heydemann und seine Sophie bemerkten, daß sie es mit einem Manne zu thun hatten, der alles Zutrauen zu verdienen schien, so fingen sie endlich an, zutraulicher und offner zu werden. Sophie konnte am Ende gegen ihn nichts mehr auf dem Herzen behalten. Unter den bittersten Thränen klagten sie ihm ihre Noth, und erzählten weitläufig, in welche Verlegenheit sie durch Herrn Hartstein geriethen. Morgen würde er erscheinen, und ihnen Haus und Wiesen wegnehmen.

Der Fremde hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu, und schien oft sehr nachdenkend zu werden. Doch sagte er weiter nichts, als daß er die guten Leute herzlich bedauere, in die Hände eines Mannes, wie Hartstein gefallen zu seyn, von dem er schon manches Schlimme gehört habe.

Am darauf folgenden Morgen erklärte der Fremde, er sey von den gestern ausgestandenen Reise-Strapazen so sehr ermüdet, daß er beschlossen habe, wenigstens einen halben Tag lang in dem Orte auszuruhen. — Der Himmel hatte sich aufgeklärt, und er machte einen kleinen Spaziergang. Als er von demselben zurückkam, war er sehr heiter. Er hatte mehrere obrigkeitliche Personen des Marktfleckens besucht, und über Martin Heydemann nähere Erkundigungen einge-

zogen. Ueberall hörte er das Beste von ihm. Darüber empfand er große Freude, und kehrte vergnügt zu seinem braven Wirthe zurück, der sich in einer ganz entgegengesetzten Gemüthsstimmung befand.

Es währte nicht lange, so kam Herr Hartstein mit einem Advokaten und noch einer gerichtlichen Person aus der Stadt angefahren, und stieg bei dem Ortsrichter ab, in dessen Begleitung er bald in Martins Wohnung erschien, wohin auch noch mehrere gerichtliche Personen aus dem Marktflecken kamen.

Als der Advokat den Fremden erblickte, glaubte er, es sey auch ein Advokat, den Heydemann aufgenommen habe, und sah ihn mit scheelem Gesichte an. Da er aber bald erfuhr, der Fremde sey ein Reisender, der hier ausruhe, bekümmerte er sich nicht weiter um ihn, und fing nun an, weitläufig zu erklären, daß Martin Haus und Wiesen verlieren müßte.

Heydemann erklärte darauf, daß er beides gern an Herrn Hartstein käuflich überlassen würde, wenn er ihm dafür so viel zahlen wolle, als Haus und Wiesen werth wären. Er bestimmte nun die Summe, die er dafür verlangte, und alle gerichtlichen Personen des Ortes versicherten, dieß wären Haus und Wiesen untern Brüdern werth.

Aber Herr Hartstein wollte von dieser Summe nichts hören. Sie sey viel zu hoch. — »Wohlan,« sagte der Advokat, »wenn Euer Haus und Eure Wiesen so viel werth sind, so verkaufet sie irgend Jemanden im Flecken.«

Dieß konnte der Advokat sagen, ohne zu besorgen, daß man von seinem Rathe Gebrauch machen werde. Denn er wußte es durch geheime Erkundigungen sehr

wohl, daß Niemand im Orte im Stande sey, den Kauf zu thun.

Der Fremde sprach nun auch einige Worte für den armen Martin, aber der Advokat ließ ihn sehr unsanft an, und bemerkte, er verstände von der Sache nichts, und solle sich auch nicht darein mischen. —

Nun both Hartstein eine Summe für Haus und Wiesen. Sie war so klein, daß die gerichtlichen Personen des Ortes ihr Erstaunen darüber zu erkennen gaben. Dafür mußten sie sich aber von dem Advokaten die härtesten Strafworte gefallen lassen. Er wolle sie wohl zu Paaren treiben, rief er ihnen zu, er kenne die Gesetze, und sie möchten ehrerbietig schweigen.

Nach langem Hin- und Herreden und Streiten, sah Martin Heydemann sich endlich in der traurigen Nothwendigkeit, sein Eigenthum um einen Preis her zu geben, der kaum die Hälfte des Werthes von jenem betrug. Sophie rang weinend die Hände, und wiederholte oft den Ausruf: »Das ist himmelschreiende Ungerechtigkeit; das kann Gott nicht ungestraft lassen!« — Aber darauf achteten die habsüchtigen Seelen nicht, die aus der Stadt gekommen waren, eine rechtschaffene Familie unglücklich zu machen.

Rührend bis zu Thränen war die Scene, die sich darboth. Die Kinder, die nicht wußten, warum die Mutter so sehr weine und klage, fingen auch an, bitterlich zu weinen. Ihr Anblick hätte einen Stein erweichen mögen. Da sie bemerkten, daß Herr Hartstein von der Mutter oft angefleht werde, so glaubten sie, er wolle den Vater wegführen lassen, und drängten sich nun an ihn, küßten seine Hände, umfaßten seine Knie, und bathen ihn mit Thränen, er möchte doch dem Vater und der Mutter nichts zu Leide thun!

— Der Reisende mußte sich umwenden, um seine Rührung zu verbergen.

Alle Anwesenden aus dem Orte weinten, und der Richter sagte in rührendem Tone: »Herr Hartstein, kann Sie auch dieser Anblick nicht bewegen? O seyn Sie mitleidig! Ueben Sie Barmherzigkeit!«

Aber der Wucherer kehrte sich unwillig von dem Richter weg, und sprach: »Laßt mich in Ruhe; ich habe kein Geld wegzuwerfen; helft ihr ihm, da ihr so weichherzig seyd!«

Nun war nichts mehr auszurichten. Der Wuchergeist hatte bereits jedes bessere Gefühl in des reichen Mannes Brust getödtet. Es mußte nun zu Protokoll genommen werden, daß Martin Heydemann für die bestimmte Summe sein Haus und seine Wiesen Herrn Hartstein als Eigenthum ganz überlassen habe. Was er noch an Gelde zu erhalten hatte — es war nicht viel — zahlte ihm der reiche Mann sogleich hin, mit dem Bedeuten, daß er in acht Tagen das Haus räumen müsse.

Der Fremde, der bisher einen stummen Zuschauer gemacht hatte, fing nun an, auch zu sprechen, und wünschte, daß man ihn die eben gemachte Berechnung einsehen lasse. Man konnte ihm dieß nicht füglich verweigern. Er ging sie mit Aufmerksamkeit durch, und bemerkte endlich, daß die Interessen nicht richtig berechnet worden wären. Der Advokat wollte ihn zwar wieder durch die Aeusserung: er habe sich in die Sache nicht einzumischen, zum Stillschweigen bringen. Aber der Reisende nahm jetzt eine ernste, entschlossene Miene an, und verlangte mit aller Bestimmtheit Aufschluß über die falsche Berechnung der Zinsen. Die obrigkeitlichen Personen des Ortes unterstützten ihn in diesem

Begehren. Nach langem Streiten kam es endlich heraus, daß Heydemann dem Wucherer jährlich für jedes Hundert Thaler acht Thaler Zinsen — und das zwar immer im voraus — zahlen mußte, ob gleich die Landesgesetze unter schwerer Strafe verbothen, mehr als fünf Procent zu nehmen.

Der Reisende bestand darauf, daß dieses zu Protokoll genommen werde, und da weder der Advokat, noch die andern gerichtlichen Personen aus der Stadt Hand daran legen wollten, so thaten dieß die obrigkeitlichen Personen des Marktfleckens. Damit begnügte sich indeß der Fremde noch nicht. Es mußten noch mehrere sachkundige Leute aus dem Orte herbei geholt werden, und auf ihr Gewissen erklären, wie viel Martins Haus und Wiesen werth seyen. Alle stimmten darinn überein, daß ihr Werth den Kaufpreis noch einmal übersteige. Auch das mußte, nebst Allem, was vorgefallen war, zu Protokoll genommen werden.

Der Advokat fing einen großen Lärm an, und drohte dem Fremden, er würde ihn durch die Gerichtsdiener weiter schaffen lassen, da er hier nur Unruhe und Zwietracht stifte, und dem Gange der Gerechtigkeit Hindernisse in den Weg legen wolle.

»Nur gemach, mein Herr!« sprach der Fremde. »Die Gesetze des Landes kenne ich so gut als Sie, und weiß daher, daß Sie kein Recht haben, mich fortschaffen zu lassen. Ich protestire gegen Alles, was geschehen ist, feierlich. Dem braven Heydemann soll kein Unrecht gethan werden. Er soll sein Haus nicht eher verlassen, bis nicht seine Rechtssache höheren Ortes entschieden ist, wohin ich sie bringen werde. Ich stehe für die richtige Zahlung der Schuld, und verlange,

daß das Protokoll auch von den Herren der Stadt unterschrieben werde.

Davon wollten aber die Herren nichts hören. Der Advokat rief voll Zorn und Aerger aus, daß man den Fremden nicht kenne, von ihm keine Caution annehmen wolle, ihm durchaus nicht gehorchen werde, weil er ihnen nichts zu befehlen hätte, und daß er sogleich schweigen, und sich aus dem Hause entfernen möchte, das nun, nach einer förmlichen Uebereinkunft, Herrn Hartstein angehöre.

»Mein Herr,« antwortete der Reisende, »Ihre Ungezogenheiten zu erwiedern, halte ich unter meiner Würde. Damit Sie indeß einiges Zutrauen zu mir fassen, und über meine Person nicht länger im Zweifel sind, lesen Sie hier meinen Reisepaß, der Ihnen sagen wird, wer und was ich bin.«

Der Advokat entfaltete mit sichtbarem Uebermuthe und mit den Worten: »das wollen wir sehen!« den Paß. Aber bald veränderte sich sein Gesicht. Er gerieth in unverkennbare Verlegenheit. — »Ihr unterthänigster Diener,« sprach er jetzt, und verneigte sich sehr tief gegen den Fremden, »ich bitte tausendmal mit unbegränzter Ehrfurcht um Verzeihung — meine Herren, wir haben das Glück und die hohe Gnade, vor uns den hochverdienten Justiz-Minister, den Liebling unsers vielgeliebten Königs, zu sehen.

Die Uebrigen verstummten, und verbeugten sich fast bis zur Erde, besonders Herr Hartstein und die andere gerichtliche Person aus der Stadt. Martin Heydemann und seine Sophie aber blickten, Freudenthränen im Auge, gen Himmel, und sahen in dem Fremden einen Engel, den Gott zu ihrer Rettung geschickt habe.

Das Protokoll wurde sogleich unterzeichnet. Die Städter wanden sich beinahe bis zu den Füssen des Justiz-Ministers, und wiederholten flehentlich, besonders der Advokat und die andere obrigkeitliche Person, ihre unterthänigste Bitte um Verzeihung. Der Minister gab ihnen keine Antwort. Sein Wagen fuhr vor. Er drückte Sophien für die gute Bewirthung zehn Goldstücke in die Hand, bestieg die Kutsche, und eilte davon.

Man denke sich das Erstaunen und die Verlegenheit der Städter. Sie überhäuften den ehrlichen Martin und seine Frau mit Schmeicheleien, und bathen sie wegen des Vorgefallenen um Verzeihung. Die guten Leute wußten nicht, was sie darauf antworten sollten. Gern hätten sie verziehen; aber die Sache stand nun so, daß sie in derselben nichts mehr zu thun vermochten.

Das sah der Advokat vollkommen ein, und war voll Unruhe. »Wenn wir nicht schnell die nöthigen Vorkehrungen treffen,« sprach er auf dem Rückwege nach der Stadt, »so sind wir alle drei unglücklich.«

Dem Wucherer fing an, bange zu werden. »Was kann in der Sache geschehen?« fragte er mit sichtbarer Unruhe und Aengstlichkeit.

»Was anders,« versetzte der Advokat, »als daß Sie ein Paar Tausend Thaler nicht ansehen, und mich damit nach der Residenz schicken, um damit den Minister auf andere Gedanken zu bringen.«

Davon mochte aber der Wucherer nichts hören. Welch' eine Zumuthung für ihn, ein Paar Tausend Thaler herzugeben! — Lieber sterben, als das, dachte der Geizhals in seinem Herzen.

Das nahm der Advokat sehr übel. »Sie bringen

mich und diesen Herrn ins Unglück, sprach er. »Ich wollt', der böse Geist hätte mich nicht verleitet, einem so kargen Manne, wie Sie, in einer ungerechten Sache beizustehen.

»Was? ungerechten Sache?« rief der Wucherer. »Haben Sie mir nicht versichert, die Sache sey die gerechteste von der Welt. Ja, da ich den Vortheil mit Ihnen theilen wollte, war Alles gerecht; jetzt, wo Sie nichts zu gewinnen, sondern zu verlieren haben, soll Alles unrecht seyn, und ich den Schaden allein tragen. Nein, mein Herr! das thu' ich nicht. Ich habe kein Geld wegzuwerfen.«

»O Sie sind der ärgste Geizhals von der Welt!« rief erboßt der Rechtsgelehrte aus, und so entstand ein heftiger Zank, der beinahe in Thätlichkeiten ausartete.

Den Tag darauf wurde indeß der Wucherer anderes Sinnes, und ließ den Advokaten zu sich kommen. »Ich gebe tausend Thaler her,« sprach er verdrießlich zu ihm, »daß ich mich nur aus dem verdammten Handel ziehe. Ist das nicht genug, so steuern Sie und Ihr College auch etwas bei, und machen Sie nur, daß Alles in Ordnung kommt. Der verwünschte Justiz-Minister!«

Der Advokat nahm die tausend Thaler, von denen sich der reiche Mann mit sehr schwerem Herzen trennte, legte mit seinem Collegen noch fünfhundert Thaler dazu, verwünschte den Wucherer und den Justiz-Minister, und eilte nach der Residenz, um hier einen Bestechungs-Versuch zu machen.

Der Justiz-Minister hatte indeß die Sache dem Könige, dessen volles Vertrauen er besaß, bereits vorgetragen, und dieser großen Unwillen darüber geäusfert. Der Advokat ließ bei dem Minister um eine Au-

dienz bitten, und erhielt sie. Nach manchen Umschweifen rückte er mit seiner eigentlichen Absicht, ihn zu bestechen, hervor, und both ihm die mitgebrachte Summe an. Er nahm sie an, zog aber sogleich eine Klingel, und befahl dem Diener, der hereintrat, sogleich die nächste Wache zu holen.

Der Advokat gerieth hierüber in eine so große Bestürzung, daß er dem Minister zu Füssen fiel, und ihn anflehte, ihn nicht unglücklich zu machen.

»Es soll nichts weiter geschehen,« antwortete der Minister ganz kurz, »als was eine erwiesene Niederträchtigkeit verdient.«

Die Wache führte den Rechtsfreund, der der Verzweiflung nahe schien, in das Polizeihaus ab, der Minister aber berichtete noch an diesem Tage den Vorfall seinem Monarchen. Der König äusserte den größten Unwillen darüber, und befahl durch ein Handbillet: »daß der Advokat öffentlich für unwürdig und unfähig erklärt werden sollte, als Anwald zu wirken, und daß er drei Stunden lang auf der Schandbühne ausgestellt werde, zum warnenden Beispiel für alle die, die sich Rechtsfreunde nennen, und doch das Recht zu beugen suchen.«

Dieser höchste Befehl wurde gleich den Tag darauf vollzogen. Mit einer Tafel auf der Brust, auf welcher die Worte standen: »Ein gewissenloser Rechtsfreund« mußte der Advokat drei Stunden lang auf der Schandbühne stehen. Jeder, der von seinem Vergehen hörte, billigte die über ihn verhängte Strafe.

Da dieser Vorfall bald im ganzen Lande bekannt wurde, und schnell genug zur Kenntniß des Wucherers Hartstein kam, so gerieth dieser in eine Angst, die an

Verzweiflung gränzte. Der König entschied bald über seine Angelegenheit. Damit Niemanden Unrecht geschehe, wurde eine eigene Kommission nach dem Wohnorte des braven Martin Heydemann beordert, welche die Sache an Ort und Stelle untersuchen sollte. Sie fand Alles so, wie der Justiz-Minister einberichtet hatte, und nun erging der Befehl des Königs, in der Sache nach der ganzen Strenge der Gesetze zu verfahren.

Es währte nicht lange, so erfolgte die gerechte Entscheidung: »Da Hartstein gegen die Gesetze des Landes zu große Interessen genommen, und dabei auf eine höchst ungerechte Weise die Noth des rechtschaffenen Martin Heydemann zu seinem Vortheile benutzt habe: so sey er als ein Wucherer und treuloser Bürger des Staats zu betrachten; die Schuld des Heydemann falle dem königlichen Fiscal anheim; Martin bleibe dagegen im Besitze seines Eigenthumes; was er von Hartstein an Geld noch ausser der geliehenen Summe erhalten habe, falle gleichfalls an den Fiscal, sammt der Summe, mit welcher der Justiz-Minister bestochen werden sollte. Hartstein sollte übrigens öffentlich, in der gelesensten Zeitung des Landes, als ein gewissenloser Wucherer bezeichnet, und von der Polizei genau beobachtet, die obrigkeitliche Person aber, die ihn mit dem Advokaten nach Martins Wohnorte begleitet, und ihm bei seinen Ungerechtigkeiten beigestanden hatte, statt, nach Pflicht und Gewissen, die Unschuld zu schützen, mit Infamie des Amtes entsetzt werden.«

Der Wucherer wollte verzweifeln, und die erwähnte obrigkeitliche Person, machte einen Versuch, sich selbst zu erdrosseln, dessen Ausführung aber durch andere verhindert wurde. Kein Mensch in der Gegend,

in der die Sache vorfiel, hatte Mitleid mit den bestraften Personen. Ein jeder freute sich vielmehr, daß eine offenbare Ungerechtigkeit auf eine so exemplarische Weise geahndet wurde, und lobte den Fürsten, dem das Recht und die Gerechtigkeit so heilig sey.

Bald nach vollzogener Strafe kam aus der Residenz eine Staffete nach Weidenbach, wo Martin Heydemann wohnte. Sie verbreitete allgemeine Freude im Orte; denn sie brachte die frohe Nachricht, daß der König, unterrichtet von der Armuth des Marktfleckens und von der Biederkeit seiner Einwohner, beschlossen habe, dem Flecken aus der Staas-Kasse einen Vorschuß von zehn tausend Thalern auf fünf Jahre ohne Interesse zu machen, damit die Einwohner dadurch in den Stand gesetzt würden, sich aus ihrer bedrängten Lage heraus zu arbeiten, und in einen bessern äusserlichen Zustand zu versetzen.

Wer beschreibt den Jubel, der sich in Weidenbach über diese königliche Wohlthat erhob! Mehrere Tage hindurch gab es frohe Feste. Laut wurde der Monarch gepriesen, und eine Deputation an ihn geschickt, um ihm für seine bewiesene Gnade zu danken.

Unter den Deputirten befand sich auch Martin Heydemann. Er hatte dem Könige noch besonders zu danken. Denn ihm brachte die Staffete für seine Person zwei tausend Thaler; die Hälfte davon als ein Geschenk vom Könige; die andere Hälfte als ein Darlehen ohne Zinsen auf zehn Jahre.

Die Freude, welche dieß in Martins Hause verbreitete, war unbeschreiblich. Sophie wäre gern sogleich hingeeilt, um dem Landesvater für so viel Huld und Gnade auf den Knieen zu danken. Martin wußte sich auch lange nicht zu fassen. »Sophie,« sprach

er, »sieh', wie weise leitet Alles der, der im Himmel wohnt. Wie führt er uns oft durch Leiden und Drangsalen zu unserm wahren Glück! Wo die Noth am größten ist, ist Er am nächsten. Er läßt den Gerechten nie zu Schanden werden, und rettet ihn oft wunderbar.«

Der König empfing die Deputirten des Marktfleckens Weidenbach sehr gnädig. »Ist Martin Heydemann auch unter Euch, meine Kinder?« war seine erste Frage. Martin mußte nun näher treten. Der Monarch unterhielt sich mit ihm sehr freundlich, und ermunterte ihn, immer auf rechten Wegen zu wandeln, und Gott zu vertrauen. Den übrigen sagte er: er freue sich, Einwohner von Weidenbach vor sich zu sehen, sie möchten ihren Miteinwohnern sagen, daß sie, wie bisher, auch in Zukunft sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Einfachheit der Sitten auszeichnen sollten. Unbewirthet könne er sie nicht von sich lassen. Sie möchten in den nahen Saal treten, wo schon ein Mittagsessen für sie bereit stehe.

Angenehmer hätten die guten Landleute nicht überrascht werden können. Schüchtern traten sie in den anstossenden Saal, wo sie eine reichlich gedeckte Tafel fanden. Der König erschien, während sie aßen, mit der Königin in dem Saale. Die Fürstin, voll Huld und Milde, that verschiedene Fragen an die ländlichen, hocherfreuten Gäste, und unterhielt sich mehrere Minuten lang noch besonders mit Martin Heydemann, den auch der Justiz-Minister auf den folgenden Tag zu Tische lud. »Ich bin von Euch so gut bewirthet worden,« sprach er zu ihm, »Ihr sollt nun auch von mir bewirthet werden.«

Bei dem Gastmahle, das der Justiz-Minister gab,

waren mehrere Minister und hohe Staatsbeamte gegenwärtig. Dessen ungeachtet wurde dem wackern Martin der oberste Platz bei der Tafel angewiesen, und die Gäste begegneten ihm mit der größten Freundlichkeit. Sein natürliches, verständiges und gerades Wesen gefiel ihnen ungemein.

Herzlich vergnügt reisten die Deputirten nach Weidenbach zurück, und erzählten mit Begeisterung, wie gnädig sie vom König und von der Königin aufgenommen und behandelt worden waren. In allen Zeitungen konnte man davon lesen. Weidenbach wurde dadurch im ganzen Lande und selbst im Auslande berühmt, und jedermann freute sich über den menschenfreundlichen Sinn des Königs. Aber um so peinigender war dieß Alles für den Wucherer Hartstein und seine zwei Rechtsfreunde, die vor Scham vergehen wollten.

Der Marktflecken Weidenbach hob sich wirklich nach ein Paar Jahren durch die erhaltene königliche Unterstützung sehr empor, und Martin Heydemann gehörte bald zu den wohlhabendsten Einwohnern des Ortes. Seine Lage verbesserte sich mit jedem Jahre, so, daß er im Stande war, mehrere große Ländereien in Pacht zu nehmen, die ihm, da es einige gesegnete Jahre nach einander gab, großen Nutzen abwarfen.

Der Wucherer Hartstein lebte dagegen in Verachtung. Kein rechtlicher Mann wollte mit ihm umgehen. Dieß und die Schande, mit der er belegt war, kränkte ihn tief, und nagte an seiner Gesundheit und seinem Leben. Er verfiel in eine langwierige Krankheit. Da er in seinem Leben fast Niemanden Gutes gethan, wohl aber sehr viele übervortheilt und gedrückt hatte, so nahm sich auch beinahe Niemand seiner an.

Das war Strafe genug für ihn. »Mein Gott!« — soll er mehrmals gesagt haben — »wie unglücklich bin ich! Was nützt mir all' mein sauer erworbenes Geld? Ich kann mir damit keine Liebe erkaufen! O was war ich für ein Thor, daß ich mich um alle Freuden des Lebens brachte! Ich kann auf meine Tage nur mit Verdruß zurücksehen.« Er wünschte vor seinem Tode noch den ehrwürdigen Heydemann zu sehen. Martin besuchte und tröstete ihn. Unter Convulsionen und Aengsten starb der Kranke in seinen Armen. »Sophie,« sprach Heydemann zu seinem Weibe, »das war ein trauriger Tod. Er hat mich noch mehr überzeugt, daß es eine unsichtbare göttliche Gerechtigkeit giebt.«

Jak. Glatz.

6.

Elisabeth von Frankreich.

(Frommer Christensinn giebt Muth und Ergebung in jeglichem Unglück.)

Diese Prinzessin war eine Schwester Ludwigs XVI., Königs von Frankreich, geboren zu Versailles am 3. Mai 1764 und das jüngste Kind des Dauphin (Sohns Ludwig des XV.), und dessen zweiter Gemahlin, Marie Josephine von Sachsen. Ihrer Eltern beraubt, noch ehe sie das dritte Jahr erreicht hatte, wurde sie der Gräfin von Marsan, Hofmeisterin der königlichen Kinder, anvertraut, für welche sie auch Zeitlebens die

zärtlichste Ehrerbietung und die rührendste Dankbarkeit behielt.

Der ehrwürdige Abbé von Montegat wurde ihr Lehrer, und verdiente durch seine Sorgfalt das ehrenvolle Vertrauen, welches seine Schülerin immer in ihn setzte. Elisabeth hatte nicht, wie Klotilde, ihre Schwester, jenen sanften und geschmeidigen Charakter, welcher die Tugenden leicht macht, sondern glich in mehr als einem Zuge dem Herzoge von Burgund, Fenelons Zögling. Erziehung und Frömmigkeit wirkten auf sie, wie auf diesen Fürsten; die Lehren und Beispiele, die sie erhielt, schmückten sie mit allen schönen Eigenschaften, und ließen ihr von ihren ursprünglichen Neigungen nichts übrig, als die Fähigkeit, lebhafte Eindrücke aufzunehmen, und eine Festigkeit, welche für die furchtbaren Schläge geeignet schien, die sie in der Folge zu erfahren hatte. Schon von früher Jugend an umringt von den Verführungen der Schmeichelei und den Gefahren der großen Welt, zeigte sie in der Wahl der Personen, welchen sie ihre Gunst und ihr Vertrauen schenkte, eben so viel richtigen Verstand als Geradheit. Nur solche Frauen, welche sich durch ihren edlen Sinn und Wandel auszeichneten, wählte sie zu vertrauten Freundinnen; nur Männer von empfehlungswürdigem Charakter und treu ergebene Diener erlangten ihre Gunst. Unter solchen Umgebungen, im Glanze der Jugend und Schönheit ging Elisabeth ihre Bahn wie ein Engel des Friedens, der Wohlthätigkeit und der Tugend; ganz Frankreich rief so vielen schönen Eigenschaften seinen lauten Beifall zu. Die Stände von Languedoc ließen ihr denselben durch den Bischof Bausset zu erkennen geben, und er that dieß in einer gefühlvollen, schönen Anrede an die Prinzessin. Zahlrei-

che Züge ihrer edlen Menschenliebe ließen sich anführen, ihre Bescheidenheit aber verbarg die meisten. Dennoch hat die Dankbarkeit einige bekannt werden lassen.

Als Ludwig der XVI. sich die Blattern impfen ließ, that Elisabeth es auch; sie ließ aber mit sich zugleich noch 60 junge arme Mädchen impfen, die mit derselben Sorgfalt behandelt werden mußten, wie sie selbst. — Um ein junges Frauenzimmer, das sie liebte, aber unvermögend war, auszusteuern, erhielt sie vom König die Erlaubniß, das Geschenk von 25,000 Livres zu Diamanten, welches er ihr jährlich zu Weihnachten machte, sechs Jahre nach einander zu diesem Endzweck anwenden zu dürfen, ohne es sich je ersetzen zu lassen. — Als die Unordnung in den Finanzen auf Einschränkungen zu denken nöthigte, ließ sie den ersten Stallmeister kommen, und verlangte, daß ihre Pferde vor allen in den königlichen Ställen abgeschafft werden möchten, ohne es dem Könige zu melden, obwohl die Spazierfahrt ihr liebstes Vergnügen war. Auch wenn sie sich dem Hofe entzog, füllte sie ihre Zeit aufs rühmlichste aus, indem sie sich theils nach St. Cyr begab, und die dortigen Zöglinge aufmunterte, oder in ihrem Hause zu Montreuil, unter Anleitung des Leibarztes Lemonnier, Pflanzenkunde studirte.

Auf einem Landgute, welches der König ihr einst gekauft hatte, verlebte Elisabeth die schönsten Augenblicke ihres Lebens, unter ländlichen Geschäften, im Wohlthun und in den süßen Gefühlen, welche der Natur-Genuß der Seele gewährt.

So war ihr Leben und Thun bis zum langen und harten Winter des Jahres 1789, in welchem sie noch einmal ein hülfreicher Engel der Armen seyn soll-

te, und es im so hohen Grade war, daß sie alle ihre Mittel erschöpfte, um viele Unglückliche vom Tode des Erfrierens zu retten. Aber bald sollte sie selbst die schauderhaftesten Schicksale erfahren. Das Ungewitter, welches Frankreich schon seit mehreren Jahren bedrohte, zog näher heran, und lagerte sich um den Thron, bis endlich der 14. Julius des nämlichen Jahres die blutigen Auftritte eröffnete.

Elisabeth, genöthigt, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten des Staates zu richten, sah bald, was aus ihnen entspringen würde, und beschloß, ihr Schicksal nie von dem des Königs, der Königin und ihrer Kinder zu trennen. Fest und standhaft, wie sie war, beschwor sie oft den König, sich seines Ansehens zu bedienen, und, so lange es noch Zeit war, dem reissenden Strome der Revolution einen festen Damm entgegen zu stellen.

Als am 5. Okt. 1789 ein von Wein und Wuth berauschter Haufen Pöbels nach Versailles zog, drang sie abermals in ihn, sich zu entfernen, sie rettete mehrere Soldaten von der Leibwache vor der Wuth des Volks, und bezeugte ihnen unaufhörlich ihre Dankbarkeit für die bewiesene Anhänglichkeit und ihre Unruhe über die Gefahr, in der sie schwebten. Auf kurze Zeit schöpfte sie wieder einige Hoffnung, als sie mit der königlichen Familie nach Paris zurück geführt wurde, und den König mit so viel Beifall überhäufen sah. Vor ihrer edlen Festigkeit verstummten oft die aufrührerischen Forderungen der National-Garde, und drohenden Reden der Empörer. Aber bald sah sie die ganze Heftigkeit der Parthei, welche den Thron bedrohte, und die Unzulänglichkeit der schwachen Schranken, welche der König ihr entgegen zu setzen suchte. Er

hatte seine Tanten aufgefordert, sich vom Schauplatze der Empörung zu entfernen, und gewünscht, daß auch Elisabeth mit ihnen gehen möchte; aber sie mochte keine der Gefahren meiden, welche ihren Bruder, den König, treffen könnten. Sie wohnte nun den geheimen Berathschlagungen bei, welche die königliche Familie hielt, um in so gefährlichen Umständen nach übereinstimmenden Beschlüssen zu handeln. Sie wurde in den Plan der Flucht nach Montmedy eingeweiht, und theilte alle Strapazen, Gefahren und Beschimpfungen dieser Reise. Späterhin versicherte sie, daß sie eine leise Ahnung von der Verhaftung gleich vom Anfange der Reise an gehabt. Sie glaubte nämlich einen Anführer der National-Garde gesehen zu haben, der unter Begünstigung der Dunkelheit sich in den Gang schlich, über welchen der König und seine Familie aus den Tuillerien entflohen. — Nach der Rückkehr unterhielt sie, durch die Hülfe einiger treuen Diener einen fortgesetzten Briefwechsel mit den ausgewanderten Prinzen, da sie weniger streng beobachtet wurde, als der König. — Ihr Muth, ihre fromme Ergebung schien mit der Gefahr zu wachsen, und zeigten sich im schönsten Lichte, als am 20. Juni 1792 ein zügelloser Pöbelhaufe in alle Zimmer der Tuillerien drang, Willens, sich die äussersten Mißhandlungen der königlichen Familie zu erlauben. Elisabeth trat mit dem Könige vor die Aufrührer hin; man hielt sie für die Königin und zog die Säbel gegen sie, ohne daß sie ihnen ihren Irrthum benahm. Einer ihrer Stallmeister, Ritter von St. Perdoux, warf sich den Kannibalen entgegen, rufend: »Es ist nicht die Königin!« »Warum sie nicht in ihrem Irrthume lassen? — entgegnete Elisabeth, — Sie würden ihnen noch ein größeres Verbrechen erspart ha-

ben.« Sie theilte die dreistündige Gefahr mit dem König, ohne ihren Muth zu verlieren.

Der 10. August folgte bald auf diesen schrecklichen Tag. Mitten unter Brand und Gemetzel verließ Elisabeth die Tuillerien mit dem König und der königl. Familie, um sich in die National-Versammlung zu begeben, die an ihrem Untergang arbeitete. Sie war in der Loge der Journalisten, als man des Königs Absetzung aussprach. — Sie blieb noch drei andere, nicht minder schreckliche Tage im Hause der Versammlung, bis sie nach dem Tempel abgeführt wurde, wohin ihr Niemand von ihrer Dienerschaft folgen durfte. Ihrer eignen Entbehrungen und Uebel nicht achtend, suchte sie nur die des Königs und der Königin zu mildern; sie wurde den königlichen Kindern eine zweite Mutter, und bewies ihnen die zarteste Sorgfalt. Aber der Anblick so vieler Tugenden erweichte die Herzen der Empörer nicht, welche sie bewachten. Quälereien und Vorwürfe trafen sie wie die Ihrigen; man versagte ihr alle Hülfe, welche ihre Gesundheit forderte; ihre Reden, ihre Blicke wurden sogar beobachtet. Während seines Prozesses war sie gänzlich vom König getrennt, und sah ihn blos wieder, um für immer von ihm Abschied zu nehmen.

Herzzerreissender Auftritt! Aber dieser sollte sich noch einmal wiederholen, als am 2. August 1793 die Königin aus dem Tempel nach dem Stadtgefängnisse, und von da aufs Blutgerüste geführt wurde. Elisabeth konnte das schändliche Verhör nicht vermeiden, wozu ein Umstand dieses verruchten Prozesses Veranlassung gab, und die schamhafte Schwester des edlen Ludwigs wurde gezwungen, auf die obscönen Fragen zu antworten, welche Verbrechen und Rache in ihrem

Wahnsinne an sie thaten. Niemand war bei ihr, als die Tochter des Königs (jetzt Dauphine die Gemahlin des Thronfolgers), da man ihr seit dem Julius dieses verhängnißvollen Jahres auch den Dauphin genommen hatte. Ihre einzige Beschäftigung war, in das Herz dieses Kindes die Keime christlicher Frömmigkeit zu legen.

Schon dauerte ihre schändliche Gefangenschaft beinahe zwei Jahre, und wurde von Tag zu Tag enger und strenger, als man sie endlich am 9. Mai 1794 aus den Armen dieses Kindes riß. Mit Schimpfreden überhäuft, in eine Miethkutsche geworfen, führte man sie nach dem Stadtgefängnisse ab. Sie ward sogleich bei verschlossenen Thüren verhört. Am andern Morgen erschien sie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, als sie nach ihrem Namen und nach ihrem Rang gefragt wurde, mit Adel und Würde: »Ich heisse Elisabeth von Frankreich, und bin die Tante eures Königs!« Diese muthige Antwort, ausgesprochen in einem Augenblicke, wo sie ohne Beistand, nur von blutdürstigen Richtern umgeben war, setzte die Anwesenden in Erstaunen, und unterbrach auf einige Augenblicke das Verhör. Aber dennoch wurde sie zum Tode verurtheilt, und mit ihr theilten zugleich noch vier und zwanzig andere Schlachtopfer dieses traurige Schicksal. In wenigen Stunden war Alles geschehen. Instinktartig eilten die Blutmenschen, alle unschuldige Wesen, als ihre eigene Verruchtheit anklagende Gegenstände, aus dem Wege zu räumen. Auf dem Wege zum Hochgericht ermahnte sie ihre Unglücksgefährten unablässig zur Ergebung in Gottes Willen. Man zwang sie, die Hinrichtung mehrerer Frauen anzusehen. Ehrerbietig grüßten sie die Prinzessin, als sie an ihr vorüber

gingen. Sie umarmte sie mit tiefer Rührung, und blieb dann im Gebethe, bis sie mit Ruhe und Ergebung ihren Geist in Gottes Hände übergab.

Aus dem Leben edler Frauen.

7.

Der Handwerksmann.

(Willst du dir den Stand deines künftigen Berufes wählen: so frage vor Allem Gott um Rath.)

Auf dem Gymnasium zu Saalheim befanden sich Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um hier ihre Bildung für das künftige Leben zu empfangen. Sowohl die Söhne vornehmer und reicher, als auch armer unbedeutender Eltern sassen hier in Einem Zimmer, auf Einer Bank beisammen, wenn der Lehrer sie unterrichtete und den Reichthum der Wissenschaften gleichmäßig unter ihnen vertheilte; ja es geschah gar oft, daß Verstand und Fleiß den Sohn geringer Eltern weit über den Grafen und Fürsten stellte, und den jungen Leuten hier eine Welt zeigte, in welcher nicht Reichthum und Geburt, sondern der Verstand, das Herz und die innere Gesinnung den Rang anwies. Hier nun wurden auch Freundschaften geschlossen, die alle äusseren Verhältnisse unberücksichtigt ließen, und nur in inniger Uebereinstimmung der Herzen ihren Grund fanden.

Zu den Zöglingen dieser Anstalt gehörte auch Kaspar Weit, der Sohn eines Maurermeisters aus einem benachbarten Städtchen. Sein Vater wollte ihn

erst einen guten Grund an Schulkenntnissen legen lassen, bevor er ihn in seiner Profession unterrichte, wozu der Bruder des Vaters, der Thorschreiber in Saalheim, gerathen hatte.

»Denn,« sagte dieser, »in der Chronik der Stadt Saalheim steht geschrieben, daß einst ein Maurermeister mit Namen Kaspar Weit die gewaltigen Mauern und großen Thore der Stadt erbaut habe. So etwas wärest Du zwar nicht im Stande, mein lieber Bruder, denn die Meister, die Dich lesen, schreiben, und die Maurerkelle führen gelehrt, wußten selbst nicht viel; aber dein Junge soll wieder nach dem alten Kaspar schlagen; deßhalb gieb ihn hieher auf die Schule! damit er hier mehr lerne, als Du, und den Bau seines Vorfahren fortwährend vor Augen habe, als eine künftige Anmahnung, einst etwas Aehnliches zu leisten!«

Der alte Thorschreiber hatte unter dem großen Könige Friedrich II. als Wachtmeister gedient, den siebenjährigen Krieg mitgemacht, und manche ehrenvolle Wunde aufzuweisen. Er galt viel in seiner Familie; Kaspar wurde vom Vater ganz an ihn verwiesen, und brachte auch im Anfange seiner Schulzeit die meisten Freistunden gerne bei dem alten Onkel zu. Jemehr der lebendige muntere Knabe aber unter seinen Mitschülern bekannt wurde, gleichgestimmte Gemüther fand und Freundschaften schloß, um desto weniger wurde der Onkel Thorschreiber besucht, der freilich eine viel ernstere Unterhaltung gewährte, und unsern Kaspar gewöhnlich auf seinen künftigen Beruf als Maurermeister verwies. In dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Saalheim fühlte Kaspar fortwährend eine gar innige Sehnsucht nach der Heimath, und

kannte nichts Erfreulicheres, als während der Ferien die Reise dorthin; denn ob es hier gleich ziemlich ärmlich herging, ob er gleich mit seinen noch kleinern Brüdern in einem engen Dachkämmerchen zusammen schlafen mußte, so war es ja doch das Vaterhaus, wo er nun mit besseren reiferen Ideen unter den Erinnerungen seiner beschränkten Kinderzeit stand, die Mutter kochte ihm ja doch wieder die bekannte Lieblingssuppe, und schenkte ihrem kleinen Gaste nunmehr eine Tasse Kaffee ein, die Geschwister drängten sich an ihn, und horchten auf jedes seiner Worte, der Vater nahm ihn mit in die Kirche, und auf seine sonntäglichen Spaziergänge, und die Lehrburschen des Vaters zogen ihre Mütze vor dem jungen Herrn Schüler ab. Das waren denn selige Tage. —

Dennoch als die nächsten Ferien erschienen, meldete er seinen Eltern: er werde dießmal nicht nach Hause kommen, sondern mit einigen vornehmen Freunden eine weitere Reise unternehmen. Kaspar hatte nämlich die nähere Bekanntschaft der jungen Grafen von Hornstein erlangt; er saß mit ihnen in einer Klasse, war gleichgestimmten frohen Gemüthes, hatte seine körperliche Ueberlegenheit oft dazu angewendet, sie gegen Bedrückungen Anderer in Schutz zu nehmen, und war auch wohl bisweilen erbötig gewesen, dort wo er eine wissenschaftliche Aufgabe besser gefaßt hatte, ihnen nachzuhelfen. Dazu kam, daß Kaspar in seiner Klasse etwas galt; der rüstige Sohn des Handwerkers war in keiner Hinsicht verweichlicht; er hatte von Jugend auf das Bild angestrengten Fleißes vor Augen gehabt, hielt ihn daher für eine natürliche Bedingung des Lebens; und suchte hiedurch zu ersetzen, was ihm an leichter Fassungsgabe abging; überdieß be=

saß er einen gewandten kräftigen Körper und war an strenge Ordnung gewohnt. Dieß Alles gab ihm ein gewisses Ansehen unter seinen Mitschülern, man suchte seinen Umgang, und wünschte zu seinen Freunden zu gehören. — Die jungen Grafen von Hornstein hatten ihn gebeten, sie dießmal in ihre Heimath zu begleiten; lebendige Schilderungen ihrer großen schönen Familiengüter, ihres väterlichen Stammschlosses in einer reizenden Gegend gelegen, waren vorausgegangen, und hatten ein Bild noch ungekannter Verhältnisse vor die Seele des Knaben gestellt, das seine Phantasie auf das Höchste spannte. Hiezu kam, daß der Onkel Thorschreiber zu der Reise mit den Grafen seine Zustimmung gab. »Denn,« sprach er: »Du mußt dieß gewissermassen als eine Kunstreise ansehen. An dem Bau solcher alten gräflichen Stammschlösser kann ein künftiger Maurermeister gar viel lernen. Betrachte daher Alles genau vom untersten Keller bis zum obersten Giebel; Du sollst mir nach Deiner Rückkunft eine ungefähre Zeichnung davon entwerfen!«

Kaspar setzte sich also mit seinen jungen Freunden in den stattlichen Wagen, den der alte Graf zu ihrer Abholung gesendet hatte, und fuhr eine lange Tagreise, bis sie endlich das Schloß erreichten. Hier nun ging ihm eine ganz neue Welt auf; Bediente sprangen an den Wagen und halfen den Ankommenden heraus; er trat in große hohe Zimmer, wo er den Eltern seiner Freunde vorgestellt und von ihnen mit freundlichem Ernst empfangen wurde. Man führte ihn hierauf durch lange Gänge in einen Flügel des Schlosses, und wies ihm hier ein eignes schönes Gemach neben denen der jungen Grafen an. Zur Abendmahlzeit versammelte sich die Familie in einen großen hellerleuchteten

leuchteten Saal, dessen Wände mit alten Familienbildern geschmückt waren. Kaspar staunte dieß Alles mit weiten Augen an, konnte, als man spät auseinander gegangen war, in dem weichen Bette lange nicht einschlafen, und sich am andern Morgen kaum zurecht finden in dem neuen Paradiese. Aber seine jungen Freunde riefen ihn bald ab, eilten mit ihm hinunter in den Garten zum Frühstück, und forderten ihn auf, ihre Vergnügungen zu theilen. Nun ging es hinaus in den Forst auf die Jagd, oder man setzte sich zu Pferde und durchstreifte die Gegend. Kaspar fand sich bei seiner körperlichen Gewandtheit leicht in diese ihm bisher fremden Uebungen und stand bald hinter den übrigen nicht zurück. Weniger aber fühlte er sich behaglich, wenn Besuche aus der Nachbarschaft auf das Schloß kamen. Der alte Graf war im höchsten Grade gastfrei; sein Haus stand den benachbarten Gutsbesitzern und allen Gebildeten der Umgegend offen, und die Söhne derselben waren den jungen Grafen willkommne Gäste. Kaspar bemerkte bald, daß er in dieser Gesellschaft der Letzte, der Unbedeutendste sey. Auf der Schule war dieß anders, da galt auch er etwas, da kam ihm seine ärmliche Kleidung nicht eben schlechter vor, als die feinere seiner reichen Mitschüler, da war von dem, was er künftig zu werden gedenke, noch nicht die Rede, sondern der Fleiß und die sittliche Aufführung der Gegenwart kam nur in Anschlag. Hier aber wurde er von den ankommenden Fremden oft verkannt, man fragte wer der junge Mensch dort sey, den man erst für einen Bedienten gehalten, wie er in diese Gesellschaft komme, und was er zu werden gedenke. Die jungen Grafen, die ihn sehr lieb hatten, gaben dann genauere Kunde von ihm, lobten ihn von

allen Seiten, und versicherten, daß er wahrscheinlich studieren werde. — Dieß Alles brachte eine große Umwandlung in seinem Innern hervor, denn der stolze Knabe meinte nicht etwa, daß er hieher nicht passe, und er daher seine Ferien künftig lieber im elterlichen Hause verleben wolle; — nein! er sann vielmehr auf Mittel und Wege, sich diesen Menschen hier gleich zu stellen, und ähnliche Bequemlichkeiten des Lebens und Glanz der äusseren Lage sich zu verschaffen.

»Er wird wahrscheinlich studieren!« — hatten die jungen Grafen von ihm gesagt. — Dieß also war der Weg, den er gehen sollte, um seine reichern Freunde zu erreichen. Studiert hatten ja mehrere, die jetzt dem Hause des Grafen befreundet waren, und Rang und Ansehen besassen, obgleich sie früher arm und unbedeutend gewesen seyn sollten; studiert hatte ja auch der Geistliche des Ortes, der in der Familie des Grafen sehr viel galt, und doch nur der Sohn eines armen Dorfschulmeisters war. — Also studieren! — studieren! — — Als Maurermeister, dachte er, bleibst du doch nur ein höchst untergeordneter unbedeutender Mensch, kannst niemals zu der Ehre gelangen, in vornehmen Häusern zu erscheinen, darfst statt des Degens nur das Schurzfell und die Maurerkelle tragen, — also studieren!

Mit diesen Gesinnungen kehrte er auf das Gymnasium zurück, aber dem Onkel Thorschreiber verbarg er sie noch. Er brachte ihm vielmehr die verlangte Zeichnung des gräflichen Schlosses mit, wußte ihm jedoch viel ausführlicher noch die innere schöne Einrichtung und was er mit der gräflichen Familie in diesem oder jenem Zimmer unternommen habe, zu erklären. Der Thorschreiber war mit der Zeichnung zwar ziem-

lich zufrieden, es entging ihm jedoch nicht, daß Kaspar das Schloß mit ganz andern Augen ansehe, als er es eigentlich sollte.

»Ich glaube, Bursche! Du möchtest in einem solchen Schlosse lieber wohnen, als es erbauen?« fiel er ein. »Schweig doch einmal mit dem Aufzählen der vornehmen Leute, die sich in den Zimmern dort herumgedreht und mit Dir gesprochen haben. Die Gerichte der gräflichen Tafel weißt Du mir herzuerzählen, aber die Dicke der Grundmauer kannst Du mir nicht gehörig angeben, bist auch besonders in dem einen Keller hier nur gewesen, dem Weinkeller. — Ei! Ei! Herr Patron! das ist nicht der Sinn, den ein künftiger Maurergeselle haben muß!«

Kaspar dachte: mit dem Maurergesellen hat es keine Noth, du kennst eine andere bessere Laufbahn, auf der du die Kelle nicht weiter zu führen brauchst.

Die nächsten Ferien benutzte er, seine Eltern zu besuchen, und ihnen von seiner Reise und von dem Aufenthalt auf dem gräflichen Schlosse zu erzählen. Der Vater schüttelte wohl bedenklich den Kopf, aber die Mutter war erfreut über die Ehre, die ihr Sohn dort genossen, und fand es ganz natürlich, daß er jetzt einen feinen Anzug erhalten müsse, denn er hatte ihr im Geheimen gestanden, wie man ihn dort verkannt, und sogar für einen Bedienten gehalten habe. Sie widersprach auch den fernern Wünschen ihres Sohnes nicht, ja sie begünstigte vielmehr seinen Entschluß, studieren zu wollen.

»Wenn es Dir auch etwas schwer eingeht, so wirst Du doch schon so viel lernen, mein Söhnchen, daß Du vornehmer wirst wie Dein Vater, und nicht so, wie er, im Schmutze zu arbeiten brauchst. Gastwirths

Wilhelm hat auch Theologie studiert; vor vier Wochen stand er auf der Kanzel und predigte; er blieb zwar zweimal stecken, aber wir haben doch alle weinen müssen. Beim Herrn Pfarrer und beim Herrn Bürgermeister ist er nun schon zu Tische gewesen, und wenn die Honoratioren auf dem Schießhause zusammenkommen, darf er auch hingehen, und sich seine lange Pfeife anzünden. — Ach! wenn ich an Dir noch diese Freude erleben sollte!« —

Dergleichen geheime Unterredungen mit der Mutter, und der Wunsch, auch die Universitätszeit mit seinen vornehmen Freunden theilen, ja ihnen selbst späterhin gleichstehen zu wollen, begünstigte Kaspars Träume immer mehr, und bestärkte ihn in dem Entschluß, von dem Gewerbe seines Vaters abstehen, und nur studieren zu wollen. Die nächsten Ferien brachte er wieder auf den gräflichen Gütern zu, die Mutter hatte für feinere Kleidungsstücke gesorgt, und sein ganzes Wesen eine stolzere Sicherheit angenommen, so daß man ihn dort gar sehr zu seinem Vortheil verändert finden wollte. Oft saß er nun mit seinen Freunden in dem schönen Gartensaale des Schlosses beisammen, und baute stolze Luftschlösser mit ihnen, wie sie die Studentenzeit lustig verleben wollten, und er sie einst hier als ein hoher Geistlicher, oder als sonst ein vornehmer Mann besuchen werde; sein Vater, der alte Maurermeister solle dann recht erstaunen, den Sohn vielleicht in eigner Karosse bei ihm vorfahren zu sehen. So ging es denn in Gedanken wenigstens herrlich und in Freuden, aber auf der Schule wollte es nicht also gehen. Kaspar hatte zwar einen guten natürlichen Verstand und eine richtige Auffassungsgabe für Alles, was das äussere Leben betraf; allein zu einem mühsam

angestrengten Studium der ernstern Wissenschaften fehlte ihm die Lust, und der scharfe tiefeindringende Geist, und da der Vorsatz, studieren zu wollen, nicht sowohl aus dem Bewußtseyn geistiger Fähigkeiten und dem Drange innerer Kraft, als vielmehr aus eitlen Rücksichten entsprang, so hatte er nicht die Wirkung, daß er ihn mit Ernst erfüllte und rascher vorwärts trieb, sondern er war mehr als jemals zerstreut, und wurde fast ungeduldig, weil er für die nächsten Jahre bei der Armuth seiner Eltern manchen großen Entbehrungen entgegen sah. Er rückte nur langsam in den Klassen weiter, während seine Freunde mit raschern Schritten der Zeit ihres Abganges von der Schule entgegen eilten und ihre letzte Schulprüfung glücklich bestanden. Auch die jungen Grafen waren unter den Letztern, sie hatten eine vortheilhafte Censur bekommen und nun ging es an die Zurüstungen des Studentenlebens; ein sammetes Barett, klingende Sporen, ein blanker Hieber durften nicht fehlen, auch wurden die Kleider in Form und Schnitt verändert, und mit den Farben der Landsmannschaft geschmückt. Kaspar konnte sich an dem allen nicht satt sehen, er dachte: wenn du doch nur erst in einem solchen Aufzuge die Schule verlassen könntest! er gab sich mit seinen Freunden das Versprechen, ihnen jedenfalls recht bald nachzufolgen, das Examen möge auch ausfallen, wie es wolle! und konnte endlich nicht widerstehen, sich im Stillen ähnliche Kleidungsstücke anzuschaffen, um sich wenigstens an ihrem Anschauen bisweilen weiden zu können.

Der Onkel Thorschreiber hatte im Auftrage des Vaters den Sohn zwar schon mehrere Male auffordern müssen, die Schule nun bald zu verlassen, damit er ihn bei einem geschickten Maurermeister in die Lehre

bringen könne; Kaspar aber wußte dieß unter manchem scheinbar guten Vorwande immer aufzuschieben, und sich deßhalb hinter die Mutter zu stecken, die den Vater dann wieder zu beschwichtigen suchte, indem sie nicht unterließ, ihm von einer vielleichtigen höhern Bestimmung ihres Sohnes vorzuschwätzen, wodurch sie ihn in seinen Ansichten zu bekehren gedachte.

Da traten denn wieder die Schulferien ein; Kaspar hatte beschlossen, sie dießmal auf ganz besonders genußreiche Weise zu verleben. Er war nämlich von seinen Freunden eingeladen worden, sie auf der Universität zu besuchen, wo er das Studentenleben kennen lernen sollte, und konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, die Herrlichkeit desselben wenigstens vorläufig zu kosten. Dort aber sollte man es ihm auch nicht anmerken, daß er noch ein Schüler sey, die bereits angeschaffte Studentenkleidung sollte hiebei das Ihrige thun. Schon der frühste Morgen am Tage der Abreise fand ihn völlig gerüstet. Das kurze rothe Kollet, der Spitzenkragen darüber, das schwarze Sammetbarett, der Hieber an der Seite, und das leichte Felleisen über dem Rücken, ließen dem stattlichen Jüngling gar nicht übel, und gaben ihm ganz das Ansehen eines reisenden Studenten. Er machte sich mit dem frühsten Morgen auf den Weg, damit ihn Niemand, vor Allen der Onkel Thorschreiber nicht auswandern sehen möge; dieser saß aber schon auf seinem gewöhnlichen Sitze in der mit Epheu umrankten Nische des alten Thores und blätterte in einem Buche.

»Guten Morgen, junger Herr! wohin denn des Weges?« rief er ihm zu, als ob er ihn nicht erkenne.

»Guten Morgen, Herr Vetter!« sagte Kaspar verlegen, und reichte ihm die Hand.

»Ei, Du bist Kaspar?« sprach der Alte: »in diesem Aufzuge hätte ich Dich wahrlich nicht erkannt. Du gedenkst wohl Deine Eltern in dieser Verkleidung zu überraschen?« —

Kaspar schwieg und blickte verlegen zur Erde; da fuhr der Alte fort: »Nun die Freude muß ich doch mit ansehen; ich will mich sogleich reisefertig machen und Dich begleiten! Setze Dich einstweilen hier auf meinen Platz, und lies, bis ich zurückkomme, hier dieß Kapitel in der Chronik unserer Stadt!«

Hiemit reichte er dem Jüngling das aufgeschlagene Buch und ging in seine Wohnung.

Kaspar war in der größten Verlegenheit; was sollte er nun thun? — In diesem Aufzuge konnte er doch unmöglich vor seinem Vater erscheinen, denn welche Antwort hätte er auf die Frage gehabt: »Wozu und woher er sich diese Kleidung angeschafft?« — Sollte er dem Onkel Alles gestehen und seinen Entschluß, studieren zu wollen, laut aussprechen? — Er warf einen Blick in das aufgeschlagene Buch; da sah er den Namen Kaspar Weit mit großen Buchstaben gedruckt, und auf dem Blatte nebenbei die Abbildung des Thores, vor dem er eben stand, über dessen kühnen Bogen der Name Kaspar Weit auf einem großen Steine eingehauen war. Er kannte dieß Bild längst, der Thorschreiber hatte es ihm als Kind schon gezeigt, und sein früherer Entschluß, zu werden, was der achtbare Vorfahr gewesen, hatte hier seine erste lebendige Entstehung erhalten. Als er nun gedankenvoll zu dem Namen über dem Thore aufschaute, trat der Thorschreiber mit Hut und Stock wieder auf ihn zu und sagte:

»Nicht wahr, mein Söhnchen, der Name dort

oben klingt auch wie der Deinige? — Ja hier sind schon viele Geschlechter aus- und eingewandert, und haben den Namen des Meisters mit Achtung genannt, der dieses Thor erbaute; aber der alte Herr hatte ein schmutziges Schurzfell um, und — nicht wahr, das eckelt Dich an? — — Na, komm nur, komm! wir wollen eilen, daß wir die Stadt im Rücken haben, ehe es lebendiger auf den Straßen wird, und man Dich in diesem Aufzuge erblickt!« und hiemit schritt der Thorschreiber voran, Kaspar folgte ihm, und beide sprachen kein Wort weiter, bis sie die Thurmspitzen des Städtchens erblickten, in welchem Kaspars Eltern wohnten.

»Aber liebster Herr Vetter!« sprach Kaspar endlich: »geht doch nicht so schnell, und wartet nur ein wenig, ich kann doch unmöglich so vor meinem Vater erscheinen!«

»Du hast also wohl nicht nach Hause reisen wollen, obgleich Du Deine Eltern lange nicht gesehen?« fragte der Thorschreiber, und sah ihn durchdringend an.

Kaspar gestand ihm denn, daß er seine Freunde auf der Universität besuchen wolle, und er deßhalb diese Kleidung gewählt habe.

»Gut!« erwiederte der Thorschreiber: »wie Du aber vor Andern aufzutreten gedenkst, wirst Du doch auch vor Deinen Eltern zu erscheinen Dich nicht schämen? Du bist Deinem Vater jedenfalls die Frage schuldig: ob er Dir jene Reise erlauben will?« — und hiemit nahm er ihn bei der Hand, und zog ihn nach dem Städtchen mit sich fort.

Der alte Maurermeister machte große Augen, als er seinen Sohn mit dem rothen Kollet und dem Hie-

der an der Seite, und hinter ihm her den Thorschreiber mit dem großen Knotenstock in die Stube treten sah.

»Guten Morgen, Bruder!« rief ihm der Letztere entgegen: »Ich bringe Dir hier Deinen Herrn Sohn, sieh Dir ihn einmal an, ob er Dir also gefällt.« »Kaspar!« sprach der Maurermeister erstaunt: »Sprich, weßhalb kommst Du in dieser Verkleidung zu mir?«

Kaspar schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. »Merke Dir es, Alter!« fuhr der Thorschreiber fort: »So sieht ein Student aus. Dein Herr Sohn will seine vornehmen Freunde auf der Universität besuchen, und da hat er sich denn natürlich so kleiden müssen, daß man ihn auch für einen Studenten halten, und nicht etwa den künftigen Maurerburschen in ihm wittern mag. Er kommt, um Dich beiläufig zu besuchen, und wird, nachdem Du ihn bewundert hast, seine Reise weiter fortsetzen.«

»Das wird er nicht!« rief der Alte: »Lege den Degen ab, Bursche! ich will Dir das Schurzfell vorbinden!«

Da trat endlich die Mutter hinzu, die sich längst schon an dem Anblick ihres Sohnes geweidet hatte, nahm ihn in Schutz, und erklärte unverholen, wie sie völlig mit Kaspar einverstanden sey, daß er kein Handwerker werden, sondern studieren solle; sie hoffe auf diese Weise weit mehr Freude zu erleben, und einen vornehmen Mann noch aus ihm werden zu sehen.

Der Vater wollte dagegen auffahren, und sein Ansehen behaupten, aber der Thorschreiber bat ihn zu schweigen, und sagte: »Sey ruhig, Bruder! die Mutter hat auch ein Recht, über die künftige Bestimmung ihres Kindes mitzusprechen, selbst der Junge muß ge-

hört werden, damit er späterhin sich nicht über den Eigensinn des Vaters zu beklagen habe. Antworte mir daher, Kaspar, auf das, was ich Dich fragen werde: Du willst also lieber studieren, als ein Handwerk erlernen?«

Kaspar sagte: »ja!«

»Zum Studieren gehört aber Verstand und Geld!« fuhr der Thorschreiber fort: »laß sehen, was Du von beiden dazu mitbringst? Wie sieht es erstlich mit dem Gelde aus, denn das Studieren kostet viel; was hast Du dazu?«

»Ich hoffe, der Vater wird mich unterstützen!« erwiederte Kaspar.

»Ich kann Dir nichts dazu geben!« rief der Vater: »Du kennst unser kleines Hab und Gut, und meinen geringen Verdienst; Du weißt, daß ich für Deine Geschwister nicht minder sorgen muß, als für Dich; wo soll ich es also hernehmen?«

»O!« sagte die Mutter: »es haben auch Andere schon studiert, die noch viel ärmer waren, und sie sind dennoch große Leute geworden!«

»Die Mutter hat Recht!« fuhr der Thorschreiber fort: »Wer aber auf fremde Kosten studieren, oder sich dabei auf seine eignen Kräfte verlassen will, der muß auch den Geist dazu mitbringen, wie der Soldat den scharfen blitzenden Säbel zum Kampfe, und dann muß es gehen Schlag auf Schlag! — Wird Dir dann das Lernen recht leicht?« —

»Das eben nicht!« entgegnete Kaspar. »So zwingst Du es wohl durch Fleiß, und sitzest Tag und Nacht über den Büchern? denn wie ich mir habe sagen lassen, machen es die ordentlichen Studenten also!«

Kaspar schwieg.

»Du bist gewiß zu bescheiden, um Dich selbst zu loben, wir wollen doch einmal den Brief erbrechen, den mir der Herr Rector an den Vater zugesendet hat, ich glaube, daß er Deine Censur enthalten wird!«

Der Brief wurde erbrochen und die Censur lautete dahin: daß Kaspars Fleiß besonders in den Sprachwissenschaften ein sehr mittelmäßiger, seine Fassungsgabe hier eine schwerfällige sey, und er überhaupt nur zu solchen Gegenständen Lust und Anlage zeige, die mehr die Phantasie beschäftigten, oder die Sinne ansprächen, weßhalb er denn auch, z. B. im Zeichnen u. s. w. nicht unbedeutende Fortschritte gemacht habe. Mit seiner sittlichen Aufführung war man zufrieden. —

»Diese Censur klingt freilich nicht so, daß man auf Dein Studieren große Hoffnung setzen könnte,« fuhr der Thorschreiber fort. »Aber Du wählst vielleicht die Feder, weil Du an Körper schwächlich bist und Dich vor schwerer Arbeit fürchten mußt? — Mutter, Du wirst den armen Jungen besser pflegen müssen, sieh nur, wie er bleich und hager ist!«

Die Mutter entgegnete empfindlich: »Ihr braucht nicht über das gesunde frische Ansehen meines Kindes zu spotten! Ein gesunder Mensch kann Alles werden!«

»Ganz recht!« antwortete der Thorschreiber: »ein ungesunder Mensch aber kann nicht Alles werden. Drum, wer gesund und kräftig ist, der danke Gott dafür und wenn die Hand mehr vermag, als der Kopf, so lege er die gesunden Hände an sein Tagewerk, und werde statt eines mittelmäßigen Scribenten ein tüchtiger Handwerker. Wir wollen nun einmal aus dem, was Kaspar besitzt, die Summe ziehen: Zum Studieren kein Geld, wenig Anlagen, mithin auch wenig Aussicht. Zum Handwerk dagegen einen

kräftigen Körper, gesunde Sinne, Lust an der Aussenwelt, einen braven Meister zum Vater, einen berühmten Namen über den Thoren der Stadt Saalheim; auf der einen Seite also fast nichts, auf der andern jedoch sehr viel. Was treibt denn nun aber den Herrn Patron dennoch zum Studieren? — Ist es der innere Beruf, die unbesiegbare Lust zu den Büchern? Hat er sich mühsam endlich heraufgedrückt bis in die höchste Klasse? — Nein! der siebenzehnjährige Mensch sitzt noch in Mittel-Secunda, quält sich mit den Büchern, studiert nicht eben zu viel, kleidet sich aber als Student, damit er auswendig wenigstens das scheine, was er inwendig nicht ist. Ein altes Sprichwort sagt: Wenn der liebe Gott ruft, so muß man folgen! — Hier ruft aber nicht der liebe Gott, sondern der Hochmuthsteufel! und das will die brave redliche Mutter begünstigen?«

Die Mutter fing an zu weinen, und sagte:

»Jede Mutter will an ihrem Kinde Freude erleben! Aber es bleibt einmal ein Unglück, wenn man in niedrigem Stande geboren ist!«

»Mutter! das Wort verzeih Euch der Himmel!« fuhr der Thorschreiber auf: »Ihr wißt in Eurer Verblendung nicht, was Ihr gesprochen habt. Wer im niedrigem Stande geboren ist, dem steht die ganze Welt offen. Hat er wirklich die Kraft und den innern Beruf dazu, so wird er die Wege schon finden, sich zu den höchsten Ehrenstellen aufzuschwingen; hat er dieß nicht, so wird er wenigstens, was sein Vater war. Aber in den hohen Ständen muß man mit fort, es mag gehen, wie es will, die Wahl der künftigen Lebensbestimmung ist sehr beschränkt, und herabsteigen thut weh. Wenn auch ein vornehmer Vater verstän-

dig genug wäre und dächte: Mir soll es ganz gleich seyn, welche Bestimmung meine Söhne sich erwählen; ich will nur, daß sie brav und tüchtig in ihrem Fache seyn sollen! und er lasse nun einen und den andern ein Handwerk erlernen, so würden nur wenige ihn für einen vernünftigen Mann, die meisten ihn für einen Rabenvater halten. — Und, Herzensmutter, was ist doch im Ganzen ein Handwerksmann für ein glücklicher Mensch? Die Lehrjahre des Gesellen sind mit den Schul- und Universitätsjahren des Studenten gleich; beide bringen ein theils mühvolles, theils fröhliches Jugendleben, in beiden soll Fleiß und Sittlichkeit das Loosungswort seyn; Freundschaften werden geschlossen hier, wie dort. Und wenn nun die Lehrjahre von beiden überstanden sind, so muß der Student hinter den Tisch, muß arbeiten und schreiben, hat nicht die Welt gesehen, nicht die Menschen kennen gelernt, und soll sich doch nun in sie schicken, sie belehren, soll wissen, was ihnen Noth thut, soll über sie richten. Der Handwerksgeselle aber ergreift fröhlich seinen Wanderstab, und zieht hinaus in die weite schöne Gotteswelt. Alle Völker mag er besuchen, in allen Ländern findet er seinen Meister, darf bei ihnen arbeiten, heimisch seyn, und wird von den Meisterinnen bald in milde, bald in strenge Zucht genommen. Ehe er selbstständig wird, lernt er durch manche schwere Prüfung sich in die Welt und Menschen schicken und mit ihnen umgehen; so trägt er die Fertigkeiten eines Landes in das andere hinüber, findet, wenn er ordentlich und brav ist, allenthalben seine Arbeit, und wird zeitig genug ausgestossen, wenn er nichts taugt; so kann er sich endlich die Stätte selbst wählen, auf der er leben und arbeiten will, denn ihm steht die ganze Welt offen.

Aber hieran denken die wenigsten jungen Leute mehr, selbst die Söhne der Meister wollen nicht mehr werden, was ihre Väter waren, Alles strebt höher hinauf, muthet den nachgiebigen Eltern fast unerschwingliche Opfer zu, fragt nicht, ob ein wirklich höherer Beruf von Seite Gottes im Innern lebe und wirke, und zieht die erbärmliche Mittelmäßigkeit in einem höhern Stande der achtbaren Tüchtigkeit in einem geringern vor. Deßhalb giebt es ein Heer von Federführern, die lange vergeblich auf eine dürftige Anstellung warten und ewig abhängig bleiben; während die achtbaren Handwerksmeister immer seltner werden, weil es an tüchtigen Schülern fehlt, die mit Lust in ihre Fußstapfen treten wollen. — Ich habe mit Deinem braven Rector über Dich gesprochen, Musje Kaspar, denn mir war Dein veränderter Sinn nicht verborgen geblieben; aber auch er räth ab vom Studieren, und meint, es sey nun volle Zeit, Dich Deiner eigentlichen Bestimmung zu übergeben. Nun Vater und Mutter, was meint Ihr dazu? —

»Jeder soll sich nach seiner Decke strecken! sagte der alte Maurermeister: und wenn man Alles treu erwogen uud berathen hat, so darf der Vater auch einen Machtspruch thun. — Also hinunter mit Kollet und Hieber, und das Schurzfell vorgebunden. — Marsch!«

Die Mutter führte ihren Sohn weinend auf sein Kämmerlein, und zog ihm einen alten Rock an, der Thorschreiber aber reiste am Nachmittage nach Saalheim zurück, und besorgte Kaspars ehrenvolle Entlassung von der Schule.

Während Kaspar nun erst bei dem Vater, und dann bei einem entfernten Maurermeister in die Lehre

trat, und mit Hammer und Kelle tüchtig an die Arbeit gehen mußte, nahm der Thorschreiber alle Briefe in Beschlag, die von den studierenden Freunden an Kaspar eingingen. Sie enthielten Schilderungen der lustigen Studentenzeit, und Aufforderungen bald nachzufolgen. Da sie aber unbeantwortet blieben, denn der Thorschreiber verbrannte sie sämmtlich, so gingen sie immer spärlicher ein, und blieben endlich ganz aus. So wurde denn auch das Verhältniß zwischen Kaspar und den jungen Grafen aufgelös't; die Letztern fragten endlich nicht mehr nach dem Schulfreunde, der in einem so undenkbaren Schweigen beharrte, und schienen ihn nach und nach zu vergessen.

Viele Jahre waren seitdem vergangen. Die Grafen bekleideten bereits angesehene Stellen im Staate, der älteste bei der Gesandtschaft an einem fremden Hofe, der jüngere in dem Heere seines Fürsten, als der alte Graf starb, und die Brüder nun zum Besitz ihrer väterlichen Güter gelangen sollten. Aber der Krieg erhob sich und verwüstete die Länder; Städte und Dörfer gingen in Flammen auf und auch das Stammschloß des Grafen Hornstein wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Trauernd reichten sich die Brüder, als der Friede wieder geschlossen war, an den Ruinen ihrer Heimath die Hände, und blickten mit Wehmuth zu den schwarzen ausgebrannten Mauern auf, die seit Jahrhunderten die alten treuen Zeugen eines glücklichen Familienlebens gewesen waren, und auch ihre fröhliche Knabenzeit schützend umschlossen hatten. Alle süßen Erinnerungen aus der Kindheit schwebten gleich trauernden Schatten hier über ihrem Grabe, und wie die Schwalbe noch einmal bang und ängstlich ihr zerstörtes Nest umflattert, und immer wieder zurückkehrt,

ob sie es gleich nun verlassen muß, so gingen die Brüder schweigend unter den Trümmern umher, und konnten sich nicht abwenden von der zerstörten theuern Stätte. Endlich befahlen sie dem alten Kastellan, einem treuen verständigen Diener, daß er auf derselben Stelle, wo das alte Schloß gestanden, ein neues erbauen lassen solle; sie machten ihm die Wahl der ausgezeichnetsten Baumeister und Handwerker dabei zur Pflicht, und wollten, da sie durch ihre amtliche Stellung vielseitig beschäftigt und von hier entfernt gehalten wurden, nicht eher wieder hieher zurückkehren, als bis das neue Schloß vollendet dastehen würde.

Hierauf reis'ten die Grafen wieder zu ihrer Bestimmung zurück, und der alte Kastellan suchte seinen Auftrag nach bester Einsicht auszuführen.

Drei Jahre waren verflossen, die Grafen hatten in andern Ländern gelebt, und Großes und Schönes dort gesehen, als endlich von dem Kastellan die Meldung einging: der Bau des neuen Schlosses sey nunmehr vollendet! — Länger konnten sie ihrer Sehnsucht nicht widerstehen; sie beschlossen, nach den väterlichen Gütern zurück zu kehren, nahmen den nöthigen Urlaub, und fuhren endlich, nach einer langen Reise, an einem heiteren Sommerabend von der letzten Station ab. Je näher sie aber der Heimath kamen, um desto banger hob sich ihre Brust, denn wie sollten sie das Neue, was sie hier nun finden würden, an die alten süßen Erinnerungen anreihen. Die Sonne war im Sinken, als der Wagen durch das Dorf in die große Lindenallee einbog, die zu dem Schlosse führte; gerade um diese Stunde waren sie sonst auch hier eingetroffen, wenn sie die Eltern von der Schule aus besucht hatten; dort von der steinernen Bank in der

Mitte der Allee, von wo aus man den ersten Blick auf das Schloß gewinnt, hatten sie immer zuerst die großen Fenster im Glanz der Abendsonne schimmern sehen. — Was sollten sie jetzt finden? — —

Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie an der steinernen Bank dieselben Fenster wieder in der Abendsonne glänzen sahen, und, als sie näher kamen, das alte Schloß bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten in seiner früheren Form wieder vor sich erblickten, nur daß es neu abgeputzt zu seyn schien. Sie fuhren wieder durch das alte Schloßthor in den weiten Schloßhof ein; aus der gewohnten Pforte trat ihnen wieder der alte Kastellan entgegen; die gewölbte Vorhalle, die lichten Treppen, die hohen Gänge waren die längst bekannten. Sie hielten sich schweigend bei der Hand, und gingen erstaunt von Zimmer zu Zimmer, allenthalben fanden sie die alten vertrauten Gemächer; sie eilten nach dem Flügel des Schlosses, den sonst ihr Vater ausschließlich bewohnt hatte, aber auch hier fanden sie nur die alte Einrichtung wieder, selbst das runde Kabinet, das Arbeitszimmer des Vaters neben dem Bibliotheksaale, das sie wie ein Heiligthum geehrt hatten, fehlte mit seinem magischen Lichte nicht; es zog sie von hier hinab nach der heiteren Seite des Schlosses, aber auch hier öffnete der große Gartensaal, der Tummelplatz ihrer Jugendspiele seine weiten Hallen wieder nach dem Garten zu. — Die Brüder sanken sich innig ergriffen in die Arme, sie sprachen kein Wort, und der alte Kastellan stand mit gefalteten Händen neben ihnen und weinte.

»Alter!« rief endlich der älteste Graf und reichte dem Kastallane die Hand: »das ist Dein Werk! Du

hast unsere Heimath wieder aus dem Grabe erstehen lassen; wie sollen wir Dir danken!« —

Der Kastellan aber schüttelte den Kopf und sprach: »Nicht ich, sondern der Maurermeister, den ich als den berühmtesten aus der Hauptstadt hieher berufen, hat dieß Alles ausgeführt. Er entwarf den Riß dazu, und ich erkannte mit Erstaunen, daß es vollkommen das Bild des alten zerstörten Schlosses war. Da ließ ich ihn ungestört gewähren, und so führte er denn das neue Schloß auf, als ob er einst vor Jahrhunderten auch das alte erbaut hätte. Hier kommt der Meister selbst.«

Und ein stattlicher kräftiger Mann trat in den Saal, sein gesundes heiteres Antlitz war von der Sonne gebräunt, und um die Hüften ein Schurzfell gegürtet. Er grüßte die Grafen, und als sie ihn gefragt, wie es ihm möglich gewesen sey, dieß Schloß ganz in seiner früheren Art wieder herzustellen? antwortete er:

»Ich besaß einen Riß, den ich in den frohen Tagen meiner Jugend von dem alten Schlosse entworfen hatte, und da, wo dieser nicht ausreichen wollte, half mir das Bild, welches ich unverlöschlich in meiner Seele davon trug!«

Die Grafen erstaunten und fragten ihn, wie er heiße?

»Ich führe einen alten Namen,« antwortete er: »vielleicht ist er ihnen noch bekannt, er steht über dem Thore von Saalheim!«

»Kaspar Weit! ist es möglich? Kaspar Weit!« riefen sie freudig und erkannten in dem Antlitz des Mannes die Züge des Jünglings wieder, und als er ihnen die narbige Hand entgegen reichte, schlugen sie freudig ein, und zogen den früher geliebten Freund,

der ihnen jetzt als tüchtiger Maurermeister die Heimath wieder aufgebaut hatte, in ihre Arme.

Kaspar erzählte nun, wie man ihm die Studentenkleider ausgezogen und ihn zum Maurerburschen gemacht hatte. Wie eine mühvolle Lehrzeit von ihm überstanden worden sey, und er lange Jahre auf der Wanderschaft zugebracht. Viele hundert Meilen war er durchwandert, mancher schwere heiße Tag lag hinter ihm, aber er hatte die Welt gesehen, seltene große Erfahrungen gesammelt, und weil er durch seine Schulkenntnisse die meisten Gesellen weit übertroffen, fast allenthalben eine gute Aufnahme gefunden; von einem Meister war er dem andern empfohlen und zugesendet worden, und wo man einen wichtigen Bau ausführen wollte, hatte der Maurerpolirer Kaspar Weit nicht fehlen dürfen. Endlich war er in seine Heimath zurückgekehrt, war in der Hauptstadt Meister geworden, und hatte bald Vertrauen und Arbeit genug gefunden.

»So stehe ich denn nun zwar auf einer ganz andern Stufe, als ich es einst in meiner Jugend träumte!« fuhr er fort: »aber ich bin glücklicher und zufriedener hier, als ich es jemals in dem Stande gewesen seyn würde, zu dem mich Stolz und Eitelkeit hinzog. Der schlichte Maurermeister darf zwar nicht in den Zimmern der Vornehmen und Reichen erscheinen, aber er erbaut ihnen ihre stolzen Palläste, und kehrt jeden Abend zufrieden in seine Wohnung zurück, wo ihn ein gutes Weib und gesunde Kinder froh empfangen. Vieles Unglück trifft die Menschen; Armuth und Reichthum wallen durch die Welt, und wechseln wie Tag und Nacht, aber der geschickte Handwerker findet immer sein Brod, die Menschen können ihn nicht entbehren, und deßhalb hat das Handwerk wirklich einen

goldenen Boden. Hätte ich studiert, so würde ich gewiß nur als ein höchst mittelmäßiger Mensch vor Euch stehen, denn meine Anlagen waren nur gering, ich hätte vielleicht an den Trümmern dieses Schlosses Euch eine weinerliche Trauerrede gehalten. Jetzt hab ich es wieder aufgebaut; was das Herz fühlte, und die Phantasie dachte, hat die Hand ausgeführt, und wenn ich nun auch an Stand und Rang ein weit geringerer Mann bin, als Ihr, so darf ich Euch doch freudig unter die Augen treten, denn darinn bin ich Euch wenigstens gleich, daß ich meine Stelle tüchtig ausfülle, wie Ihr die Eurige.«

Die Jugendfreunde trennten sich, jeder ging zu seiner Bestimmung zurück; aber sie sahen sich öfter in der Hauptstadt wieder, denn die Grafen suchten den Meister Kaspar Weit zuweilen in seiner Wohnung auf, sprachen mit dem verständigen Bürger über die Werke, die ein jeder von ihnen nach seinem Berufe ausführte, und ließen sich Abends auch wohl gern von der gastfreien reinlichen Hausfrau im Kreise ihrer Kinder und Gesellen eine Schaale Milch vorsetzen.

E. v. Houwald.

8.

Empfindsamkeit der Holländer.

(Etwas für Einige.)

Ich hatte, um Gesellschaft zu erhalten meine Wohnung in dem besten Gasthofe von Rotterdam auf-

geschlagen, in der Absicht, die Zeit, welche ich eingeschlossen durch das Wetter nothwendig zwischen den Mauern zubringen muß, so angenehm als möglich hinzubringen und sey es auch am Ende durch Unterhaltung, welche zufällige Begebenheiten gewähren können.

Das Haus ist gegenwärtig voll von Reisenden, welche fast in meiner Lage sind, und auch, wie ich, sich freuen, solche Unterhaltung zu finden, als man da eben haben kann. Die vergangene Nacht brachte uns die Gesellschaft eines Edelmannes und seiner Frau aus Amsterdam. Sie kamen mit vieler Gefahr zu Land.

Wir frühstückten in dem nämlichen Zimmer; und da es schien, daß wir zu einander paßten, so geschah es mit viel weniger, als den in einem öffentlichen Saale sonst gewöhnlichen kleinlichten Komplimenten, daß wir in eine herzliche Unterhaltung geriethen, ehe die Regeln der großen Welt auch in einem geheimeren Zimmer uns erlaubt haben würden, die Lippen zu eröffnen. So tyrannisch ist die Mode!

Unser Gespräch hatte sogar selbst den Gedanken an die strenge Kälte und an das schlechte Wetter weggethauet, und floß trotz des Eises auf der Gasse in voller Munterkeit dahin, als auf einmal der Briefträger kam mit Briefen, deren Anblick schon den fröhlichen Lauf unserer Unterhaltung hemmte.

Das Hauptpaket, welches an den Gemahl gerichtet war, enthielt verschiedene andere, von denen zwei sogleich der Gemahlin hinübergegeben wurden, und da diese sah, daß sie von ihren Kindern kämen, welche sie — im Vorbeigehen gesagt — nur den Tag zuvor verlassen hatte; so eröffnete sie dieselben mit einer Rührung, welche selbst ein Mensch von der stumpfesten

Gemüthsart eine häusliche und mütterliche Rührung hätte nennen müssen.

Die Steigerung von dem Kolorite, welches die Natur während des Lesens auf ihre Wangen malte, und die Beredsamkeit von der stillschweigenden Glückseligkeit, welche ihr ganzes Wesen verklärte, so wie sie in den Papieren weiter las, dieses Alles zeigte, daß die Briefe von Jemand kamen, der ihrem Herzen sehr nahe und theuer war; und euch, denen der Anblick der Glücklichen Freude macht, euch würde dieser Anblick so ein Vergnügen gewährt haben, daß ich damals wünschte — und ich kann mich auch jetzt noch von dem Wunsche nicht losmachen — ihr hättet an unserm Frühstücke Theil nehmen können.

Die Briefe waren von ihren zwei Töchtern, der eine in Prosa geschrieben, der andere in Versen; aber beide drückten die nämliche kindliche Pflicht und Liebe aus, und beide hatten den nämlichen interessanten Gegenstand — nämlich den Glückswunsch der Kinder zum Geburtstage ihrer Mutter — einem Tage, der gewöhnlich zu Hause in Gegenwart der ganzen Familie gefeiert wurde, welchen aber auch jetzt die guten Kinder nicht vorübergehen lassen wollten, ohne wenigstens solche Zeichen ihrer kindlichen Ehrerbietung zu geben, wie sie es in ihrer Abwesenheit konnten.

Glückseligkeit ist mittheilend — das Herz der Mutter floß über und in dem Ueberflusse ihres Glückes theilte sie uns die Ursache ihrer Freude mit einer Weitläufigkeit mit, wie sie den glücklichen Eltern und wohl auch jedem Ueberglücklichen eigen ist. Aber sie konnte mir nur das Besondere ihres Glückes mittheilen, dessen allgemeinen Gegenstand sie schon vorher so gut ent-

deckt hatte durch eine Sprache, an der die Zunge keinen Theil hatte.

Diese Geschichte war ein neuer Beweis für meinen Satz, daß die Augenblicke, wo man Briefe von Interesse, sie mögen guten oder schlimmen Inhaltes seyn, erhält und liest, daß dieß die Augenblicke seyen, in welchen man die Gemüthsbeschaffenheit des Menschen durchschauen und beurtheilen kann. Die Frau sprach von ihrem Gegenstande mit voller Seele, indem sie mir mit all dem Feuer einer Mutter erzählte, ihre beiden Töchter seyen die besten Mädchen in der Welt, aber die, welche die Verse zum Namenstage gemacht habe, hätte die Gesinnung eines Engels, und sie wünschte von ganzem Herzen, ich möchte die holländische Sprache genugsam verstehen, um die Verse lesen zu können: und das andere theure Wesen, obgleich keine Dichterin, ist nicht minder liebevoll, nicht minder gut. »Da, Herr! der Brief da ist ja so solid und so »korrekt geschrieben, daß er meinem ältesten Sohne »Ehre machen würde, von dem doch Jedermann sagt, »er sey ein Wunder seiner Zeit.«

Die Blicke des Gemahles bestätigten diese Lobsprüche seiner Frau, und das Frühstück, welches durch dieses Briefelesen war aufgehalten worden, nahm nun wieder seinen Fortgang. Bevor der Briefträger angekommen, schienen sie ein Verlangen nach Erquickung zu haben; aber plötzliche, reingeistige Bewegungen entweder des Schmerzes oder der Freude sind für den Augenblick keineswegs günstig für den gewöhnlichen körperlichen Appetit — das freiwillige Geschenk der dankbaren Tochter hatte ein viel angenehmeres Mahl herbeigeführt. »Ich bin,« sagte diese zärtliche Mutter, »ich bin in vieler Hinsicht eine recht glückliche Mutter

»gewesen, und bin es in mancher Hinsicht noch — aber »in einem Umstande; o mein Gott! wie unglücklich! »Der räuberische Tyrann, der Blattermann (die Blattern) hat mir ein Mädchen geraubt, welches — die »mütterliche Zärtlichkeit bei Seite oder in ihrer weitesten Ausdehnung zugelassen! — nicht nur der Stolz »und der Ruhm unserer Familie war« (hier begann der Gemahl zu seufzen) »sondern auch die Freude Aller, »die sie kannten. Voll Güte, ausgerüstet mit Talen»ten und Schönheit der Seele und des Körpers war »sie der Ruhm unserer ganzen Stadt. Und ihrer sind »wir nun beraubt worden, in weniger als vierzehn »Tagen, nachdem wir in einer Versammlung all ihrer »kleinen Freundinnen den Tag gefeiert hatten, an dem »sie ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatte.«

»Unser einziger Trost« — sagte der Ehemann, indem er die Pause des Schmerzes ausfüllte, welche die Frau in ihrer Erzählung gemacht hatte, aber sie ausfüllte mit zitternder Stimme — »unser einziger Trost ist, daß die letzten Augenblicke ihres unbefleckten Lebens bezeichnet waren mit freudiger Ergebung in den Willen des lieben Vaters im Himmel und mit Handlungen der kindlichen Liebe. Ihr Tod, mein Herr!« — allezeit schmerzt es mich, daran zu denken — »ihr Tod fiel in die Mitternacht. Das Zimmer war auf ihre Bitte kurz zuvor verdunkelt worden; aber jetzt fühlte sie die baldige Annäherung ihrer Auflösung, und sie wünschte, das Licht möchte ins Zimmer gebracht werden. Als es kam — bringt es näher! ich bitte,« sagte das arme Ding, »noch näher! meine Augen werden jeden Augenblick dunkler, und ehe sie mich ganz verlassen, wünschte ich doch ihr letzter Dienst möchte seyn, ihre immer theuersten Gegenstände mir zu zeigen! mei-

ne Eltern und Geschwisterte. O wie bedaure ich, daß die Abwesenheit meines lieben Bruders mich hindert, ihn noch einmal zu sehen.«

Da verlor der Mann seine Stimme in Sanftheit, und die Frau setzte die schmerzerregende Erzählung fort mit dem Ausruf: »O schrecklicher und doch theurer Augenblick! als meine theure Maria merkte, daß sie Licht brauche, um uns zu unterscheiden! Sie bath, wir möchten die Kerze in ihre eigene zitternde Hand geben, und als sie uns eine kurze Weile sehr ernsthaft ins Gesicht gesehen hatte, indem sie die Thränen wegwischte, die über ihres armen Vaters Wangen hinabrollten, und uns Alle einigemale küßte, da gab sie die Kerze zurück mit den Worten: »»Nun ist's genug, ich bin beruhigt! und ich stehe nun an der Schwelle der ewigen Wohnungen meines Vaters im Himmel, des einzigen Vaters, zu dem ich mit Gewinn gehen kann nach dem Verlurste solcher Eltern, die ich jetzt verlassen muß.««

»Erinnerst Du Dich noch ihres Blickes, da sie dieß sprach« sagte die Frau zu ihrem Gemahle. »Ob ich mich daran erinnere?! O Gott!« rief der Gemahl in einem Ausbruche von Schmerz, der nur zu sehr die Wahrheit seiner Erinnerung bestätigte, »waren nicht ihre Hände und Augen aufwärts zum Himmel gerichtet, dessen Thore geöffnet waren — so versicherte sie uns — um sie aufzunehmen? Die Seraphim,« sagte sie, schon selbst beynahe ein Engel, »die Seraphim drängen sich, mir den Willkomm zu geben, und die liebliche Mutter des Erlösers selbst steht freundlich bereit, um mich zu empfangen und zum glanzumstrahlten Thron des allmächtigen Vaters und des ewigen Sohnes hinzuführen, der mir freundlich lächelnd zuwinkt.«

»In diesem schmerzvollen Augenblicke war es,« sagte die Mutter in heftiger Bewegung, »daß meine sterbende Maria kämpfend mit der Macht des Todes auf ihre Knie sich aufrichten wollte, aber nach diesem Versuche wieder zurücksank und dann von unsern Armen unterstützt des Himmels Segen über uns herabrief. In unsern Armen selbst verschied sie, und wir glaubten, der Platz, wo sie ihre unschuldige Seele in die Hände Gottes zurückgab, sey das allgemeine Todbett der ganzen Familie gewesen.«

Der Gemahl bedeckte das Gesicht mit seinen Händen; die Frau blickte fest in das Feuer, ohne eben etwas zu sehen und rief endlich aus: »Gottes Wille geschehe! Er hat's gegeben, Er hat's genommen, Sein Name sey gepriesen« — und verließ das Zimmer.

Nach dem Englischen des Pratt J. E. St.

9.

Graf Altenburg.

(Sprich jederzeit die Wahrheit — aber mit Ueberlegung und Liebe.)

Der tapfere deutsche Kaiser Heinrich der I., wegen seiner großen Liebe zur Jagd auch der Vogelsteller genannt, zog von seinem Schlosse Memleben an der Unstruth zu einer Hofhaltung nach Regensburg. Nun begab sich's eines Morgens, daß er auf der Jagd einen Hirsch mit einem Geweihe über die Maßen groß gewahr wurde; dem jagte er nach und kam dabei ab von allen seinen Hofleuten und Dienern, konnte solche

auch nicht wieder finden, denn es entstand ein gar dicker Nebel, welcher das Licht der Sonne verbarg, und die ganze Gegend um ihn her verhüllte. Als der Nebel sich endlich verzog, entdeckte der Kaiser eine alte feste Burg auf einem hohen Berge, der mit Wald dicht umwachsen war. Dessen erfreute er sich sehr und wollte darauf zueilen, damit ihn die Nacht in dieser Wildniß nicht überfiele; aber er mußte sich erst gar mühsam mit dem Schwerte eine Bahn hauen durch das wildverwachsene Gebüsch, und darüber war die Zeit vergangen also, daß es schon finster zu werden begann, als er vor dem Burgthore anlangte. Hier rief er mit lauter Stimme, daß man ihm aufthun sollte. Der Ritter, welcher in der Veste hauste, kam auch alsbald an die Zugbrücke, und fragte: was der Fremde begehre? Da der Kaiser nun antwortete: »ich habe mich verirrt; gebt mir Herberge und Brod, damit ich mich ein wenig stärken und morgen wieder heimkehren mag!« so wurde die Zugbrücke niedergelassen, Speise und Trank reichlich aufgetragen und alle Ehre dem Gaste erwiesen. Als dieser sich genugsam erholt hatte, richtete der Wirth an ihn allerlei Fragen, besonders wer er sey und von wannen er komme? Er gab vor, er sey ein fränkischer Ritter, und damit man nicht den Kaiser in ihm erkenne, verstellte er Stimme und Sprache; auch war er unkenntlich dadurch, daß er seinen Bart aus Gram über eine verlorne Tochter, schon seit Jahren hatte wachsen lassen.

»Was hört man denn vom Kaiser Heinrich sagen?« fragte die freundliche Wirthin zutraulich. »Wisset Ihr noch nicht, daß der Kaiser gestorben ist? lautete die Antwort. »Dank Euch, Herr Ritter, Ihr bringt uns frohe Zeitung!« sprach der Wirth, »ich bin Graf Al-

brecht von Altenburg, der ehemals bei dem Kaiser in großer Gnade stand, und an seiner Seite manchen Feldzug mitmachte; den aber eine Unvorsichtigkeit hieher in diese Wildniß gebannt hat.« Und nun erzählte Graf Albrecht wie er einmal geglaubt: der Kaiser habe einen Feldzug ungerechter Weise unternommen, und wie er seines Herzens Meinung darüber dem Herrn unverholen gesagt, ohne diejenige Schonung zu beobachten, welche die Ehrfurcht für denselben ihm hätte gebieten sollen. Das hätte aber den Kaiser sehr aufgebracht, so daß er ihn im Zorn von sich und seinem Hofe verwiesen. »Als ich nun nicht mehr um den Kaiser war,« fuhr Albrecht in seiner Erzählung fort, »benützten solches meine Feinde, sie verläumdeten mich, und, um den Kaiser mehr noch gegen mich zu erbittern, und meine Zurückkunft auf immer zu verhindern, gaben sie vor, ich sey zu seinen Feinden übergegangen, und wollte die Waffen gegen ihn, als einen übermüthigen Eroberer, führen. Da ergrimmte der Kaiser; obgleich er mich früher so werth gehalten, glaubte er dennoch meinen Verläumdern, und prüfte nicht ihre Anklage; er schwor, mich als Verräther zu bestrafen, und versprach demjenigen, der mich todt oder lebendig ihm überliefern würde, einen großen Lohn. Als mir das von redlichen Freunden durch Eilboten berichtet wurde, floh ich mit Frau und Kindern in diese Wildniß und bezog diese alte einsame Burg, wo ich bisher unter einem fremden Namen, ganz in der Stille und unerkannt gelebt habe. Jetzt darf ich nun wieder zurückkehren, meine Güter wieder in Besitz nehmen, und für mich und meine Hausfrau wird durch des Kaisers Tod gleichsam ein neues besseres Leben in der Welt wieder aufgehen!«

Am andern Morgen nahm der Gast mit Dank Abschied; Wirth und Wirthin begleiteten ihn bis über die Zugbrücke, und liessen ihn dann mit ihren guten Wünschen weiter ziehen. Der Kaiser aber gab wohl Acht auf den Ort und die Gelegenheit im Walde, denn es war nicht mehr so neblicht, als am vorhergehenden Tage, und an den zerhauenen Zweigen war der Rückweg auch leicht zu finden. Als er nun in Regensburg wieder ankam, wurde er von dem Volke, das ihn sehr liebte, mit großer Freude empfangen, denn man war um ihn sehr bekümmert gewesen und hatte gefürchtet, es wäre ihm irgend ein Leid geschehen. Nach etlichen Tagen ließ nun der Kaiser mehrere von den anwesenden Fürsten zu sich erbieten und forderte sie auf, ihn mit einigen Kriegsleuten auf einem kleinen Streifzug zu begleiten. Die Herren folgten dem Kaiser, und so ging es denn hinauf zu der Albrechtsburg; voraus aber mußten Zimmerleute mit Aexten gehen und die Bäume umhauen, damit Bahn wurde. Bald vernahm oben auf der Burg der Graf das Fällen der Bäume, welches immer näher und näher kam, er eilte über die Brücke, um zu sehen, was es denn gäbe, da aber erschien ein Herold und sprach: »Vernehmet, was Noth thut. Kaiser Heinrich, den Ihr neulich bewirthet, aber nicht erkannt habt, sendet mich; er läßt Euch durch mich absagen auf Leben und Tod.« Der Graf erschrack wohl sehr, faßte sich aber bald und sprach: »Widerstand kann und mag ich meinem Kaiser nicht leisten; ich begehre ritterliche Behandlung und freien Abzug mit Weib und Kind.« Da trat der Kaiser selbst hervor und sprach: »freien Abzug sollst Du haben, aber nur auf Deine Güter, die ich Dir wieder gebe gegen diese alte Burg. Dein Leben wollte ich

Dir nehmen, so gieb mir nun Deine Kinder, denn die sind ja Dein Leben, auf daß ich für sie sorge!« Als der Kaiser also redete, eilte der ehrwürdige Pater Simon, der Beichtvater des Grafen, der ihn hinaus begleitet hatte, in die Burg zurück, und brachte die Gräfin mit ihren Kindern herbei. Alle sanken dem Kaiser zu Füßen und der Kaiser nahm die Kinder eins nach dem andern auf seinen Arm, herzte sie, und sprach: »nun, Graf! zieht Ihr alle mit mir gen Regensburg. Ihr habt hier lange genug dafür büssen müssen, daß Ihr einmal zur Unzeit Euch das Maul verbrannt. Ich will Euch Eure Leiden vergelten, so wahr ich wieder Euer gnädiger Kaiser Heinrich bin. Ihr meine gütige Wirthin, gebt mir Euern Arm, daß ich Euch hinunter führe den bösen Weg und Ihr, ehrwürdiger Vater, bleibt einstweilen hier, bis ich weiter über Euch und diese Burg verfügt haben werde.« Graf Altenburg hat nachher jederzeit seine Worte wohl überlegt, bevor er solche ausgesprochen. Die Wahrheit kann und soll man immer sagen; es kommt aber darauf an, wann und vornehmlich wie man solche sagt.

S—n.

10.

Der Wartende.

Was ich hier mit einiger Ausmalung erzähle, hat mir ein Freund erzählet, der den „Wartenden" sehr gut kannte und viel Umgang mit ihm hatte.

In einem hohen Gebirge liegt ein freundliches Thal, dessen Bewohner zwar sparsam leben müssen, weil sie der Erde nur wenig abgewinnen können: aber sie sind so munter und selig in blühender Gesundheit, wie man bei keiner schwelgenden Lebensart seyn kann. Durch lange Jahre priesen sie sich auch darum überaus glücklich, daß sie einen Pfarrer hatten, dessen Weisheit und Frömmigkeit man weithin rühmte. Sogar öffentliche Lehrer besuchten ihn im abgelegenen Thale, um von seiner Weisheit zu gewinnen. Er betrieb in seiner Gemeinde ganz besonders den recht oftmaligen Empfang der heiligen Sakramente, und vorzüglich dadurch gelang es ihm, in ihr schöne Blüthen und reichliche Früchte der Tugend zu sehen. Schon früh gewöhnte er die Jugend an, recht oft zur heiligen Beichte und Kommunion zu gehen: er sagte immer, wer sich nicht sehr früh daran gewöhnet, könne später kaum mehr zu dieser so heilsamen Gewohnheit gebracht werden. Dabei hatte er aber die Freude, daß die Jugend seiner Pfarrei ein Muster war.

Unter seinen frommen Pfarrkindern zeichnete sich besonders Michelina, ein Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren aus. Wer sie kannte, mußte ihre Tugend bewundern. Sie war von ihren zartesten Jahren an die Freude des Pfarrers gewesen. Allein, in diesem Leben ist keine Unschuld und keine Tugend si-

cher. Michelina war in ihrer Tugend gemüthlich, und weil sie edle Naturgaben hatte, kam sie sie leicht an, und so wurde sie allmählich in jene gefährliche eingebildete Sicherheit eingewieget, von der es kam, daß sie nun nimmer so eifrig und inständig zu Gott um die Gnade der Beharrlichkeit bethete, und ihre Sinne und ihr Herz nimmer so bewachte wie zuvor. Man konnte es endlich wohl gar merken, daß sie nicht mehr so fromm sey. Schon ging sie nimmer jeden Sonntag zur heiligen Beicht und zur heiligen Kommunion. Zum Pfarrer selbst, an dem sie bisher mit der kindlichsten Liebe hing, wollte sie nimmer beichten gehen: er war ihr allzu genau. Allerletzt fing sie gar eine sinnliche Bekanntschaft an, und ihre Geberden und ihre Reden verriethen, sie sey nimmer die edle Michelina. Es hieß schon in der ganzen Pfarre; sie sey kaum mehr das Muster für junge Leute. Ihre Mutter klagte es dem Pfarrer mit bittern Zähren. Und er hörte es auch sonst von vielen Leuten im Dorfe. Indessen ließ er es nicht merken, daß die Aenderung des so tugendhaften Mädchens seinem beobachtenden Auge schon früher nicht entgangen war. Ihrer Mutter gab er wohl manche kluge Weisung, verbot ihr aber, der Michelina zu sagen, der Pfarrer wisse etwas von der Sache.

Inzwischen bethete er oft und inbrünstig zu Gott für sie, und schwieg. Immer wartete er auf eine recht gute Gelegenheit, ihr Herz wieder zu ihrem ersten Tugendeifer zurück zu führen. Ueberhaupt war es so seine Art, daß er gern die guten Augenblicke abwartete.

Der Michelina war es auch gar lieb, daß sie sich schmeicheln konnte, der Pfarrer verachte sie noch nicht; denn vieles lag ihr an seiner Gewogenheit, weil

sie ihre kindliche Liebe zu ihm bei allem Leichtsinne nicht ganz verlieren konnte.

Eine kleine Viertelstunde vom Pfarrhofe steht ein Lärchenwald. In den ging der vortreffliche Seelenhirt gern spaziren. Da nahm er denn ein Buch von einem heiligen Kirchenlehrer mit sich, und las auf- und niedergehend im Walde. Die neuen Schriften sättigten seinen weisen und frommen Geist nicht; sie waren ihm so im Durchschnitte allzu leer am Geiste unsrer göttlichen Religion. Oft kniete er im Walde nieder und bethete mit ausgespannten Armen lange Zeit für seine Pfarrkinder. Es geschah einigemal, daß dieß aus Zufall von Leuten beobachtet wurde, und die sagten es denn in der Pfarre aus. Da sprachen die Pfarrkinder zu einander: »Wir haben einen heiligmässigen Pfarrer!«

Jetzt war es Sommer. Michelina, die er nie aus den Augen ließ, hatte die Hände voll zu thun. Er wußte, heute habe sie jenseits des Lärchenwaldes auf dem Felde eine Arbeit, und werde den Dienstboten ungefähr um zwölf Uhr das Mittagsessen für die Leute auf dem Felde abholen, und werde durch den Wald gehen. Ihm war jetzt wohl nicht um seinen Mittagstisch, weil er nach einer bessern Speise hungerte. Und er ging um eilf Uhr in den Lärchenwald, der ihm an diesem Tage theurer war als je. Er ging im Wald gerade dort auf und nieder, wo er wußte, daß sie ihm begegnen müßte. So auf und nieder wandelnd bethete er zu Gott und sprach: »Himmlischer Vater, ich bitte Dich durch den Tod Deines Sohnes, gieb es mir, daß ich in die Seele, die ich hier erwarte, wieder das Leben ihres ersten Eifers für Dich bringen möge. Oder vielmehr thu es Du Selbst in dieser Stun-

de; das kann ich nicht: so etwas ist nur Dein Werk.« Dann nahm er sein Buch unter dem Arme hervor und las: Es war eine Schrift des heiligen Augustin, in welcher der Kirchenlehrer von der Kraft der übernatürlichen Gnade gar viel Wahres und Schönes sagt. Dann bethete der Pfarrer wieder für die Seele, und sagte in seiner kindlichen Sprache zum Herrn: »Mein Gott! Du weißt es, daß ich bei meinem Hirtenamte sonst keine Freude habe, als wenn ich Deine Schäflein gut erhalten kann, oder wenn ich mit Deiner Gnade ein verirrtes wieder auf gute Weide bringe. Michelina ist vielleicht noch nicht so sehr verirret, wie es scheint. Oft thut mehr der Leichtsinn als die Bosheit des Herzens. Und sey es, wie es wolle, gieb sie mir wieder, damit ich sie Dir einst am großen Tage vorstellen kann als dein gutes Schäflein.« So bethete er, und eine Thräne zitterte im blauen Auge des ehrwürdigen Mannes.

Endlich kam Michelina. Wie sie ihn erblickte, erschrack sie ein wenig. Aber die alte Kindlichkeit regte sich in ihrer Seele, und es freute sie nebenher doch, so dem Pfarrer in die Hände zu gehen. Er las indessen, indem er ihr entgegen ging, und bethete in seinem Herzen. Nun waren sie sich nahe. Lächelnd schob er das Buch unter den Arm. Wie sie endlich vor dem heiligmässigen Manne stand, und die ganze Miene seiner väterlichen Liebe sah, ergoß sich eine Röthe in ihr Angesicht. Kindlich küßte sie die priesterliche Hand, und der freundliche Gruß des Hirten that ihrer Seele wohl. Mit schon gebleichten Haaren, die ihm auf die Schultern hinabflossen, und mit seiner ganzen Würde, die sich in seinem röthlichweißen Angesichte und in seiner priesterlichen Haltung und Kleidung ausdrückte,

stand er vor ihr wie ein höheres Wesen. Sie sah es seinen frommen Blicken an, daß ihm etwas auf dem Herzen lag; da ward es ihr heiß in der Seele, und sie zitterte fast. Und er sprach: »Meine liebe Michelina, ich habe so eben in diesem Walde für Dich gebethet, und es vergeht kein Tag, an dem ich nicht für Dich bethe. Du weißt es, wie theuer mir Deine Seele ist. Von Deiner Kindheit an hielt ich gar viel auf Dich. Bleib doch recht unschuldig und fromm.« So sprach er in dem unnachahmlichen Tone jener Liebe, die aus Gott ist und nur zu Gott führen will: und in seinen Blick trat eine Thräne. Da entstürzte den Augen der Michelina ein Strom von Thränen. Sie konnte nicht reden. Und da der gute Hirt ihr Gefühl schonen wollte, und alsbald »behüte Dich Gott« sagte, benetzte sie seine Hand, die sie wieder küßte, mit heissen Zähren. Es glühte ihr das Herz vor Reue: und es war ihr, als wäre Gott Vater ihr begegnet, und hätte ihr gesaget, sie solle wieder seyn, wie sie gewesen war.

Und so ward sie von dieser Stunde an wieder und noch besser. Sie selbst erzählte hinnach den Leuten, wie der Pfarrer im Lärchenwalde auf sie gewartet habe, und wie da ihre ganze Seele bewegt worden sey.

Im Manuskript eingesandt von Th. Nelk.

11.

Der Stein.

(Eine Abenderzählung.)

Was ich hier einen frommen Hausvater erzählen lasse, ist ganz geschichtlich und ohne alle Dichtung vorgetragen. Man kann es nachlesen in der Kirchengeschichte des Berault-Berkastel, im eilften Buche des vierten Bandes.

Theobald war Eigenthümer eines großen Meierhofes, der nur einige Schritte vom schönen Pfarrdorfe entfernt lag. Er war der reichste Mann in der ganzen Gemeinde, und die Leute sagten selbst, er sey auch der rechtschaffenste. Er und sein Weib thaten allen Leuten Gutes, wo und wie sie nur konnten. Er unterstützte Hausväter, welche hart thaten, durch Darleihung bedeutender Geldsummen, ohne einen Zins zu verlangen, und ließ den Leuten mit der Zurückbezahlung lange Zeit, bis sie sich recht gut erholten. So gründete er das Fortkommen und das Vermögen mancher Familie. Sein Weib fragte allen armen Kranken im ganzen Dorfe nach und unterstützte sie alle. So that sie auch den Kindern dürftiger Eltern. Solche Liebe übte sie aber in aller Stille aus und schonte das Gefühl der Dürftigen. Sie glich einer Henne, welche die Küchlein unter ihre Flügel aufnimmt, ohne sie nur im mindesten zu kränken, so daß sie lauter Flaum empfinden.

Der gute Theobald hatte aber auch Gottes Segen. Seine Kinder blühten so liebenswürdig heran, daß einem recht die Wahl wehe that, welches das nettere sey. Sie arteten ganz dem Vater und der Mutter nach. Er wurde auch immer reicher. Darum hielt er viele Dienstboten; aber er nahm nur rechtschaffene, sittsame

und fromme in Dienst. Keines durfte ein unanständiges Wort reden. Sie waren auch so gern bei ihm, als wären sie seine Kinder gewesen. Und er liebte sie so, daß man hätte meinen mögen, er sey Vater von allen.

Aber eine von den jungen Dienstmägden, mit Namen Eva, war eine Heuchlerin; wohl gern blieb sie in einem Hause, wo sie es so gut hatte, aber sie wußte den Theobald und sein Weib zu betrügen. Sie unterhielt seit ein Paar Monaten eine sündhafte Bekanntschaft, von der sie beide nichts merkten.

Jetzt war aber die österliche Zeit nahe. Morgen war Sonntag, und heute Abends hatte Theobald seine Dienstboten, welche selbst wollten, alle zur heiligen Beichte gehen lassen. Ueberhaupt mahnte er sie auch sonst manchmal, daß sie fleißig oft die heiligen Sakramente empfangen möchten, und ging wohl selbst mit dem guten Beispiele voran. Es verging schon gar kein Monat, in dem er nicht zur heiligen Beichte und Kommunion gegangen wäre, und er that es wohl noch öfter. Heute ging auch Eva zur Beichte, und kam gar lustig nach Haus. Nach dem Nachtessen, mit dem man wartete, bis alle aus der Kirche heimgekommen waren, erzählte er seinen Dienstboten, sobald sie alle Zeit hatten zum Zuhören, dieß und jenes zur Erbauung. So that er alle Feierabende. Er wußte immer gar viel Schönes zu erzählen, denn er las gern erbauliche Geschichten und konnte Alles so niedlich erzählen, daß es eine Lust war, ihm zuzuhorchen. Sein Weib sagte öfters lächelnd zu ihm: »Ja, man merkt's, daß Du vor Zeiten sieben Schulen studiert hast.« Wirklich hatte er einstens im Studieren einen schönen Fortgang gemacht, und hatte Lust gehabt, ein Rechtsgelehrter zu

werden: aber sein Vater, der jetzt schon in der Ewigkeit war, hatte ihm das Ding ausgeredet, indem er immer sagte, ein rechtschaffener Beamte habe jetzt nichts Gutes auf der Welt, und als Bauer komme er sicherer in den Himmel, und zudem gebe es bald viel zu viel solche Herren.

Heute erzählte in der warmen Stube, indessen draussen ein schneidender Märzwind stürmte, Theobald folgende Geschichte:

»Im Anfange des fünften Jahrhundertes nach der Geburt unsers Heiles war zu Konstantinopel ein gar heiliger Bischof, unser Herr Pfarrer nennt ihn oft in seinen Predigten. Oft führt er uns ganze Sätze von ihm an, und sagt dann, das habe der heilige Johannes Chrysostomus gepredigt oder geschrieben. Das war ein eifriger Mann Gottes. Der mahnte sein christliches Volk an, daß sie, ungeachtet ihrer Arbeiten, alle Tage in die Kirche gehen möchten, wenn es anders möglich wäre. Und so mahnet uns auch unser Herr Pfarrer; darum lasse ich euch alle Tage die heilige Messe anhören, wenn es ein wenig seyn kann. Er predigte alle Wochen dreimal, bisweilen siebenmal, und die Leute hörten ihn so gern, daß sie nie genug bekamen. Mir kommt unser frommer Pfarrer oft wie der heilige Chrysostomus vor; ich glaube er würde uns auch gern alle Tage predigen. Drum läßt er doch gar nie die Predigt aus. Und er predigt so eifrig und so schön: thun wir doch fein fleißig, wie er's uns sagt! Die Leute folgten dem heiligen Chrysostomus auch mit allem Eifer. Die ganze Stadt wurde fromm und es schien Alles neu zu werden. Sogar Heiden und Ketzer gingen in seine Predigten, viele freilich nur aus Vorwitz,

aber Gott rührte auch solchen das Herz, und täglich sah man merkwürdige Bekehrungen.«

»Unter andern bekehrte sich auch ein gewisser Ketzer, und schwor seiner Ketzerei ab. Sein Weib steckte aber noch in der nämlichen Ketzerei: er wollte sie nun auch zum allein seligmachenden christkatholischen Glauben bringen, und redete ihr wohl recht an's Herz. Sie versprach ihm, sie wolle in seine Fußstapfen treten, und that äusserlich so. Aber ihr Herz war falsch. Sie ging nach seinem Wunsche in die Kirche, und wird vermuthlich auch eine falsche Beichte abgelegt haben, und ging dann zum Tische des Herrn. Man reichte ihr den allerheiligsten Leib Jesu Christi. Da aber bückte sie sich recht tief, als wenn sie gar andächtig bethen wollte, nahm die heilige Hostie, verbarg sie, und nahm anstatt derselben ein gewöhnliches Brod in den Mund, das ihr ein vertrautes Mädchen, welches sie bei sich hatte, verstohlener Weise gab. Aber sieh doch, wie sie mit diesem natürlichen Brode zum Munde fuhr, verwandelte es in etwas anderes der allmächtige Gott, der auch die verstohlenen Handlungen und sogar die Gedanken sieht. Da sie das Brod essen wollte, fühlte sie, daß sie anstatt des Brodes einen Stein unter den Zähnen habe. Gott ist aber nicht minder barmherzig, als allmächtig und gerecht: während der harte Stein in ihrem Munde lag, erweichte Er durch seine übernatürliche Gnade ihr Herz. Voll des heilsamen Schreckens ob solchem Wunder und voll Schamgefühl vor Gott und voll Reue lief sie an der Stelle zu dem Bischofe, bekannte ihr Verbrechen und gab alle Kennzeichen des wahren Glaubens und einer aufrichtigen Bekehrung. Sie wies dem Bischofe den Stein auf, in dem die Merkmale von ihren Zähnen

noch eingedruckt waren. Dieser merkwürdige Stein wurde in die Schatzkammer der Kirche zu Konstantinopel hinterlegt.«

»Da sehen wir,« fuhr Theobald fort, »wie Sünde es ist, wenn man mit den heiligen Sakramenten einen Frevel treibt, und wie schrecklich es ist, wenn man mit falschem Herzen zum Tische des Herrn geht. Wer das thut, der verwandelt sich nicht etwa ein natürliches Brod, sondern Selbst den Leib Jesu Christi, sittlicher Weise, wenn ich so sagen darf, in einen harten Stein, der ihn tief in die Hölle hinabdrücket.«

So sprach Theobald, und bei diesen letztern Worten, kam ihn eine Art Begeisterung an, und er wußte selbst nicht wie. Nun aber stand er auf, langte den Rosenkranz aus dem Kästlein in der Wand, und alle knieten nieder, und er bethete mit ihnen den Rosenkranz. Also that er alle Tage mit seinen Leuten; und so hatten sein Vater und Großvater gethan.

Der Eva lag nun aber ein harter Stein im Herzen. Die Erzählung des Theobald hatte auf sie einen starken Eindruck gemacht, denn noch war sie nicht ganz verdorben. Unter dem Rosenkranzbethen entfiel ihrem Auge wohl auch manche Thräne. Sobald der Rosenkranz gebethet war und Alles das Weihwasser genommen hatte, zog sich Eva gar still in ihr Kämmerlein zurück, die Magd, die sonst auch in dem nämlichen Kämmerlein schlief, war heute eben nicht zu Hause, weil sie ihren kranken Vater im nächsten Dörflein besucht hatte. Eva kniete vor dem Krucifixe, das an der schwarzbraunen hölzernen Wand hing, nieder und brach in fromme Seufzer aus: »Ach, mein Jesus,« sagte sie, »ich bin noch ärger, als das ketzerische Weib gewesen ist. Heute habe ich in meiner Beichte Tod

sünden verschwiegen, und habe im Sinn gehabt, morgen doch zur Kommunion zu gehen. Mein Gott, wie weit kann doch die sinnliche sündhafte Liebe verleiten! Und hat mich meine Mutter noch auf ihrem Todbette so gewarnet! Was habe ich jetzt von meiner sinnlichen sündhaften Bekanntschaft? Nichts als einen schweren Stein im Gewissen! Und wie viel schwerer würde er erst werden, wenn ich in dem Zustande morgen auch noch zur heiligen Kommunion ginge! Nein, mein Heiland, das thue ich nicht. Hast Du dem ketzerischen Weibe das Herz zur bußfertigen Reue erweicht, so hast Du diese Gnade in dieser Stunde auch an mir gethan. Morgen gehe ich beichten, und will dem Beichtvater Alles aufrichtig bekennen: dann nimmst Du mir durch die sakramentalische Lossprechung den schweren Stein vom Herzen. Mein Gott, ich will die ganze Bekanntschaft völlig meiden, alle Gelegenheit fliehen, und den Stein nicht wieder auf mein Gewissen laden.

So seufzte sie und bethete noch lange. Den nächsten Tag hielt sie wirklich Wort. Und weil der Beichtvater eine so ernstliche Reue sah, ließ er sie auch zur heiligen Kommunion gehen: und da verkostete sie, wie freundlich der Herr denen ist, die Ihn aufrichtig lieben. Sie hielt auch sonst Wort. Sie änderte sich so sehr, daß alle im Hause sich an ihr erbauten. Nie mehr wollte sie den Stein vergessen. Und damit er ihr ja nimmer aus dem Sinne käme, trug sie immer einen kleinen Stein bei sich. Wandelte sie zuweilen ein eitler oder sinnlicher Gedanke an, so sagte sie in ihrem Herzen zu sich selbst nur die zwei Worte: »Der Stein!«

Im Manuskript eingesandt von Th. Nekk.

12.

Der Traum.

(Eine Abenderzählung.)

Was ich hier einen Greis erzählen lasse, ist so, wie er es erzählt, ganz geschichtlich wahr und ohne alle Dichtung. Man kann es in der Geschichte der Kirche von Berault-Berkastel nachlesen, im vierten Bande, dreizehnten Buche.

In einem anmuthigen Dörflein, das von vier Hügeln umgeben in einer schönen Aue liegt, wohnte jetzt der alte ehrwürdige Benno. Alle Bewohner des Dörfleins liebten ihn. Die Kindlein alle waren so gern bei ihm, als wäre er der Großvater von allen. Es war ihm selbst wohl auch nie so freudig im Herzen, als wann er bei Kindern sich befand, und ihnen von unserm himmlischen Vater und von seinem ewigen Sohne Jesus Christus erzählen konnte. Auch die Jünglinge im Dörflein wußten sich keine bessere Unterhaltung, als bei Benno. Er erzählte ihnen dann vom Reiche Gottes herrliche Dinge, und mengte in seine frommen Erzählungen auch allerlei Geschichtchen ein von den Begebenheiten seiner Zeiten, besonders von solchen, die er als Offizier einst in langem Kriege sich genug hatte sehen und hören können. Da ward den Jünglingen oft recht sonderbar im Herzen, und sie dankten Gott, daß Er sie in einem so stillen Dörflein leben lasse, wo ihnen vier Hügel gleichsam die Schutzmauern gegen die ganze Welt waren. Oftmals aber wurde es ihnen doch zu enge im Dörflein, und sie wünschten mit erglühendem Herzen alle die großen Städte und die großen Werke der Menschenhände, von denen ihnen Benno erzählte, und die großen Flüsse und das uner-

meßliche Weltmeer zu sehen. Und wenn dann Benno diesen Wunsch wahrnahm, so sagte er lächelnd: »O meine Lieben, Alles, was ich gesehen habe, und was man sehen kann, ist nicht so schön, als die Blumen, welche unsre Wiesen bekleiden, und an unsern vier Hügelchen hinauf prangen. Und die schönsten Paläste sind nicht so lieblich anzusehen, wie die Bäume in unsern Aengern, wann sie in ihrer Blüthe dastehen so voll, als hätte der Himmel reichliche Schneeflocken auf sie herabgeschüttet, oder wann sie mit ihren süßen Früchten schöner prangen als ein Weihnachtsbaum mit allerlei künstlichen Früchten. Und nichts in der ganzen Welt, und selbst das große Meer nicht, erweitert einem bei dem Anblicke das Herz so, wie der klare blaue Himmel, den wir auch in unserm Dörflein sehen können. Und Alles dies ist noch lange nicht so schön und so vornehm, wie die Unschuld und Tugend, welche da im stillen Dörflein tausend Gefahren nicht kennen, die sie in der weiten Welt erfahren.«

Allein, auch in das stille Dörflein drang ungeachtet der vier Hügel doch der rauhe kalte Wind von den falschen Grundsätzen, die in der großen Welt so viel verderben. So reiste neulich ein Spötter durch's Dörflein, und er führte in einem Hause, wo er sich eine Labung reichen ließ, sehr böse Reden wider die heilige Religion. Aus Zufall, da eben Sonntag war, befanden sich mehrere Jünglinge im Hause, und hörten diese Reden. Wohl blieben sie ihm die Antworten nicht schuldig und sagten ihm manches Treffende, das sie aus Benno's Mund gehört hatten. Sie machten ihre Sache so gut, daß der freche Spötter den Muth verlor, und seine Wege weiterging. Als am Abende die Jünglinge des Dörfleins wieder bei Benno zusammen

kamen, wurde ihm der Sieg erzählt. Und der Greis hatte Vergnügen daran, und sprach: »Wenn die Leute, welche so gern über unsre Religion spotten und höhnen, gute Bücher gelesen hätten, sie würden anders denken und reden, wenn anders ihr Herz noch unverdorben wäre. Ich kann Gott nie genug danken, daß ich durch meinen rechtschaffenen, frommen General, der unter seinen Offizieren viel Religion zu verbreiten suchte, Anlaß und Gelegenheit fand, recht gute Bücher zu lesen. Besonders gern las ich in Büchern von der Geschichte der Kirche. Da fand ich mir Vorrath genug zu triftigen Antworten, die ich solchen Spöttern, wie der heutige Reisende einer ist, oft Gelegenheit hatte zu geben. Und jetzt fällt mir gerade eine recht schöne Geschichte ein, die völlig auch in das einschlägt, über was der Fremde heute im Hause des Konrads-Jakob sein Gespött geführt hat. Ich will euch die Geschichte gleich erzählen, weil sie mir ein anders Mal nicht einfallen möchte.

Da setzten sich die Jünglinge alle, denen die Unschuld aus dem Angesicht lachte, in der freundlichen Stube nieder, in welche die untergehende Sonne hereinschien, und mit dem Golde ihrer Strahlen den schneeweißen Haaren des Benno und seinem noch rosenrothen Angesichte eine besondere Anmuth gab, um den Tisch herum, und schwiegen voll der Erwartung. Und er fing an und sprach:

»Was ich euch jetzt erzähle, ist nicht in unserm Welttheile, sondern in Asien geschehen, und zwar im fünften Jahrhunderte nach der Geburt unsers Herrn Jesus Christus.«

Bei diesem Namen neigte er mit frommer Miene sein Haupt, und die Jünglinge thaten alle so.

»Zu Melitene in Armenien, war eine tugendhafte adeliche Familie, und die glaubte auch von ganzem Herzen an unsern Gott und Heiland. Der Herr und die Frau hatten aber nicht die Freude, daß sie ein Kind hatten, und das war ihnen sehr leid, weil sie so gern eines für Gott erzogen hätten. Sie waren bereits schon betagt. Da betheten sie eines Tages in der Kirche des heiligen Märtyrers Polyeuktus recht andächtig; sie betheten nimmer um ein Kind, sondern um die große Gnade, daß sie selbst als Kinder Gottes im Guten verharren möchten. Wie sie so betheten, hörten sie beide eine himmlische Stimme, welche zu ihnen zweimal das griechische Wort: »Euthymeite!« sprach. Dieß Wort bedeutet aber so viel als: »Seyd gutes Muthes;« oder: »Freuet euch.« Die himmlische Stimme versicherte ihnen, sie werden ein Kind bekommen; und sie befahl, sie sollen das Kind Euthymius heissen, weil die Kirche Jesu ob der Geburt des Kindes wieder Muth fassen und sich freuen werde. Und wirklich erhielten sie ein Kind, und das Kind wurde Euthymius genannt. Vater und Mutter opferten es dem Herrn, unserm Gott, und erzogen es in der That so, daß es vielmehr dem himmlischen Vater als ihnen angehören sollte. Das Knäblein wurde überaus fromm. Das Bethen war seine Seligkeit; und es wurde mit jedem Tage Gott und guten Menschen theurer. Seine schönsten Freudentage waren ihm jene, an denen er das Glück hatte, Jesum in dem allerheiligsten Altarssakramente zu genießen. Dieß Sakrament war seiner Unschuld und Frömmigkeit das, was der Himmelsthau und der Sonnenschein den Lilien und den Rosen sind. Auf den blühenden Euthymius warf besonders der heilige Otreus, der Bi-

schof zu Melitene, sein Auge; weil er ihn schätzte, wie einst der Hohepriester den Samuel, der ein Liebling Gottes war. Der Bischof ertheilte ihm nach und nach die geistlichen Weihen, und endlich weihte er ihn gar zum Priester. Fromme Seelen finden aber in Gott eine überaus süße Freude; und wie die Bienchen sich aus Liebe zum Honig in die Blume vertiefen und die ganze Welt um sich her vergessen, so vertiefen sich fromme Seelen in Gott, und die ganze Welt hat für sie keine Reize mehr. Und so kommt es, daß solchen Seelen die Einsamkeit so werth ist, als uns das stille schöne Thälchen hier. Das bemerkte der heilige Bischof an Euthymius, der sich seines Gottes von ganzem Herzen freute und in Gott immer gutes Muthes war, und wohl auch darum mit Recht Euthymius hieß. Deßwegen vertraute er ihm die Aufsicht über alle Klöster seines Sprengels an. Allein selbst dieses fromme Geschäft schien dem jungen Heiligen noch allzu zerstreuend zu seyn, und er wollte ganz einsam leben. Darum entfernte er sich von aller menschlichen Wohnung: er zog von Wüste zu Wüste, und eine war für sinnliche Menschen schrecklicher als die andere: aber je schrecklicher eine war, desto schöner und einladender schien sie ihm zu seyn, weil sein Geist an der Schönheit Gottes das ganze Vergnügen hatte. Es freute ihn auch, in allem seine Sinnlichkeit abzutödten. Die Heiligen ließen sich alle um den Himmel viel kosten. Und dazu habet ihr, meine lieben jungen Freunde, bei eurer harten Arbeit auch Gelegenheit genug. Am beßten gefiel endlich dem Euthymius eine ganz sonderbare Höhle. Ihre Oeffnung stieß an den steilen und hohen Rand eines Stromes; nur mit harter Mühe konnte man hinaufklettern. Nachher entstand durch ihn ein Kloster

am Fuße des Berges; aber der Heilige überließ die Aufsicht über dieses Kloster seinem Freunde Theoktistus, und blieb immer in seiner Höhle. So lebte er bis in sein sechs und neunzigstes Jahr. Obschon er so einsam lebte, nützte er der Kirche Jesu dennoch erstaunlich viel. Der Ruf seiner Tugenden ermunterte eine große Anzahl, Gott von ganzem Herzen zu lieben. Auch trug sein weiser und reiner Eifer sehr viel bei, daß Irrlehrer, welche aufstanden, ihre schlechten Grundsätze nicht so leicht verbreiten konnten: denn Euthymius hatte wegen seiner Heiligkeit großes Ansehen weit und breit, und Unzählige sahen auf ihn; er aber sagte immer, man solle sich an die Lehren und Entscheidungen der rechtmässigen Bischöfe halten. Es hatte also die Kirche wirklich Ursache, sich über Euthymius zu freuen, und Gott zu danken, daß Er ihn hatte lassen geboren werden.«

Wie Benno dieß Wort redete, stürzte Konrads-Jakob fast ausser Athem in die Stube herein. Er hatte die Neuigkeit, der junge fremde Mensch, der heute am Vormittage nach dem Gottesdienste bei ihm in dem Hause gewesen, sey in dem nächsten Dorfe von einem jungen Metzger, mit dem er in hitzigen Streit gerathen, tödtlich gestochen worden, und habe sogleich den Geist aufgegeben, ohne mehr die heiligen Sterbesakramente zu empfangen. Darüber erschracken alle sehr. Benno aber sprach: »Spötter über die Religion sind schon natürlicher Weise großen Gefahren ausgesetzt. Ihr Gemüth ist frech gegen die Menschen, weil es sich selbst gegen Gott erfrecht; und so gerathen sie leichtlich in allerlei Unfälle.«

Konrads-Jakob eilte aber wieder fort, weil er zu Hause seyn mußte: er war nur gekommen, weil er

keine Ruhe hatte, bis er's den Jünglingen erzählen konnte, was dem Elenden begegnet war. Wie Konrads-Jakob weggegangen war, fuhr Benno nach einer Weile in seiner Erzählung fort und sprach:

»Nun in den Tagen des heiligen Euthymius geschah es, daß die Christen in Persien sehr verfolget wurden. Dazu gab ein Christ, der mehr Eifer als Klugheit gehabt hat, die Veranlassung. Dieser Christ, mit Namen Abdas, zerstörte einen Tempel, den die Heiden zur Anbethung des Feuers gewidmet hatten. Die Götzendiener beklagten sich darüber bei dem Könige Jodegerdes. Der befahl nun dem Abdas, den Tempel auf seine Unkosten wieder herzustellen. Da gingen dem Abdas die Augen auf, daß er erkannte, er habe mit der Zerstörung des Tempels der Kirche Jesu nichts genützt, wohl aber sie vielen Gefahren ausgesetzt: und das bereute er nun, blieb aber standhaft und baute den Tempel nicht auf, weil es den Anschein gehabt hätte, er huldige den falschen Göttern. Und das war edelmüthig: so müssen wir uns hüten, daß wir uns durch einen geschehenen Fehltritt nicht zu einem andern verleiten lassen. Der König ließ den Abdas tödten, der an Jesus nicht ungetreu werden wollte. Und aus Rache ließ er die Tempel der Christen zerstören. So begann eine entsetzliche Verfolgung, und die dauerte durch dreißig Jahre. Unmöglich wäre es mir, alle Grausamkeiten zu beschreiben, die man damals an den Christen verübte. Den Einen schund man die Hände, Andern das Angesicht von der Stirn bis an das Kinn; wieder Andern schund man den ganzen Rücken. Man stach Christen spitzige Rohre unter die Nägel; man band sie an Händen und Füssen, und stürzte sie in große Gruben, in die man zu gleicher

Zeit eine ungeheure Menge großer Ratten hineinwarf: von diesen wurden sie dann lebendig aufgenagt. Man stümmelte Christen die Glieder nach einander weg; man ließ ihnen nichts übrig, als den Kopf und den Leib. Die Anzahl der Märtyrer kann gar nicht berechnet werden.«

Bei dieser Erzählung schauderte den gefühlvollen Jünglingen. »O mein Gott; — sagte Philipps-Anton, wie leicht haben wir es im Dörflein gegen jene alten Christen in Persien! Nein, nie will ich sagen, oder auch nur denken, daß ich es hart habe. Eingezogen und sittsam leben und brav arbeiten und bisweilen eine Kleinigkeit leiden, und nebenher unschuldig fröhlich seyn, und das Alles Gott zu Liebe thun, ist doch tausendmal leichter, als solche Qualen und Martern.«

Aber Benno fuhr in seiner Erzählung fort, und sprach:

»Ich habe euch schon öfters erzählet, wie es Gott gefüget habe, daß die Verfolgungen der Christen zur Ehre Jesu dienen mußten. Nun höret aber weiter. Erst jetzt kommt es recht schön. In jenen Zeiten gab es ein Volk, das man Sarazenen hieß; sie waren meistens dem Könige von Persien unterthänig, und wohnten an den Gränzen des Königreiches gegen Ländereien des römischen Kaiserthumes. Der persische König befahl den Sarazenen, sie sollten die Wege bewachen, und die Christen hindern, sich auf den römischen Boden zu flüchten. Aber da wurde Aspebetus, der Einer der vornehmsten Sarazenen war, von Mitleid gerührt gegen die Christen. Obschon er nicht an Christus glaubte, mußte er doch ihre Tugenden bewundern. Der vornehme Mann hielt keinen einzigen Christen an, und erleichterte jedem die Flucht, so viel er nur konn-

te. Das kam aber durch Götzendiener dem Könige zu Ohren, und nun war Aspebetus selbst in großer Gefahr; sobald er das inne ward, ging er mit seinem Sohne Terebon und mit seiner ganzen Familie zu den Römern über.«

»Terebon war von seiner Kindheit auf an dem halben Leibe lahm. Er hatte aber Gelegenheit, die Christen in seiner Nähe zu haben. Ihre schönen Grundsätze machten auf ihn einen großen Eindruck. Vergeblich hatte man bisher die Arzneikunst und Zaubermittel angewendet, ihn gesund zu machen: und nun endlich machte er darüber ernsthafte Betrachtungen, zu denen ihm der Umgang mit Christen Veranlassung gab. Immer mehr schien ihm, der Gott der Christen müsse der wahre und der einzige Gott seyn. Was er von den Wundern hörte, die den Namen Jesu verherrlichten, machte ihm dieß immer gewisser. Eines Tages, als er von seinen Gedanken an Christus ganz voll war, und ihm das Herz immer mehr von Verlangen glühte, die Wahrheit ganz zu erkennen, rief er mit Inbrunst auf: »Großer Gott, höchstes Wesen, der Du Himmel und Erde aus Nichts gemacht und den Christen Deine Herrlichkeit geoffenbaret hast, zeige auch mir Deine Macht, welche wohlthätig ist, und gieb mir die Gesundheit. Auf der Stelle entsage ich jeder andern Religion, und bekenne mich zur Religion der Christen.« So bethete Terebon. Und wie er so gebethet hatte, schlief er ein. Da nun sah er im Schlafe einen Einsiedler. Die Züge desselben prägten sich tief in sein Gemüth. Der Einsiedler hatte ein rundes Gesicht, ein Auge voll frommer Lebhaftigkeit, das so freundlich blickte, wie nur der blicken kann, der in Allem stets auf Gott hinblickt. Er hatte eine sanfte leutselige Mie-

ne, war von mittelmässiger Leibesgröße, und flößte darum Ehrfurcht ein und lud zur Traulichkeit. Ein besonders ehrwürdiges Ansehen gab ihm der Bart, der ihm bis an den Gürtel hinabfloß. Freundlich sprach er zu Terebon: »Besuche mich an dem Orte meines gewöhnlichen Aufenthaltes; ich werde Dich dann heilen. Ich bin Euthymius, und wohne in der östlichen Wüste, zehn Meilen von Jerusalem.«

»Wie ein Blümchen auf dem ein schwerer Schnee noch im Frühlinge lastete, freudig sich hebt, wann er endlich verschwindet, und wie es sich ganz öffnet, um die belebende Lüfte des Himmels zu athmen, so war es jetzt in der schönen Seele Terebons. Sein Vater Aspebetus war nicht minder entzückt, als der Sohn ihm das Traumgesicht erzählte. Und auch in seinem Herzen rührte sich mächtig das Gefühl jener übernatürlichen Gnade, durch die uns der himmlische Vater zu seinem ewigen Sohne anzieht. Er wollte den Sohn selbst zu dem heiligen Euthymius führen. Das Traumgesicht und das Vorhaben der Reise wurden kund unter den Arabern. Da eilten diese in großer Menge herbei, um den Aspebetus und seinen Sohn mit seinem Gefolge zu begleiten auf der Reise zum heiligen Diener Jesu Christi. Dazu trieb sie die Erwartung des Wunders an. Sie zogen in großer Anzahl hin, daß die Klostergeistlichen, die am Fuße des Berges wohnten, Anfangs erschracken, weil sie meinten, es sey eine Horde Räuber. Aber Aspebetus flößte ihnen bald Zutrauen ein. Er ließ sich bei dem Heiligen melden, und entdeckte ihm das Traumgesicht seines Sohnes und seine Hoffnung und die Erwartung aller Derer, die mit gekommen waren. Euthymius sah hier die wunderbare Fügung Gottes, und stieg herab von sei-

ner Höhle. Aller Augen staunten. Terebon ward vor Freude völlig entzücket, als er den Heiligen sah. »Wahrlich, er ist es,« sagte er bei sich selbst: »so himmlisch sah der Mann im Traumgesichte aus, so edel blickte die Tugend aus seinem milden Auge, so ruhten Unschuld und Frömmigkeit in seinem Angesichte. Was ist es Göttliches um den Anblick eines Heiligen!«

»Die Angekommnen schauten mit unverrückten Augen auf den Diener Gottes. Er selbst schien ihnen schon ein Wunder zu seyn. Euthymius stand vor ihnen wie ein Wesen aus einer höhern Welt, und Worte der Liebe und der Weisheit flossen von seinen Lippen. Und er heilte den Terebon an der Stelle durch das Zeichen des heiligen Kreuzes.«

»Da warfen sich die Sarazenen voll Verwunderung auf die Erde. Aus dem Munde eines jeden ertönte der Name unsers Gottes und Herrn Jesus Christus; alle priesen seine Allmacht. Es war ein unbeschreibliches Schauspiel. Terebon zerfloß fast vor Wonne; die nie empfundne lebhafte Freude an der vollen kräftigen Gesundheit, die er jetzt auf einmal verspürte, war aber in ihm nicht so groß, wie die Freude des übernatürlichen Heiles, die sich durch seine ganze Seele goß. Er und sein Vater und alle, die mit ihnen gekommen waren, riefen laut, man möchte sie doch taufen. Der Heilige, an dessen Angesichte sich kein Auge der Fremden sättigen konnte, sprach ihnen freundlich zu, daß sie sich zuvor besser von ihm in den Wahrheiten des Christenthums sollten unterrichten lassen. Und sie waren so begierig darnach, wie je ein Hungriger nach Speise.

»Euthymius machte in einer Ecke seiner Höhle eine Art Taufbrunnen. Dann gab er den Fremden Un-

terricht in den Wahrheiten des Glaubens, die ein Christ am nothwendigsten wissen muß. Bei diesem Unterrichte war ihnen in der furchtbar wilden Wüste, als wären sie in den schönsten Gärten und Auen. Und nun kam der Tag, an dem ihnen das Glück zu Theil wurde, die heilige Taufe zu empfangen. Euthymius taufte zuerst den Aspebetus, dem er den Namen Petrus gab; dann ertheilte er die Taufe dem Maris, welcher ein Bruder der Gemahlin des Aspebetus war. Diese zwei Männer waren wegen ihrer Weisheit und Macht die Vornehmsten ihres Landes. Hernach taufte er den Terebon und die übrige Volksmenge. Sie fühlten es Alle, sie seyen nun Kinder Gottes, und sie dürfen Ihn Vater nennen. Der Heilige hielt sie aber noch vierzig Tage bei sich zurück, um sie vollständiger zu unterrichten und in der Lehre unsers allein seligmachenden Glaubens noch mehr zu befestigen. Und jedes Wort aus dem Munde Gottes, das ihnen sein Diener vortrug, war ihnen süßer, als jenes Manna, das Gott der Herr durch vierzig Jahre in die Wüste seinem Volke herabgesandt hat vom Himmel.«

»Recht ungern verließen sie endlich den Ort, wo sie ihr Heil gefunden haben. Allen war recht sonderbar im Herzen, als sie vom Heiligen schieden. Vorzüglich war dem Terebon das Herz so voll, als müßte er sich von seinem Vater trennen. Wohl jeder sagte bei sich selbst: »Euthymius ist mein Vater in Christus. Hier in dieser Wüste ist mein geistlicher Geburtsort. Nicht so groß ist der Strom, der unten an der Höhle des heiligen Mannes vorbeieilet, wie der Strom der himmlischen Gnaden ist, der in der heiligen Taufe in meine Seele sich ergoß. Diesen Ort vergesse ich die Tage meines Lebens nimmer.« So dachte wohl jeder,

und eine Thräne des kindlichsten Dankes gegen Gott glänzte in dem Auge eines Jeden. Und alle sahen beim Wegreisen oft wieder zurück nach der Höhle des Heiligen, bis sie dieselbe nimmer sehen konnten.«

»Aber Maris, der Schwager des Aspebetus zog mit ihnen nicht heim in ihr Land. Er konnte sich vom Heiligen nicht trennen, und ihm eckelte an allem Irdischen. Nur Christus Jesus war jetzt alle seine Freude. So mächtig wirket die übernatürliche Gnade in kurzer Zeit in einer Seele, die sich Gott ohne allen Vorbehalt hingiebt. Er blieb im Kloster des Euthymius, und widmete sein ganzes Vermögen zur neuen Erbauung und Erweiterung desselben. Er wurde wohl selbst ein Klostergeistlicher, und hatte unter den eifrigsten Dienern Gottes einen großen Namen.«

»Nach dem Wunder, das Gott durch Euthymius an Terebon gewirket hat, ließen sich die Kranken in großer Anzahl von der Nähe und Ferne zum Heiligen bringen, und unzählige Wunder machten in kurzer Zeit seinen Namen ehrwürdig. Und die Kirche Jesu freute sich, daß ihr Heiland sie so verherrlichte.«

Hier endete Benno seine Abenderzählung. Die Jünglinge dankten ihm mit großer Rührung, und kehrten still und sittsam zurück, ein jeder in das Haus seiner Eltern oder seines Hausvaters. Jedem glühte aber das Herz, da er in stiller Anbethung die Größe unsers Heilandes bewunderte.

Im Manuskript eingesandt von Th. Nelk.

13.

Kraft der Mutterliebe.

(Eine Geschichte — die nebenbei auch als Bild dir dienen könnte . . . Denke dir Dich als das verlorne Kindlein, und Gott als die suchende Liebe. Verstehst du dann dieses Bildes Sinn?)

Ich saß, und schaute still entzückt hinaus in das Thal von Glen-Orchy (in Schottland), das bald auf üppig grünen Matten mein Auge ruhen ließ, bald es anlockte, zu folgen dem Felsbach, der stark in brausendem Wellenschlage sich vorwärts trieb. Zahllose, aus Moos und Feldsteinen zusammengetragene Hütten, theils einzeln zerstreut, theils zu kleinen Gruppen, die man hier zu Lande Dörfer nennt, vereinigt, beleben das liebliche Thal, das durch die in einiger Entfernung auf einer Anhöhe liegende Kirche an malerischer Schönheit unendlich gewinnt. Steile Felsen umgeben es von allen Seiten, gleichsam die ewigen Schutzmauern dieses Asyls des stillen Friedens, und erhöhen durch den Contrast ihrer wild majestätischen Formen noch die Anmuth desselben.

Ich erhob mich von der Stätte meiner süßen Ruhe und wandelte hinunter zu den Wiesen, woher schmeichelnde Lüfte den Duft aromatischer Waldkräuter und den Jubel vieler Hunderte fröhlicher Menschen mir entgegen trugen. Die freundliche Sonne, der ätherblaue Tag hatte alle Bewohner aus ihren Hütten gerufen und auf diesem engen Raume versammelt; der greise Altvater und sein jüngst gebornes Urenkelchen, Alles taumelte sich auf Gottes grüner Erde im seltenen warmen Sonnenschein fröhlich umher; hier wendeten flinke

Mädchen das Heu an schattigen Plätzen, welches die dörrenden Strahlen der Sonne später besuchten; an andern Stellen thürmten es rüstigere Arme auf zu großen Haufen; andere beluden die schon bereit stehenden Wagen; ich stand, wie bezaubert, mitten in dem bunten Gewimmel, konnte kaum diese lebensreichen malerischen Gruppen auffassen, die in stillem Wechsel sich neben und vor mir bildeten, und wieder auflösten. Wer sollte nicht hier freudetrunken danken dem Herrn, der diesem ländlichen Volke solch ein Glück verliehen hat? — Denn heiter leuchtete es aus den braunen zufriedenen Gesichtern. Horch! Ein seltsames Geräusch oben hin nahm plötzlich die Aufmerksamkeit in Anspruch; ich und alle blicken erschrocken empor; ein gewaltiger Goldadler, von ungewöhnlicher Größe, schwebte auf weit ausgebreiteten Flügeln langsam über unsern Häuptern hin, als wollte er da über die zahlreich rege Menschenmenge Schau halten. Die Leute kannten ihn wohl, den mächtigen und gefürchteten Nachbar, den Stolz und die Plage des Kirchspiels, der tiefer im Gebirge auf einer unsteigbaren Felsenspitze horstete, und schon manches junge Lamm, manches Zicklein von der Weide als blutige Speise weggeraubt hatte. So nahe hatte er sich indeß noch nie blicken lassen, und alle sahen seinem gemessenen majestätischen Fluge neugierig nach, wie er über ihren Köpfen hinschwebte, dann rasch sich niederließ, und in der nächsten Sekunde sich wieder aufschwang, und mit schnellerem Rauschen der Fittige seinem hohen Wohnsitze zueilte.

Ein heller Angstschrei, vor dem Jedem das Herz in der Brust erstarrte, drang in diesem Augenblick schneidend durch die Luft, Todtenstille folgte ihm eine Sekunde nach, dann laute verworrene Klagen, Jam=

mertöne, Schreckensgeschrei, ängstliches Winseln, als wäre der Kirchthurm über eine ganze andächtig versammelte Gemeinde zusammengestürzt. Molly Lammond! Molly Lammond! Der Adler entführte Molly Lammonds Kind! riefen tausend Stimmen, alle stürzten, alle, Jung und Alt, jagten dem wohlbekannten Felsen zu. Schon von Weitem sah man in schwindelnder Höhe des Adlers Horst.

Der Weg bis zum Fusse desselben betrug beinahe eine halbe Stunde, über Berg und Thal, über loses Steingerölle und brausende Bäche, durch Morast und wildes Gesträuch, und doch wimmelte es in unglaublich kurzer Zeit nahe dem Felsen von viel hundert angsterfüllten Menschen, die, weinend und klagend, die Hände ringend, in trostlosem Jammer sich hin und her bewegten; ich unter ihnen. Beide grimmige Vögel waren jetzt oben sichtbar; fast schien es, als berührten sie die Wolken, wie sie da auf ihrem Felsenrande dicht vor ihrem Horst neben einander saßen; und in behaglicher Lust ob des fetten Raubes schauten sie hinab auf den Ameisenhaufen hilfloser Wesen von Menschen, — von Menschen, die in stolzem Wahne sich Herren der Schöpfung nennen.

Es giebt Augenblicke im Leben, in welchen Jedem, auch dem Mächtigsten, die Nichtigkeit dieses Wahnes deutlich wird, und dieser war ein solcher. O wir Schwachen! rief ein alter Hochländer aus, dessen gewaltige, vom Alter noch ungebeugte, Gestalt kräftig bezeugte, was er in seiner Jugend gewesen war: was ist unsere Kraft und unsere Klugheit, was können wir in solcher Noth mehr thun, als bethen! Diese Worte wirkten elektrisch auf die Menge. Väter und Mütter, die wohl auch ihre Kinder hatten, alle sanken auf die

Knie; laut anhaltend, inbrünstig flehend, herzzerreißend stieg die fromme Klage, das Angstgebeth zum Himmel auf, als müsse es Erhörung herniederbringen.

An Molly, die unglückselige Mutter, dachte vor der Hand Niemand. Das Mitleid mit ihr, das beim Aufschweben des Adlers mit ihrem Säugling in den räuberischen Fängen alle Gemüther ergriffen, war durch das Angstgefühl betäubt, das der Anblick des schauerlichen Ortes erregte, wie das zarteste, unschuldigste Wesen, vielleicht von den furchtbaren Krallen und Schnäbeln schon zerfleischt, vielleicht aber auch noch lebend, hilflos, unerrettet lag, der Gewalt des wildesten Thieres preisgegeben.

Unbeweglich, das Blut in den Adern frostig, stürr, trocken die Augen, aus denen der Wahnsinn der Verzweiflung blitzte, lehnte Molly an einem Felsstück, — starrte unverwandt hinauf zu den Adlern und ihrem kostbaren Kleinod. Mein süßer kleiner Knabe, — vorigen Sabbath ward er in der Kirche im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft — im Namen des dreieinigen Gottes, des Erretters, des Erhalters der Welt — murmelte sie, mit gedankenloser, bleich erstarrender Lippe. Eine heilige Ahnung, ein göttlicher Ruf, drang nun in ihr von Dunkel umdüstertes Gemüth; sie sprang auf — denn der Geist der Stärke war über sie gekommen, sie flog, als trüge sie Flügel an den Füssen, von ihrem Platze herunter, über Dornen und Sumpf, über Felsblöcke hinweg, dem steilen Berge zu, der jetzt ihr Alles trug, und nun hinauf, hinan, die senkrechte schroffe Wand. Höher, höher, immer höher, schneller, wie je ein Gemsenjäger seinem Raube nachsetzt, furchtloser, wie die

Gemse selbst, die am Rande unabsehbar tiefer Abgründe im Sonnenstrahl spielt.

Die Versammelten unten im Thale, erhoben ein lautes Jammergeschrei, als sie Molly gewahr wurden, wie sie immer kühner sich anschwang, auf fürchterlichen Pfaden fürchterlich getragen. Sie stürzt, sie muß zerschmettert in den Abgrund sinken, jetzt, jetzt! sie wankt, sie fällt, sie muß fallen! riefen hundert Stimmen; die Frauen warfen heftig weinend sich mit dem Gesichte auf den Boden, um das Gräßliche nicht zu sehen. Ist denn keine Hilfe, keine bei Gott und den Menschen! Ist kein Mann da, der es wagt, der Unglücklichen zu folgen, und sie, wo möglich, vor dem Falle zu retten!

Mark Stewart, der Seemann, meiner Tochter Sohn schrie plötzlich der alte Hochländer, der noch immer in meiner Nähe war; Mark Stewart! schrie er noch einmal, daß es im Gebirge wiederhallte, hielt den Daumen an den Mund und pfiff so hell und durchdringend, daß sogar es die beiden Adler zu bemerken schienen. Mark Stewart! wo bleibt Mark Stewart? ertönte es von allen Seiten; wenn einer helfen kann, so ist es Mark Stewart: so manches Fort hat er unter dem Donner der Kanonen erstürmen helfen; auf wilder See, wenn die Wogen hoch steigen und der Sturm wüthet, war es ihm ein Spiel, den höchsten Mast zu erklimmen, und sich oben im Korbe schaukeln zu lassen, sprachen die Leute unter einander.

Eine kolossale, von der Seeluft braune Mannesgestalt drängte sich jetzt durch, und trat vor den Alten hin; ich kam eben und sah, was hier geschieht, sagte er gelassen. Helft, helft, riefen Alle und wiesen auf Molly, die noch zwischen Tod und Leben an den Felsenklippen hing. Ein Christenleben gilt's, erwieder-

te Stewart, bethet, daß mir Gott beistehe, und Ihr, Vater, gebt mir euren Segen zu dem Gange!

Damit beugte er ein Knie vor dem greisen Vater, der segnend die Hand auf seine krausen dunklen Locken legte, und eilte, seinen gefahrvollen Weg anzutreten.

Ohne Rast, ohne nur einen Augenblick anzuhalten, kletterte indessen Molly am Felsen auf, ob sie athmete oder nicht, sie wußte es nicht, sie blickte weder seitwärts noch rückwärts; ihr Kind, nur ihr Kind war der einzige Gedanke. Auf was sie fußte, an was sie sich mit den Händen festhielt, konnte kein sterbliches Auge entdecken, aber unsichtbar umschwebte sie der Schutzengel unmündiger Kinder, der gar oft den dringendsten Gefahren sie entreißt, er hielt den wankenden Stein unter ihrem Fusse, und gab Festigkeit der schwachen Wurzel des Haidekrautes, die ihre Finger umklammerten.

Unser aller Augen hingen jetzt an Mark Stewart; Furcht, Hoffnung, Erwartung pochten in den Herzen, während der wackere Jüngling, muthvoll seinen Weg fortsetzte, über Stock und Stein, und über schauervolle Felsenspalten kühn hinwegschritt. Die Hälfte des Weges lag bereits hinter ihm, und senkrecht thürmt sich die Felsenpyramide vor ihm himmelan. Da ergriff ihn mit Grausen der Schwindel, die Kraft lähmend, das Herz erstarrt ihm in der Brust, Muth und Besinnung sind entflohen, wie Nebel umlagert es sein Auge, Himmel und Erde, der Fels vor ihm, die Tiefe unter ihm, drehten sich in furchtbaren Bogen, als wollten sie ihn, den ohnmächtig schwachen, in gewaltiger Flucht stürmend tragen durch der Unendlichkeit grausen Schlund. Wie oft, wenn die Wogen das

schwankende Schiff wie auf Bergesgipfeln wiegten, um es dem Abgrunde wieder zuzuschleudern, und der wilde Orkan drohte, hatte er um Mitternacht, im täuschenden Schimmer des Halbmonds, auf leichter Strickleiter die höchste Spitze des höchsten Mastes furchtlos erstiegen, um die oberen Segel einzuziehen, und jetzt stand er da, bebend, verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen, unfähig, das Gräßliche um sich her zu sehen, oder das Auge zu erheben dorthin, wo es unsicher, todtbringend, über ihm emporstieg.

Wir im Thale sahen den Starken verzagen und unser Muth sank mit dem seinen. Von neuem erhob sich überall ein wehmüthiges Ach; wir achteten nun das heldenmüthige Geschöpf ganz für verloren, die während der Zeit von Mutterliebe getrieben, von festem Vertrauen auf Gott gehalten, seinen schrecklichen Weg vollendete, und wie durch ein Wunder am Ziele stand. Nur einmal athmete Molly aus tiefer Brust auf. Da umrauschte es sie mächtig, und eilende Schatten flogen über ihr Haupt hin. Beide Adler, zürnend über solche Erscheinung, hatten sich aufgeschwungen, und wandten sich nach ihr zu; sie hörte das Rauschen der entsetzlichen Flügel, Sturm gleich wehten sie ihr um das Haupt, und berührten fast ihr Gesicht; dicht vor sich sah sie die gelben zornfunkelnden Augen, die ungeheuren, krummen Schnäbel, die gräulichen, mit scharfen Klauen bewaffneten Fänge, sie konnte jede Feder in den Fittigen der Schrecklichen zählen, — und gab sich verloren.

Mit einem Male war es, als ob sie der Himmel scheuchend ferne hielte; denn beide hemmten ihren Flug, blickten Molly an, drehten sich von ihr weg, gleichsam der von Gott Geschützten, und flogen so dann laut-

kreischend fort, der entgegengesetzten Seite des Felsen zu, wo der Waldstrom über rauhes Geklippe hinabstürzt, und tausend Fuß über ihm erhaben ein verwitterter Baumstamm aus schwarzer Kluft herausragt. Auf diesem ließ das Adlerpaar, fast ängstlich prüfend, sich nieder, und horchte wie verwundert dem Tosen der Fluthen zu.

Zitternd zwischen Wonne und Schmerz, zwischen Hoffnung und Furcht warf die Mutter über den Horst der Adler sich hin; da lag ihr Kind, fürchterlich gebettet auf blutigen Knochen frisch gewürgter Thiere. Todt, todt, gewiß todt! — Molly wagte nicht daran zu zweifeln, aber doch unversehrt, unentstellt die zarten Glieder, das liebe Gesichtchen, und noch so ganz in die Windel gehüllt, wie sie es vor einigen Stunden unten auf dem Erndtefelde auf weiches, frisches Heu sorgsam hingelegt hatte. In banger Angst, als sollte sie den Kleinen nicht aus sanftem Schlummer wecken, nahm sie ihn leise aus dem Gräuel der Verwüstung weg. Ihr war, als fühlte sie die Muskel sich bewegen, zitterte, wagte es nicht, daran zu glauben, da traf ein schwaches Wimmern ihr Ohr. Nein! ihr süßes Entzücken in solcher Lage kennst du nicht! hast es nie gefühlt! Es lebt! Es lebt! mein Kind lebt! rief sie, mein Kind! — stieß dabei ein Lachen aus tief erschütterter Brust, die Augen weit offen, trunken suchend des Lebens leichte Spur.

Thränen hatte sie nicht, — aber mit einem Entzücken, einer Wonne, wofür die Sprache keinen Namen findet, beugte sie sich über ihren Säugling hin, der unbewußt jeglicher Gefahr, warm sich ihr anschmiegte.

Aber die übertriebene Anspannung ihrer Nerven,

welche sie das Unglaubliche vollbringen half, ließ allmählich nach, die Besinnung kehrte zurück, und mit ihr nur zu deutlich, nur zu klar, das Bewußtseyn einer unsäglichen Hilflosigkeit, und von neuem überlief es sie wie Eiseskälte. Wie werde ich jemals wieder zu Menschen hinabgelangen! fragte sie. Gott, der mich bisher hielt, wird ja auch mit meinem Kinde an der Brust mich nicht untergehen lassen, wollte sie mit frommem Vertrauen sich selbst zum Troste erwiedern; aber ihre Kraft war erschöpft und ihr von unerhörter Qual müdes Gemüth konnte sich nicht mehr festhalten an einer Hoffnung, die es in der Verzweiflung ergriffen.

Einen Blick wagte sie hinab, und fuhr schaudernd zurück. Vor ihr, hoch und glatt, wie ein Thurm, die Felsenwand, dann Klippen, Abgründe, bodenlose Felsenspalten, verwitterte Baumstämme, und unten, tief unten viele kleine, ängstlich durcheinander laufende Menschen ihres Gleichen, Menschen wie sie, ohnmächtige Geschöpfe, deren keines in der Noth ihr beizustehen vermochte, und aus dem schwindelndem Grunde drang ein gehaltener Ton zu ihr; war es der Wasserfall, oder war es menschliche Stimme? Dort jener grüne schmale Streif, es war ihr Thal, und dort jenes niedere Buschwerk, es waren die uralten Ulmen, in deren Schatten die Hütte und die Wiege ihres Kindes stand, in welcher der kleine Schläfer nie wieder ruhen, in der ihr Fuß nie wieder ihn schaukeln sollte.

Unbarmherzig grausames Gestein! hörst du nicht der Mutter ernste Stimme? Herr des ewigen Himmels, wunderbar in deinen Werken, verlaß mich nicht in dieser schrecklichen Stunde! Das Kind träumt sich sicher in meiner Liebe schwachen Armen; stark sind die Deinen; — und sie werden dich retten, flüsterte deut-

lich Etwas. Molly glaubte einen Engel zu hören; sie blickte auf, als müsse er in sichtbarer Gestalt erscheinen, doch Alles war öde und leer, nichts regte sich, als der Stamm eines längst verwitterten Strauches. Von der Schwere des eigenen Gewichtes gebrochen, löste er sich eben los, Steine rollten ihm theilweise nach. Im Vorgefühl dessen, was wohl bald ihr selbst bevorstand, verfolgte Molly mit den Augen seinen Fall, dachte des eigenen Geschickes. Sie sah ihn an der Seite des Felsen langsam hinabgleiten, und weit unten auf einem kleinen Vorsprung der Wand stehen bleiben. Ermuthigt sprang sie auf, ihr Kind, mit ihrem Tuche festgebunden, hing ihr am Halse, (wie und wann sie dieses gethan, sie wußte es nicht, aber das Kind war für diesen Augenblick in Sicherheit) und ohne Zaudern setzte sie jenem armseligen Stücke Holz nach, in solch kühnem Wagen sich selbst nicht fassend, glitt so viel möglich, auf dessen Bahn fort, herunter, und hatte nach wenigen Minuten ein Fleckchen mit Wurzeln durchwachsenen Erdreiches unter sich, um darauf fussen zu können.

Die Gipfel verkrüppelter Sträuche, die mehr unten in den Spalten kümmerlich wuchsen, ragten über den Rand der schmalen Fläche, auf welcher sie kaum Raum zum Stehen fand, hervor; mit unbegreiflichem Muthe hob sie sich über denselben, um einem rettenden Ziele näher zu kommen; sie hielt an Dornen und Disteln, an zweigartigem Birkengesträuch, an Haidekraut und wildem Geniste, an Allem fest, was sie mit den Händen erfassen konnte; die Finger waren, wie zu eisernen Banden erstarkt. Wundevoll, besonnen achtete sie auf Jedes um sich her; ein losgewordener Stein fiel neben ihr abwärts, unerhörbar erreichte er den

Abgrund (so bodenlos war er an dieser Stelle) über welchen sie schwebte. Sie mühte sich, mehr nach der andern Seite zu gelangen; Kieselgerölle rollte dort langsamer hinab, sie folgte ihm unbedenklich; ihre Füsse erreichten einen vorspringenden Felsblock, auf dem sie ein wenig halt machen konnte, der Stoß, den sie dadurch erlitten, war gewaltsam, aber sie fühlte keinen Schmerz, ihre Glieder, ihr ganzer Körper schien wie versteinert, hart wie der Felsen selbst, an welchem sie in dieser Todesnoth hing.

Nun schien der Untergang unvermeidlich; der Fels senkte sich steil nieder, ohne Vorsprung, ohne nur die Spur eines Anhaltes, des kleinsten Plätzchens, auf dem sie ruhen möchte, zu zeigen. Ernst und scharf spähend, aber noch immer auf Gottes Hilfe bauend, forschte sie nach allen Seiten hin; siehe! es leuchtete ein Strahl von Hoffnung ihr auf, sie erblickte einen uralten abgestorbenen Epheu, den vielleicht Jahre lang kein grünes Blättchen schmückte, dessen Farbe man von der seines Bodens nicht unterscheiden konnte. Mit tausend zarten Fäserchen hatte er damals an der harten Mauer sich angeklammert, die Zeit hatte sie allmählich zu armsdicken Wurzeln und Zweigen umgewandelt, die halb in die Klüfte eingewachsen, sich ihm anschmiegten und in tausend Verschlingungen eine Art Spalier bildeten, dessen Stäbe kaum breit genug für die äusserste Spitze ihres Fußes waren. Ein einziger Fehltritt, ein Ausgleiten war hier unausbleiblicher Tod; Molly wußte es wohl, doch ihr Muth blieb ungebeugt.

Gefaßt und besonnen löste sie das Tuch, mit welchem das Kind auf ihrer Brust befestigt war, band es so, daß es jetzt auf ihren Schultern ruhte, und berei-

tete sich dann, die schauerliche Leiter, die sie hinabführen sollte, zu betreten. Indem sie sich wandte, um sie zu besteigen, warf sie einen Blick in das Thal; deutlicher als vorhin sah sie die Bewohner auf den Knien liegen, und feierlich stieg die Melodie eines Psalmes zu ihr hinauf, in welchem alle diese Vielen ihr eifriges Gebeth für ihre Rettung vereinten. Die Worte des frommen Gesanges konnte sie nicht vernehmen, aber sie kannte sie wohl, hatte selbst sie unzählige Male beim öffentlichen Gottesdienst in der Kirche, mit der Gemeinde, die da zu Gott für sie flehte, nach der nämlichen Melodie gesungen.

Hehr und erhaben klangen ihr die Töne, die mit liebender Gewalt zum Throne des Höchsten aufstiegen — aber nicht als Grabesgesang — nein, sie sprachen Trost und Hoffnung in die Seele, und begeisterten sie zu einem nie empfundenen Glauben an des Kindes und die eigene Rettung, gerade in dem Augenblick, wo die Gefahr drohender, als je, vor ihr stand.

Furchtlos, hastig wie von schnellen Winden fortgeführt, machte Molly den entsetzlichen Weg, vor dem auch der Kühnste erbebte, sie bemerkte nicht die unerhörte Anstrengung, bei der sie prüfend jeden Schritt wagte, sich überall anhielt, wo die Hände konnten. Das Wunder war endlich vollbracht, Molly war auf festem Grund.

Sinnend stand sie da, und erst jetzt vor der überwundenen Gefahr furchterschüttert; sie staunte hinan die fast unabsehbare Felsenwand, auf der sie, einer ungeheuern Strasse, angekommen. Keines Menschen Fuß, keine Hand hatte sie je berührt. Sogar die Goldadler, deren Instinkt sie treibt, auf Menschen unzugänglichen Bergen zu horsten, hatten sie oft umflogen, ehe sie

wagten, auf ihrem höchsten Ende sich anzusiedeln. Die Leute im Thale hatten es vielseitig gesehen, wie die riesigen Vögel auf weit schlagenden Schwingen diese Stelle mit klugem Auge genau untersuchten, und dann, gleichsam über der Festigkeit beruhigt, anfingen, ihren Horst zu bauen.

Molly kannte gar gut, wer allein sie bis hieher gebracht. Immer war es noch gefahrvoll, unendlich schwer. Der Gesang war indeß verstummt, stärkte nicht mehr die müde Zagende. Doch plötzlich vernahm sie nahe eine leise Stimme; aufmerksam spähte sie um und um, und dicht unter ihr, zu ihren Füssen führte eine Ziege ihre zwei Jungen, und dankbar hielt sie dieß willkommene Geschöpf für etwas, das ihr die sicheren Pfade weisen solle. Schroffe Bahnen sinds, welche diese scheuen Thiere zu erklimmen wissen, aber Gott hat auch in die Herzen der stummen Kreatur eine Mutterliebe gelegt, und sie bringen ihre Kleinen gewiß auf dem bequemsten Wagen in das Thal hinab, dachte sie, und küßte ihr Kind, und zum Erstenmale ward ihr Auge feucht, und große schwere Thränen erleichterten das übervolle Herz.

Weitklaffende Felsenspalten, mächtige Steinmassen, dunkle Klüfte und jähe Abgründe traten überall hemmend entgegen, wohin sie jetzt gingen; der kühnste Gemsenjäger schauderte zurück — und deßungeachtet folgte Molly getrosten Muthes der stillen Führerin, die vom angebornen Instinkt geleitet, immer ein Plätzchen wußte, worauf sie fussen konnte bis sie eine der kleinen Oasen in dieser Wüste erreichte, welche die Ziegen, der darauf wachsenden Waldkräuter wegen, mitten im Gebirge begierig aufsuchen. Dieser grünen Fleckchen wurden weiterhin mehr, grenzten näher an einander.

Schmale, pfadartige Linien, von den Tritten dieser häufigen Gäste klein gebildet, bewiesen, daß die Mutter wohl gewußt habe, wohin sie mit dem Jungen wollte; und nun war endlich der Theil des Berges gewonnen, der zwar steil genug, nicht aber für ganz unzugänglich gehalten wurde. Schon früher hatten einige der rüstigsten jungen Bursche aus der Gegend sich hieher gewagt; auch jetzt stiegen einige Köpfe wie aus unsichtbaren Schlünden vor Molly auf; Mark Stewart war der erste, ein Paar andere folgten ihm. Molly fühlte sich gerettet, dem Leben wieder gegeben, in Mitte ihr freundlich gesinnter Menschen, und sie, der noch eben das schwärzeste Verhängniß drohte, war jetzt nahe daran, dem stürmischen Drange der Freude und des Dankes zu erliegen.

Sie hatte keine Worte; nur die Miene, die Blicke sprachen, was sie empfand; bittend winkte sie den ihr Nahestehenden Schweigen zu, wies gen Himmel auf und zur stummen Führerin, die sicher ihren Schritt geleitet. Und auch die jungen Männer verstummten, von frommer Ehrfurcht überwältigt. Sie sahen die Heldin Mutter so nahe am Ziele, vom schweren Kampfe ermattet, schwanken, und Mark Stewart, obgleich betäubt noch und beschämt, minder Kraft bewiesen zu haben, als dieses schwache Wesen, umfaßte sie mit rüstigem Arm, und brachte sie unversehrt herab bis zu einem Hügel, der sich über den Felsbach lagerte und zu Glen-Orchy schon gehörte. Dort sank Molly in ohnmächtiger Betäubung nieder, wie zu einem ewigen Todesschlummer.

Des Weinens, des Schluchzens, des heftigen Jammerns war viel unter uns gewesen, während die Mutter den Heldengang zur Rettung ihres Kindes antrat.

Der Augenblick, in welchem wir sie den Adler-Horst erreichen sahen, war in der That herzerhebend, erschütternd das Freudengeschrei, das ihn begrüßte, dessen Wiederhall die Luft den Wolken zu an der Molly Ohr trug. Doch unser Jubel war in tödtliche Sorge, in jeden Laut erstickende Seelenangst umgewandelt, als sie mit der theueren Last den noch grausenvolleren Rückweg machte, und wir einen zerschmetternden Sturz jeden Moment uns dachten. Lautlos, langsam bald, bald schnell athmend, verfolgten wir jeden Schritt, jede Bewegung der Aufgegebenen mit unseren Blicken, und als sie zwischen Himmel und Erde in hilfloser Einsamkeit an glatter, schlüpfriger Fels-Wand hing, ohne daß es uns möglich war, zu entdecken, woran sie sich halte, wußten wir uns, denn das Mitgefühl war bis zum unerträglich peinlichen Grad gesteigert, kaum mehr zu fassen.

Der Pfarrer von Glen-Orchy, ein ehrwürdiger Greis, der mit uns dem hoffnungslosen Streben der innigsten Mutterliebe gerührt zusah, stimmte die heilige Hymne an, durch welche die arme Molly auf der furchtbaren Bahn des Schreckens Trost schöpfte, und die ganze Gemeinde um ihn sank auf die Knie, und Aller Stimmen vereinten sich mit der seinen zum feierlichsten Chor, der wohl je über die Wolken sich hinaufgeschwungen, den Engel zu des Allvaters Thron gebracht. Jedes Herz empfand des Gebethes Kraft in der Stunde solcher Noth; Muth und Vertrauen kehrte siegend zurück, Jeder glaubte, er müsse thätig Hand anlegen bei dem Kampfe, den zwei Wesen um Leben oder Tod rangen. Der fromme Greis beugte nach geendetem Gesange das silberweiße Haupt in stillem Gebethe, die Gemeinde folgte dem Beispiel ihres Hirten.

Banges Schweigen herrschte unter der Menge, vom leisen Schluchzen einzelner Frauen unterbrochen.

Sie lebt! sie und ihr Kind, sie sind gerettet, erscholl es plötzlich vom Hügel. Mark Stewart rief es mit der kraftvollsten Stimme, wie er oft gethan vom Mastkorbe aus beim Verkünden eines Landes, und Alle fuhren auf, und mächtiger, als vorhin die Klage, donnerte ein Jubelgeschrei, von dem das Gebirge weit und breit wiederhallte. Thränen reiner Freude glänzten in Aller Augen, Freunde und Bekannten sanken einander in die Arme, als sey Jedem ein besonderes Heil widerfahren, die Mütter drückten die Kinder an die warme Brust, und Jeder meinte, es sey ihm das theuerste Mitglied der eigenen Familie gerettet.

Man strömte im bunten fröhlichsten Tumulte dem Hügel zu, auf welchem Molly in tiefer Bewußtlosigkeit lag. Auch ich ward von dem allgemeinen Taumel fortgerissen.

Die Frauen hatten indeß das Kind genommen; das kleine Geschöpf ging aus einer Hand in die andere, von dem großen Ereignisse nichts ahnend, jede Mutter liebkoste es, als wäre es das eigene, und die Mädchen drängten sich um dasselbe her und bedeckten es mit Küssen und heißen Thränen.

Auch nicht eine Schramme hat es verunstaltet, kein Dorn, kein spitzer Stein hat die zarte Haut des unschuldigen Engels aufgeritzt, sagte eine Nachbarin; der Adler hat die Raubfänge in das Kleid geschlagen, in das die Mutter es sorgsam eingewickelt hatte, bemerkte eine Andere; und — blind, stockblind muß der seyn, der in dieser ganzen Begebenheit nicht den sichtbaren Finger Gottes erkennt, setzte eine Dritte hinzu.

Allmählich erholte sich Molly, richtete sich auf,

und athmete freier. Siehe, da schritt unvermuthet, um den Genuß dieser Stunde unendlich zu erhöhen, von einer Anhöhe her ihr geliebter Gatte. Der freundlichste Willkomm empfing ihn. Mit kurzen Worten erzählte man ihm hastig und eifernd geschäftig, was vorgefallen. Er eilte durch die dichte Menge, hochgepriesen in der unerfaßbaren Fülle seines Glückes, zu ihr, die durch den Himmel verherrlicht war;

Und in den Armen liegen sich Beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude;

das Kind in ihrer Mitte.

Die jungen Bursche bereiteten indeß in aller Eile eine Trage, mit weichem Moos gepolstert, die Mädchen umhingen sie mit grünen Kränzen und schmückten sie mit frischen Waldblumen. Molly wurde sanft auf dieselbe gehoben, ihr Kind ruhte in ihrem Schooß. Der Mann, ihr zur Seite gehend, unterstützte sie. Man stritt sich um die Ehre, sie zu tragen. Matt bis zum Tode, aber die Freude einer Seligen in der Brust, zog sie im Triumphe der Heimath zu, die sie vor Kurzem ohne Hoffnung, ohne Trost verlassen mußte.

Und so, werther Leser, hätte ich dir eine Geschichte vorgeführt, großartig in ihrer Art. Du sahest, was Mutterliebe, verbunden mit Vertrauen auf einen Retter von oben leistet! sahest, was der Mensch wagt, wenn es das gilt, was er selbst zu Menschenleben erzeuget hat! Nenn es nicht ein freches Versuchen des allerhöchsten Vaters!

Des Adlers Horst steht seit jener denkwürdigen Zeit verlassen, und fängt an, allmählich zu verwittern, doch, was sich bei demselben ereignet, wird nicht vergessen werden, so lange der Fels steht, auf den er er-

baut war. Molly's kühnes Wagniß wird wahrscheinlich mit der Zeit in das Reich der wundervollen Sagen übergehen, die im Munde des Volkes ewig leben, denn schon jetzt betritt kein Fremder das Thal von Glen-Orchy, dem die Geschichte von Molly's und des Kindes Rettung nicht mitgetheilt wird. Das Adlerpaar kehrte nie wieder zu seiner Wohnung zurück, in deren Nähe der Anblick einer Menschengestalt es erschreckt hatte; es wandte seinen Flug mehr landeinwärts, und hat seitdem in der ganzen Umgegend sich nicht sehen lassen.

Nach einer Erzählung der Johanna Schoppenhauer bearbeitet.

14.

Die beiden Schwestern.

(Eine harte Lehre: — aber ein seliger Erfolg.)

Am Hofe des Herzogs war Alles in tiefer Trauer. Der Tod der jungen liebenswürdigen Prinzessin hatte alle Herzen mit Betrübniß erfüllt, und Niemand sah ohne Leid und Liebe das schöne holde Bild verbleichen. An ihrem Paradebette versammelte sich Jung und Alt, zahllose Augen starrten weinend auf das geschlossene liebliche Augenpaar, und so sammelte sich um den Sarg der holdseligen Jungfrau und um die reiche Lichterkrone, die ihn auf leuchtenden Kandelabern umgab, eine stille Glorie, aus zitternden Thränendiamanten.

Zu dieser Zeit befanden sich die beiden Töchter des Grafen von X., Sidonie und Ida, in der Re-

sidenz. Der Vater hatte sie bisher entfernt von der großen Welt, auf seinem alten, in den hohen Gebirgen liegenden Schlosse erzogen; er wollte jedoch, daß, nachdem sie zu Jungfrauen herangewachsen waren, sie jetzt einen Winter in der Hauptstadt verleben möchten, damit sie hier in allen weiblichen Vollkommenheiten mehr noch ausgebildet werden, und im Umgang mit den klügsten und ausgezeichnetsten Menschen Ton und Sitten der feinen Welt annehmen möchten. Er hatte sie deßhalb in das Haus seines in der Residenz wohnenden Bruders gebracht, und sie durch diesen selbst am Hofe des Herzogs vorstellen lassen, denn dieser Hof war ein Muster nicht allein aller höhern feinen Lebensart, sondern auch der reinsten Sitten, und gab selbst zu wissenschaftlicher Ausbildung und geistreicher Unterhaltung die beste Gelegenheit.

Der Aufenthalt in der großen Stadt und die vielseitigen neuen Eindrücke wirkten aber sehr verschieden auf die beiden jungen Mädchen, die bisher einsam und nur im Umgang mit der Natur erzogen worden waren. Die sanfte Ida erfreute sich recht wahrhaft der größern Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kenntnisse und zur Ausbildung ihrer Anlagen; sie erkannte bald, daß Wohlwollen, Aufmerksamkeit und zarte Schonung die Seele des Betragens seyn müsse, wenn man sich wahre Zuneigung und Achtung erwerben wolle, und daß ein Mädchen nur auf die Dauer gefallen könne, wenn sie mit der äusseren Liebenswürdigkeit ihrer Sitten, auch Reinheit des Herzens und sorgfältige Ausbildung des Geistes zu verbinden suche. Sie benützte daher die sich ihr darbiethende Gelegenheit mit Fleiß und Eifer, und ob sie gleich bald große Fortschritte machte, blieb sie doch anspruchlos

und bescheiden, hörte gern zu, wenn ältere verständigere Personen sprachen, um aus ihrer Unterhaltung zu lernen, und fühlte sich niemals zurückgesetzt, wenn man sie auch wirklich einmal kaum bemerkt hatte.

Andern Sinnes war aber die ältere Schwester Sidonie; sie lernte und trieb nur, was ihr Vergnügen machte, und flog unstät von einem Gegenstande zum andern; denn nicht die größere Gelegenheit zur höheren Geistesausbildung, sondern nur die Zerstreuungen der großen Stadt waren für sie die Hauptsache; im Nachdenken, ob sie den verflossenen Tag über auch gefallen, ob man sie ausgezeichnet oder vernachlässigt habe, schlief sie des Abends im stolzen Triumph, oder mit neidischem Aerger ein; mit dem Gedanken, wie sie sich putzen und schmücken, und welche Vergnügungen sie am nächsten Tage geniessen wolle, erwachte sie am Morgen wieder. Während Ida ihre Bücher und Musikalien für den Tag zurecht legte, oder sich an den Schreibtisch setzte, ordnete Sidonie ihren Putz, oder las einen Roman; während Ida oft mit Sehnsucht die Zeit herbei wünschte, die sie ihrer stillen Heimath und ihren lieben Eltern wieder zuführen würde, sprach Sidonie nur davon, daß sie nicht mehr in das väterliche unheimliche Schloß zurückkehren, sondern immer in der Residenz bleiben wolle.

Beide Mädchen waren von der fürstlichen Familie freundlich empfangen worden, und wurden, da man den Vater hoch ehrte, und sich an der Liebenswürdigkeit der Töchter erfreute, oft an den Hof gezogen. Anfangs übersah man hier die einfache, bescheidene, schüchterne Ida, und zeichnete allgemein die stolze wunderschöne Sidonie aus, die sich bald mit Geschick

und Leichtigkeit in diesem neuen Elemente zu bewegen wußte.

Aber das reine tiefe Gemüth der liebenswürdigen Prinzessin erkannte bald Ida's größeren Werth, suchte sie vor Allen liebreich an sich zu ziehen, und entschädigte sie für manche Zurücksetzung reichlich durch eine wahrhaft schwesterlich innige Hingebung.

Die Winterlustbarkeiten sollten nun bald ihren Anfang nehmen; Opern und Hoffeste waren bereits angeordnet, und Sidonie dachte schon an nichts weiter, als an Tanz und Putz. Da erkrankte plötzlich die Prinzessin, menschliche Hilfe war zu schwach, sie starb. An die Stelle der nahen rauschenden Feste trat die Begräbnißfeier der Prinzessin; statt des bunten farbigen Schmuckes sah man nur Trauerkleider in der Hauptstadt, und an dem Sarge der zu früh Vollendeten gedachte jeder nur an die Hinfälligkeit auch der schönsten Blühten, und an die Vergänglichkeit irdischer Frühlingsblicke, deren einer die Prinzessin selbst gewesen war.

Sidonie hatte bei der Todesnachricht zwar auch geweint, aber nicht sowohl aus Mitgefühl, als aus Verdruß darüber, daß sie die Stickereien und Spitzen, die vor ihr ausgebreitet lagen, und den Schmuck, der aus dem geöffneten Kästchen ihr entgegen leuchtete, nun nicht würde anlegen können. Sie suchte sich für diese Entbehrung endlich dadurch zu entschädigen, daß sie sich einen kostbaren Trauerstaat machen ließ, und viele Stunden zubrachte, sich damit zu schmücken. Ida war längst zum Sarge der geliebten Fürstin hingeeilt; sie weinte recht aus Herzensgrunde; und der Ausdruck ihres tiefen Leides war so sanft, so rührend, und doch so wahr; die Schüchternheit, mit der sie ihren Schmerz

unter dem einfachen schwarzen Flore verbarg, so voll Lieblichkeit und Anmuth, daß selbst die gebeugte Mutter der Prinzessin davon ergriffen wurde, das holde Mädchen an ihre Brust zog und sagte:

»Du warest es werth, daß mein Kind Dich liebte; Du hast es auch geliebt, wahrhaft und rein, Du sollst es nun mit mir beweinen!«

Endlich trat auch Sidonie, geschmückt wie die Königin der Nacht in den Trauersaal. Sie blickte gleichfalls auf die Hülle der Prinzessin, fand dieselbe äusserst hold und reizend im Todesschlummer hingegossen, und die Bekleidung der Leiche und des Sarges geschmackvoll erfunden und prächtig ausgeführt. Sie äusserte mit stolzem Lächeln den frevelhaften-Wunsch, einmal auch so im Schimmer der Beleuchtung, auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, nicht todt, sondern in einer Art bewußten Verzauberung hingestreckt, von allen Blicken angestaunt und bewundert zu werden, und so die Urtheile vernehmen zu können, die man von ihr, der Todtscheinenden, dann unverholen aussprechen werde. — Nach dieser leicht hingeworfnen Aeusserung, die jedoch von den Umstehenden mit Schweigen aufgenommen wurde, schaute Sidonie in die ihr gegenüberstehende Spiegelwand, die heute Niemanden zum Beschauen der Eitelkeit diente; sie erkannte, wie ihre Schönheit auf dem schwarzen Trauergrunde nur noch mehr emporstrahle, und dachte bei sich selbst: ich will mit Freuden um die Prinzessin trauern, denn wenn alle übrigen Farben erloschen sind, erscheint das Gestirn meiner Schönheit im vollsten Lichte.

Bei einbrechender Nacht wurde die Prinzessin begraben. Fackeln warfen ihren rothen Schein über den schwarzen langen Trauerzug, die Glocken klagten durch

die finstere Nacht, und die Todtenhalle glänzte von Kerzenschimmer wie ein Festsaal, wo man eine Braut empfangen will. Alle, die die geliebte Leiche begleiteten, hatten sich in warme Kleider gehüllt, denn durch die kalte Nacht wehte ein schneidender Wind. Nur die eitle Sidonie wollte die Schönheit ihres Staates unter keiner Hülle verbergen, und trotzte in ihrer höchst leichten Bekleidung der rauhen erkältenden Witterung. — Schon war es spät geworden, als die Schwestern sich wieder auf ihrem Zimmer befanden. Sidonie verschwieg, daß sie sich sehr unwohl fühle, und das Blut ihr krampfhaft nach dem Herzen zurückdringe; sie warf sich scheinbar gleichgültig in das Sopha, und suchte sich durch ihre Guitarre zu zerstreuen, auf der sie mehrere leichte fröhliche Melodien zu spielen begann. Aber es war etwas unheimliches in ihrem Wesen, so daß die sanfte Ida der tiefsten Bekümmerniß sich nicht erwehren konnte, während sie mit gefalteten Händen neben ihr saß und ihre sorgenvollen Blicke auf sie richtete. Sidonie wurde immer blässer und blässer, das Auge immer starrer, die Lippen bebten immer mehr, bis sie mit einem Male krampfhaft die Saiten des Instruments zerriß, und mit einem lauten Aufschreien besinnunglos zurücksank.

Die erschrockne Ida weckte laut jammernd das ganze Haus; man eilte jede ärztliche Hilfe herbeizuschaffen und anzuwenden, allein Alles war vergeblich, Sidonie wollte nicht wieder erwachen, und so geschah es denn, daß kaum drei Tage nach dem Begräbniß der Prinzessin die stolze Sidonie wirklich im Schimmer der Beleuchtung und auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, im Sarge lag. Aber ihr kühner frevelhafter Wunsch sollte ganz in Erfüllung gehen,

denn sie war nicht wirklich todt, sondern ein unbesiegbarer gewaltiger Starrkrampf hielt ihren Körper todtenähnlich gefesselt, während sich die Seele dieses schrecklichen Zustandes bewußt war, und Alles vernahm, was um sie her vorging. — Man hatte einen Eilbothen nach dem Schlosse der Eltern gesendet, sie kamen und traten jammernd an den Sarg ihres schönen früh verblühten Kindes. Aber der alte Oheim, in dessen Hause Sidonie sich jetzt eben befand, tröstete die Eltern, indem er versicherte, daß der Tod für Sidonie gewissermassen als ein Glück zu betrachten sey, denn sie habe nur an allem Sinnlichen, irdisch Vergänglichen gehangen, und würde gewiß späterhin höchst unglücklich geworden seyn, wenn sie die Freuden der Welt nicht mehr hätte genießen können. Wie er nun ihren Leichtsinn, ihre herzlose Eitelkeit nicht verschweigen mochte, so rühmte er dagegen mit wahrer Innigkeit das Betragen und ganze Wesen der bescheidenen sanften Ida, und pries die Eltern glücklich, denen ein solches Kind geblieben sey.

Unter den Vielen, welche hinzuströmten, die stolze Jungfrau nun im Sarge zu sehen, von denen manche Mutter ihrer Tochter die Lehre gab: »Sieh so vergeht alles Eitle in der Welt!« manche frühere Freundin ein hartes Urtheil über die Todte aussprach, unter diesen erschien auch die Herzogin Mutter; sie wollte die Eltern selbst trösten, denn sie wußte ja, wie weh der Verlust einer Tochter dem Herzen thut. Sie nahm die trauernde Gräfin bei der Hand und sagte:

»Fassen Sie Muth und Trost! Gott hat die stolze Blume gebrochen, die nur sich selbst liebte und ihr Haupt über Alle erheben wollte, Er hat Ihnen dagegen die schöne liebliche Rose gelassen,

die bescheiden blüht, und Alles um sich her durch
ihren Duft erquickt!«
und hiemit schloß sie die sanfte Ida an ihre Brust,
und legte sie dann in die Arme der Mutter.

Sidonie lag regungslos, aber sie vernahm Alles; es war ihr, als ob die Posaune des Weltgerichtes ertönte und ihr zuriefe: »Kehre in Dich, Sidonie, reisse Dein Herz los von der Eitelkeit der Welt, und wende Dich zum ewigen Erbarmer, so wirst Du dießmal noch vom Tode gerettet werden!« Da zog eine unnennbare Wehmuth durch das kalte Herz und erwärmte es wieder, ein leises Gebeth, wie aus einem Grabe, stieg daraus empor und hauchte das Gelübde der Bußfertigkeit, und stille heiße Tropfen drängten sich wieder leise und belebend unter die seidenen Wimpern. — Da endlich wich der Starrkrampf, Sidonie schlug die Augen wieder auf, und, wie am Tage der Auferstehung, erfüllte das Entzücken des Wiedersehens Aller Herzen. — Sidonie verschwieg, daß sie Alles gehört hatte, sie hielt jedoch ihr Gelübde und änderte auch wirklich ihren Sinn; sie hatte ja eine »harte Lehre« empfangen über die vergänglichen Güter dieser Welt; aber sie wurde niemals wieder recht heiter und froh, denn unvergeßlich stand ihr jener furchtbare Augenblick des Gerichts vor der Seele. Ida aber wandelte fort in ihrer Unschuld und Reinheit, sie wurde ein glückliches Weib und eine gesegnete Mutter, und sah sich von Allen geliebt und verehrt!

E. v. Houwald.

15.

Sind die heiligen Bilder zu verehren? — In einer Erzählung beantwortet.

(Etwas für — Viele.)

Anmerkung. Diese Frage, welche uns die heilige unfehlbare Kirche entscheidend bejahet hat, beantworte ich hier wohl am gelegensten in ganz dichtungsloser Erzählung einer wahren und gewiß anziehenden Geschichte. Man findet diese Geschichte in Berault-Berkastels Geschichte der Kirche, im siebenten Bande, drei und zwanzigsten Buche.

Der morgenländische Kaiser Konstantin Kopronymus beunruhigte im achten Jahrhunderte die Kirche Jesu über die Maßen, da er die Verehrung der Bilder Christi und seiner Heiligen völlig abschaffen wollte. Die ganze Kirche entsetzte sich ob solchem Irrthum uud Frevel. Der Verfolger vergoß aber noch obendrein das Blut standhafter Christen.

Nahe bei Nikomedia stand an dem Berge des heiligen Aurentius ein berühmtes Kloster. Es hatte jetzt einen Abt oder Vorsteher, mit Namen Stephanus, dessen Weisheit und Heiligkeit man weithin pries. Die Einsamkeit, in der er des Umganges mit Gott genoß, liebte er ungemein. Seine Zelle war vielmehr ein Grab, als eine menschliche Wohnung. Sie war eine Grotte, die nur zwei Schuhe in der Länge und kaum einen in der Breite hatte; und sie war so niedrig, daß er nur gekrümmt darin stehen konnte. Zur Hälfte war sie auch unbedeckt: im Sommer brannte ihn also die Hitze der Sonne, und in den andern Jahrszeiten blieb er allen Ungemächlichkeiten der Witterung ausgesetzt. Dabei bestand seine ganze Kleidung in einer langen Thierhaut; unter ihr trug er noch dazu ei-

ne eiserne Kette, die von den Schultern bis an die Lenden nach Art eines Kreuzes hing. Untenher und so auch unter den Schultern war die Thierhaut mit eisernen Gürteln versehen, damit sie ihm mehr zur Marter als zum Schutze seyn sollte. So lebte er in seiner Zelle auf dem Gipfel des Berges, und sein Geist strebte nach dem Gipfel der Freude an Gott.

Unzählige, die in der Nähe und von der Ferne hinsahen nach dem Gipfel des Berges, wurden durch das Beispiel einer so strengen Lebensweise erschüttert, und dachten, sie wollten für Gott doch wenigstens alle sündhaften und für die Tugend gefährlichen Genüsse des Lebens verschmähen und ihre Kräfte in Arbeiten des Berufes zur Ehre Gottes anwenden. Und wer nach dem Gipfel des Berges hinsah, fühlte durch diesen Blick sich schon ermahnt, mehr den Geist zu Gott im Gebethe und in oftmaliger Erinnerung an Ihn empor zu schwingen.

Auch Kaiser Konstantin richtete jetzt seinen Blick nach dem Berge des heiligen Auxentius. Denn er sprach in seinem Herzen: »Wenn es mir gelingt, diesen Mann da droben, den man weit und breit mit Ehrfurcht nennt, für meine Verfolgung der Bilder zu gewinnen, so widersetzet sich mir kein Mensch mehr, und selbst unter den frömmsten Einsiedlern Niemand. Es muß aber gelingen.« So dachte der Kaiser, und setzte es sich fest in den Kopf. Er schickte daher einen Vornehmen, der im Range der Patricier stand, und Kallistus hieß, zu Stephanus ab. Dieser Patricier war ein äusserst geschickter Verführer, und vollkommen unterrichtet in den Spitzfindigkeiten der neuen Irrlehrer seiner Zeiten; auch besaß er viel Wohlredenheit. Der schlaue Mann brachte Oel, Datteln, Feigen und

einige andere Geschenke, die ihm für Einsiedler anständig schienen. Wie er auf den Gipfel des Berges zum heiligen Manne hinaufgekommen, sagte er zuerst in schmeichelnder Rede: Der Kaiser sey gegen ihn voll Hochachtung und Gewogenheit, und wegen seiner Heiligkeit ganz für ihn eingenommen. Jetzt rückte er auch mit falschen Entscheidungen heraus, die eine Kirchenversammlung ganz nach dem Wunsche des Kaisers gegeben habe, und wodurch die Verehrung der heiligen Bilder verworfen sey. Er sagte ihm, der Kaiser habe ihn bei der Sammlung der Unterschriften dieser Entscheidungen ja nicht vergessen können, da sie von allen ansehnlichen Gläubigen abgefordert werde. Und jetzt endlich wandte Kallistus seine ganze Beredsamkeit und alle Kunstgriffe an, ihn zur Unterschrift zu bewegen.

Aber Stephanus hatte genug, unterbrach ihn, und sagte: »Mein Patricier, nie werde ich irrige Entscheidungen unterschreiben, die Ihr für Verordnungen der Kirchenversammlung ausgebet. Gott bewahre mich, daß ich den Fluch des Propheten auf mich ziehe, und das Bittere süß und die Finsterniß Licht nenne. Kehret also zum Kaiser zurück. Er hat Euch zu mir abgeschicket, mich zu verführen. Er verliert aber viel von seinem Ansehen, da er die Person eines Erz-Irrgläubigen vertritt. Saget ihm, Stephanus sey bereit, sein Leben zu opfern für die Verehrung der Bilder, welche der Irrglaube zu schänden sich getrauet, weil er von seiner Macht ist aufgeblasen. Nehmet Euere verführerischen Geschenke auch wieder mit: Das Oel des Sünders wird, wie es mir die heilige Schrift gebietet, von meinem Haupte nicht duften, und die Speisen der Irrgläubigen sollen meinen Mund nicht verunreinigen.« So sprach der Heilige, machte seine Hand hohl, zeigte

sie ihm, und sagte: »Hätte ich auch nicht mehr Blut, als so viel ich hier halten könnte, so wollte ich es für das Bildniß des Erlösers vergießen.«

Kallistus glühte vor Gefühl der Scham. Er hinterbrachte dem Kaiser die Antwort des Heiligen. Der grausame Fürst gerieth darüber in solchen Zorn, daß er den Patricier alsbald mit Soldaten zurückschickte, die den Stephanus aus seiner Zelle reissen, und in dem Kloster, das am Fuße des Berges lag, einsperren und stark bewachen sollten. Sie reisten in derselben Stunde noch ab. Als sie hinkamen, erbrachen sie die Thür der Zelle, und zogen den Heiligen heraus. Wie sie ihn aber recht ansahen, verwandelte sich ihre Grausamkeit in Empfindungen des Mitleides: sie sahen, daß seine Nerven durch das viele Knien so gelähmt waren, daß er sie nimmer ausstrecken, und sich kaum mehr bewegen konnte. Sein überaus strenges Fasten hatte ihn beinahe ganz entkräftet. Unwillkührliche Ehrfurcht wandelte sie sogar an, da sie auf seinem bleichen Angesichte himmlische Ruhe und Freude glänzen sahen. Dieser Anblick entwaffnete sie. Zwei aus ihnen nahmen Stephanus recht behutsam unter die Arme, um ihn sänftiglich den Berg hinab zu tragen. Ja er selbst behalf sich, um ihnen die Last, die ja nicht groß war, durch Unbehülflichkeit nicht zu erschweren, so gut er konnte, und legte seine Hände auf ihre Schultern.

So kamen sie langsam den Berg herunter. Da schlossen sie ihn mit den übrigen Einsiedlern ein, und hielten, in Erwartung eines weitern Befehles vom Kaiser, Wache vor dem Thore. Indessen beschäftigten sich die Gefangenen mit Bethen und Singen. Das schmelzte den Soldaten das Herz. Sie wünschten, auch solche Diener Gottes zu seyn, und sagten zu ein-

ander: »Gewiß können diese guten Einsiedler, die ohne Ursache übel behandelt werden, uns blos mit Abscheu ansehen, und wir handeln hier nur wie Räuber!«

Der Heilige und seine Gefährten verblieben durch sechs Tage ohne Nahrung so verschlossen. Indessen brach ein unvorhergesehener Krieg mit den Bulgaren aus, und der Kaiser hatte auf andere Dinge zu denken. Er sah sich daher genöthiget, die Einsiedler von Auxentius auf eine Zeit in Ruhe zu lassen. Man zog also wieder ab, und die Heimreisenden empfahlen sich auf das inständigste in das Gebeth des Heiligen.

Nicht gar weit von diesem Kloster lag auch am Fuße des Berges ein Nonnenkloster. In diesem Kloster war jetzt eine Frau von Stande, eine kinderlose Wittwe. Sie hatte auf Anrathen des Stephanus ihre großen Güter, selbst ihr Vaterland und ihre Familie verlassen, und ihr Leben in Uebungen der Gottseligkeit in diesem Kloster zuzubringen den Entschluß gefaßt. Da hatte sie den Namen Anna angenommen. Sie lebte ganz für Gott, und pries sich selig, auf dem Wege der Vollkommenheit Schätze und Freuden zu finden, dergleichen die Welt nicht ahnet, und auch nicht geben kann.

Sobald der Kaiser wieder Zeit gewann, richtete er sein Auge abermal auf Stephanus. Unvermuthet wurde Anna aus dem Kloster gerissen, und vor den Kaiser geführt. Da warf man ihr vor, sie begebe sich oft mitten in der Nacht in die Zelle des Stephanus. Der Kaiser versuchte Alles, um sie zu bereden, dieß schändende Geständniß von sich selbst zu machen. Wie ein Täubchen vor dem Habichte — so stand sie da. Sie seufzte und antwortete: »Herr, ich bin in Eurer Gewalt; foltert mich, nehmet mir das Leben,

machet mit mir, was Euch beliebet: Ihr werdet aber aus meinem Munde immer diese Wahrheit hören: Ich habe mit diesem heiligen Mann keinen andern Umgang, als man mit Einem, der uns auf den Wegen des Heiles in den Himmel leitet, haben soll.« Der Kaiser stand beschämt da, und konnte nichts darauf antworten, biß an den Nägeln der einen Hand, und mit der andern machte er jene verschiedene lächerlichen Gebärden, die gewöhnlich seine Erbitterung verriethen. Bei der zweiten gerichtlichen Frage, ließ er eine furchtbare Menge Ochsensennen auslegen, und sagte zu der Angeklagten: »Ich werde sie alle an deinem Leibe abhauen lassen, wenn du deinen schändlichen Umgang mit Stephanus nicht eingestehst.« Nach dem Beispiele des Heilandes, der einst, von den Juden angeklagt, keine unnöthige Antwort mehr gegeben hat, schwieg sie jetzt und sprach kein einziges Wort. Sogleich hoben sie acht Männer von der kaiserlichen Leibwache, bei den Armen in die Höhe, und hielten sie so lange, als zwei andere es vermochten, aus allen Kräften auf sie loszuschlagen. Kein Wörtchen entfuhr ihren Lippen, und sie bewegte sich nicht. Der Kaiser hielt sie endlich für todt, und ließ sie zu Konstantinopel in ein Kloster werfen. Ob sie wirklich todt war, oder ob Rechtgläubige sie dann wegtrugen, ihrer pflegten, und sie sorgsam verborgen hielten, weiß man nicht. Von dem Augenblicke an verschwindet diese edle Heldin aus der Geschichte, wie eine schöne Erscheinung am Himmel plötzlich den Augen der Menschen verschwindet.

Es bleiben aber die ehemalige Sklavin der Anna und ein gewisser Sergius in der Geschichte der Kirche immer gebrandmarkt, daß sie falsche Zeugen abgaben, und jene Verleumdung wider Sephanus und die Die-

nerin Gottes aussagten. Sie hatten sich zu dieser schändlichen Niederträchtigkeit vom Kaiser bestellen lassen, der sich den Beifall jener Unterthanen erlangen wollte, die noch einigen Schein von Rechtschaffenheit beibehielten, und nun glaubte, es sey klüger, den Vertheidigern des Glaubens andere Verbrechen anzudichten, als sie immer geradezu wegen ihrer Treue gegen die Lehren der Kirche anzuklagen.

Eines Tages kam ein junger Mensch mit Namen Georgius zu Stephanus, dem großen Diener Gottes, der sich indessen glücklich pries, um Jesu Christi willen, so viel Schmach gelitten zu haben. Der junge Mensch bezeigte große Achtung für den geistlichen Stand, und bath den Heiligen, er möchte ihn auch für denselben einkleiden. Inständig bath er, und seufzte über die Gefahren im weltlichen Leben, in dem er sein Heil nicht wirken könnte. Der Heilige erhörte seine Bitte. Anfangs gab er ihm das Kleid der Prüfungszeit; nach Verlauf dreier Tage schnitt er ihm die Haare ab, und legte ihm das gewünschte Kleid an. Und wieder nach drei Tagen lief der Mensch aus dem Kloster. Er war ein Höfling des Kaisers, und von diesem überredet worden, diesen Betrug zu spielen. Georgius eilte nach Hof. Der Kaiser hatte in der Zwischenzeit das Volk auf dem Rennplatze versammelt, um sich bei ihm zu beklagen, daß die Abscheulichen, — (so nannte er die Klostergeistlichen) — seine Hofleute zur Untreue verleiten. Sobald er jetzt den Georgius in der Mönchskleidung vor sich erblickte, ließ er das Volk abermal zusammenkommen, und stellte ihm denselben so vor. Das Volk erhob ein lautes Geschrei wider Stephanus, und rief: »Der Betrüger! Der Aufrührer! Er soll sterben! Er ist der Todesstrafe würdig.« — Und der

Fürst befahl sogleich, man solle den Georgius des Gewandes der Finsterniß (so nannte er das schwarze Klostergewand) — entkleiden. Man nahm ihm ein Stück nach dem andern weg, zuerst das Skapulier, hernach die Kapuze, endlich den Gürtel und die Binde, welche eine Art von Stol war, welche die Ordensgeistlichen am Halse trugen. Nun gingen alle diese Stücke nacheinander durch die Hände der Umstehenden, der Hofleute und des niedrigsten Pöbels, man warf sich selbe einander zu, trat sie mit Füssen, und laut erscholl das Hohngelächter. Endlich legten vier Männer den Georgius auf den Boden, zogen ihm die andern Kleider aus, und goßen einen Eimer Wasser über ihn, um ihn gleichsam zu reinigen.

Nach diesem Vorspiele schickte der Kaiser sogleich eine Menge bewaffneter Leute zu dem Berge des heiligen Auxentius. Sie zerstreuten alle Einsiedler, legten Feuer an das Kloster und an die Kirche; und die brannten von Grund aus ab. Jetzt bestieg man den Berg, schleppte den Stephanus aus seiner Grotte, überhäufte ihn mit Unbilden und Schlägen, spie ihm in das Angesicht, und schleifte ihn durch Hecken und dornige Gesträuche zum Meere hinab. Da warf man ihn denn in ein Schiff, und fuhr mit ihm längs der Küste in das Kloster Philippikus, nahe bei Chrysopolis. Hier sperrte man ihn ein. Hernach wurde es dem Kaiser berichtet.

Der Verfolger ließ fünf Bischöfe, welche, zur Bestürzung der heiligen Kirche, Häupter der Bilderstürmer waren, zu sich kommen. Sie hießen: Theodosius von Ephesus, Konstantin von Nicomedia, Nakolius von Natolien, Sisinnius von Pastilla, und Basilius von Trikakabus. Er sagte zu ihnen, sie sollten noch

den Patriarchen Konstantin mit sich nehmen, und alle mit einander gehen, um den Stephanus auf eine andere Gesinnung zu bringen. Allein, der Patriarch Konstantin kannte den Gegner zu gut, und weigerte sich, den Auftrag anzunehmen. Der Patricier Kallistus und mehrere kaiserliche Beamten mußten aber mitgehen. Nachdem sie zu Chrysopolis angekommen waren, ließen sie Stephanus vor sich kommen. Er erschien, von zwei Männern geführt, mit Eisen an den Füssen, und hatte nur noch einen Hauch des Lebens, so daß sein Anblick Thränen auspreßte. Theodosius von Ephesus, der sich gelehrt zu seyn dünkte, sprach zu ihm: »Mann Gottes, wie hast Du Dir einbilden können, mehr zu wissen, als der Kaiser und so viele Bischöfe, welche Du für Ketzer ansiehst?« — Und es antwortete Stephanus und sprach: »Deßwegen, weil Ihr eine Neuerung in die Kirche einführet, und weil man mit dem Propheten zu Euch sagen kann: Vergebens haben die Großen der Erde, mit den Hirten der Völker wider die Kirche und wider den Gesalbten sich verschworen.« — Konstantin von Nikomedia, ein junger hitziger Mann, ließ ihn nicht weiter reden, hob sich von seinem Sitze, und stieß den Heiligen, der auf dem Boden saß, mit dem Fusse in das Angesicht. Einer von der Wache stieß ihn auf den Leib, daß er auf den Rücken fiel; hernach gab er ihm noch mehrere Stöße mit dem Fusse auf die Brust, bis der hohe Rathsherr Kallistus, der diese üble Begegnung nur mit Unwillen sah, kurz abbrach, und zum Heiligen sagte: »Es bleibt Dir nur eins aus zweien zu wählen übrig, entweder den Tod oder die Unterwerfung gegen die Kirchenversammlung.«

Da antwortete Stephan und sprach: »Mein Leben

gehöret Jesu Christo an, und mein Ruhm ist, für seine Verehrung zu sterben. Jedoch, man lese mir die Entscheidungen Eurer Kirchenversammlung vor, damit ich sehe, was Euch zu Feinden der heiligen Bildnisse machet.« — Konstantin las die Aufschrift vor, die so lautete: »Entscheidung der siebenten allgemeinen heiligen Kirchenversammlung.« — Da that Stephanus alsbald Einrede und sprach: »Wie kann man gleich Anfangs eine Kirchenversammlung heilig nennen, die da heilige Dinge entheiligen läßt, und die den Märtyrern und den Aposteln die Ehrenbenennung der »Heiligen« versagt, und sie nur schlechtweg Apostel und Märtyrer nennet? Wie heisset ihr endlich eine Kirchenversammlung eine allgemeine und die ganze Kirche betreffende, da der römische Bischof« (der Vater und Lehrer der ganzen Kirche) »nicht bewilliget hat, sie zu halten, da doch die Canones« (die kirchlichen Entscheidungen und Verordnungen) »verbieten, ohne sein Ansehen und seine Gewalt darin über Sachen zu richten, welche die Kirche angehen? Wie heisset Ihr eure Kirchenversammlung so, da weder der Patriarch von Alexandria, noch der von Antiochia, noch der von Jerusalem sie gut geheissen haben, und da die Entscheidungen nicht durch die ganze Kirche, an die verschiedenen Bisthümer, zur Bestätigung gesendet worden sind? Wie kann man eine Kirchenversammlung die siebente nennen, welche mit den sechs vorhergehenden nicht übereinstimmet?« — Hier nahm es Basilius auf, und sprach: »In was für einem Stücke sind wir den sechs Kirchenversammlungen zuwider gegangen?« Und Stephanus, immer auf dem Boden sitzend, aber hoch erschwungen im Geiste, erwiederte und sprach: »Warum habet ihr Euch nicht in den Kirchen versammelt? Und waren in diesen Kir-

chen nicht Bilder, welche die Väter verehrt haben? Antwortet, Bischöfe! Auf Euern Lippen soll die heilige Ueberlieferung der wahren Lehre ruhen.« — Basilius konnte nicht widersprechen. Der Heilige erhob die Augen gegen Himmel und that einen tiefen Seufzer; dann streckte er mit ernsthafter Miene die Hand aus, und sagte: »Wer immer Jesum Christum in den Bildnissen nicht anbethet, der sey verflucht!« Er wollte weiter reden; aber die Abgeordneten des Kaisers fühlten die Beschämung zu tief, verließen den Ort, und kehrten zum Kaiser zurück. Die Bischöfe wollten ihre Niederlage geheim halten; aber Kallistus äusserte dieselbe dem Fürsten unverhohlen und sagte zu ihm: »Herr, wir sind überwunden. Dieser Mann ist voll des Muthes; er verachtet den Tod.« Der Kaiser gerieth in Zorn, ergriff sogleich die Feder, und fertigte den Befehl aus: Stephanus solle nach der Insel Prokonesus, nahe bei dem Hellespont, in's Elend verwiesen werden.

Der Vorsteher des Klosters Philippikus war so krank, daß die Aerzte an ihm verzweifelten und ihn bereits verliessen. Den machte Stephanus durch ein übernatürliches Wunder gesund; dann reiste er mit Freude in's Elend ab, wiewohl er seit siebenzehn Tagen, während deren er eingekerkert war, keine Nahrung zu sich genommen hatte; denn standhaft hatte er sich geweigert, von Allem, was ihm der Kaiser im Ueberflusse zuschickte, nur das Geringste zu berühren.

Zu Prokonesus, im Orte seiner Verbannung um Jesu willen, hatte er zu seiner gewöhnlichen Wohnung nur eine Höhle; und die war in einer schönen Lage am Ufer des Meeres. Besonders lieb war ihm, daß unweit davon eine Kirche der heiligen Anna stand, obschon diese Küste keine Bewohner hatte. Die Kräu-

ter, die umher wuchsen, dienten ihm zur Nahrung. Es kamen auch eilig seine Jünger, die vom Berge des heiligen Auxentius waren verjagt worden, zu ihrem theuern Vater herbei, sobald sie den Ort seines Elendes inne wurden: sie gaben sich wieder seiner Leitung hin, und errichteten eine neue Klostergemeinde. Gott der Herr verlieh seinem Bekenner die Gabe der Wunder in einem glänzenden Grade, wie Er besonders dann zu thun pflegt, wenn seine sonderbaren Gnaden zu gleicher Zeit vornehmlich zu dem allgemeinen Beßten seiner Kirche gereichen. Stephanus machte z. B. einen Blindgebornen sehend, indem er zu ihm sagte: »Im Namen Jesu Christi, den du in seinen Bildnissen anbethest, empfang dein Augenlicht.« Er befreite den einzigen Sohn eines Weibes, der vom Teufel besessen war, von diesem Widersacher des Heiles, indem er den Unglücklichen Jesum Christum in seinem Bilde anbethen hieß. Auf die nämliche Weise machte er eine vornehme Frau von Heraklea, die schon sieben Jahre krank war, gesund. Besonders viele Wunder that der Heilige zur Wohlfahrt der Reisenden, die auf dem Meere Lebensgefahren erlitten. Sah er von der Anhöhe des Berges, den er bewohnte, das Meer im Sturm, so mahnte er seine geistlichen Brüder zum Gebethe. Oft kamen Seefahrer nach dem Sturme zu ihm, um ihm herzlich zu danken: sie gestanden offenherzig, während der Gefahr haben sie gesehen, wie er das Schiff regierte.

Eines Tages kam zum Wunderthäter ein Soldat aus Thracien: er war an der Hälfte des Leibes gelähmt. Der Heilige hieß ihn Jesum Christum in seinem Bilde anbethen: der Unglückliche that es, und ward sogleich vollkommen gesund. Dieß Wunder wurde ruchbar, und der Ruf davon kam an den Statthal-

ter von Thracien. Diesem schien die Sache wichtig genug zu seyn, sie ungesäumt an den Kaiser zu berichten. Und weil nach den Grundsätzen des bilderstürmenden Fürsten der Soldat als ein Abgötterer gelten mußte, schickte er ihn mit an den Kaiser. Wie er vor ihm erschien, fragte er ihn in einem zornigen Tone, ob er in der Abgötterei verbleiben wolle. Der Soldat erschrack, warf sich ihm zu Füssen, bath um Gnade, weil er nur ein Verführter sey, und verfluchte die Bilder. Hierauf machte ihn der Kaiser sogleich zum Hauptmann: als aber dieser neue Offizier nach Haus kehrte, warf ihn sein Pferd zu Boden, und stieß ihn mit den Füssen so lange, bis er auf dem Platze todt blieb.

Der Kaiser ergrimmte über die Gaben, mit denen der Allmächtige seinen Diener verherrlichte, und nahm davon Anlaß zu sagen, daß Stephanus, anstatt durch die Verbannung besser zu werden, das Volk nur desto vermessener zur Abgötterei verleite. Er ließ ihn also nach Konstantinopel zurückbringen, und in das Gefängniß der Bäder werfen, wo ihm Hände und Füsse mit Eisen belegt wurden. Wenige Tage darauf begab sich der Fürst an den Ort der See-Leuchte; und hier ließ er den Mann Gottes vor sich erscheinen. Im Hingehen ließ sich Stephanus ein Stück Geld geben, worauf das Bildniß des Kaisers geprägt war, und hielt es unter seinem Gewande verborgen. Sobald ihn der Kaiser wahrnahm, überließ er sich seinem beinahe angebornen Zorne, und schrie: »Welche Unverschämtheit! Welche Beschimpfung! Sehet, ich bitte euch, diesen Elenden, der sich getrauet, mir zu widerstehen, und mich zu beleidigen!« Der Heilige hielt die Augen sittsam niedergeschlagen, ohne etwas zu antworten. Der Fürst schaute ihn mit blitzenden Augen an, und

machte nach seiner Gewohnheit seltsame Gebärden, mit denen er ihm drohte. Dann donnerte er ihn an: »Du, das verächtlichste Geschöpf unter den Menschen, würdigest Dich nicht, mir zu antworten?!« Nun antwortete der Heilige mit einer ganz himmlischen Sanftmuth: »Herr, ist Euer Entschluß gefaßt, mich zu verurtheilen, so schicket mich auf den Richtplatz, ohne weitern Verschub. Wollet Ihr aber Kenntniß von meiner Sache einholen, so mäßiget die Hitze Euers Zornes: Das schreiben den Richtern ja selbst die Gesetze vor.« Konstantin erwiederte: »Was für Verordnungen der Väter haben wir verletzet, daß Du Anlaß nimmst, uns als Irrgläubige zu behandeln?« Und es antwortete Stephanus: »Ihr habet die heiligen Bildnisse verdammet, welche die Väter zu allen Zeiten verehrten, und die sie uns hinterließen. Ihr vermischet das Heilige mit dem Unheiligen, und traget keine Scheu, ohne Unterschied die Bilder Jesu Christi und des Apollo, der göttlichen Mutter und der Diana oder der Venus, Götzenbilder zu nennen, sie mit Füssen zu treten, und in das Feuer zu werfen.« —

Da erwiederte der Kaiser: »Dummer Mensch, treten wir denn Jesum Christum mit Füssen, wenn wir die Bilder mit Füssen treten? Gott bewahre uns!« — In diesem Augenblicke zog der Heilige sein Geldstück hervor, und sprach zu ihm: »Herr, wessen ist dieß Bildniß und diese Inschrift?« — Konstantinus antwortete: »Wessen sonst, als des Kaisers?« Da that der Mann Gottes einen tiefen Seufzer, warf die Münze auf den Boden, und ging darüber hin. Die Bedienten des Kaisers fielen über den Heiligen her, wüthend wie grimmige Thiere, und waren im Begriff, ihn von dem erhabenen Orte hinab zu stürzen. Davon hielt sie aber

doch Konstantin ab; denn er fühlte mehr als sie, in welch offenbarem Widerspruche er mit sich selber stehe. Er ließ den Vertheidiger der Wahrheit in das Gefängniß des Prätoriums führen, in der Absicht, ihn gerichtlich verurtheilen zu lassen.

Die Verfolgung der Bilderverehrer dauerte fort, und verbreitete sich mit neuer Gewaltthätigkeit auf alle Stände. Der Kaiser belegte eine große Anzahl von Offizieren und Soldaten mit sehr harten Strafen, weil sie der Religion der Väter getreu blieben. Er foderte von allen seinen Unterthanen einen Eid, den Bildern auf keine Weise Verehrung zu erweisen. Er machte es dem Patriarchen Konstantin zur Pflicht, auf die Kanzel der großen Kirche zu steigen, und diesen Eid bei dem wahren Kreuze abzulegen. Als dieser es gethan hatte, wurde er zur Tafel des Kaisers gezogen: und da saß denn dieser Liebling des Kaisers unter Musik, und mit Blumen gekrönt, wie bei einem Schauspielfeste. Und obschon dieser unwürdige Bischof einst selbst ein Klostermann gewesen, aß er doch öffentlich Fleisch, um die Verachtung des klösterlichen Standes zu bezeigen. Wie bald zerplatzt aber die Seifenblase einer Gunst, die man sich nur durch Laster erworben hat! Einige Zeit darauf mußte dieser Bischof, aus Eigensinn des nämlichen Kaisers, in einem ganz andern Zustande erscheinen; da ward er zur Absetzung verurtheilt, mit Wunden überhäuft, und es begleitete ihn ein Staats-Geheimschreiber, der ein Buch trug, in dem alle Verbrechen des Patriarchen aufgezeichnet waren. Man las sie dem ganzen Volke vor, und bei jedem Stücke einer Beschuldigung schlug der Geheimschreiber den Angeklagten mit dem Buche in's Angesicht. Endlich mußte er die nämliche Kanzel wieder

besteigen, welche zuvor zum Schauplatze seiner Gottlosigkeit gedient hatte; und der Patriarch Nicetas, der bereits an seine Stelle gesetzt war, schickte Bischöfe, die ihm das erzbischöfliche Würde-Zeichen wegnahmen. Hierauf mußte er rückwärts aus dem heiligen Orte gehen. Der Tag nach seiner Absetzung war gerade der Tag des Schauspieles auf dem Rennplatze. Man schnitt ihm die Haare weg, den Bart, und die Augenbraunen, legte ihm ein grobes, leinenes Zeug an, und setzte ihn umgekehrt auf einen Esel, den sein Enkel führte, dem man die Nase abgeschnitten hatte. So mußte er auf dem Rennplatze mitten durch das Volk reiten, das auf ihn spie, und ihm allen erdenklichen Schimpf anthat. Hernach warf man ihn von dem Esel herunter, setzte ihm den Fuß an den Hals, und überließ ihn bis an das Ende des Schauspieles allem Muthwillen des Pöbels. Endlich ließ ihn der Kaiser durch Abgeordnete fragen, was er von jener siebenten Kirchenversammlung halte. Der Elende wähnte, Gnade zu erhalten, und antwortete: der Glaube des Regenten sey der wahre und ächte, und er habe recht gethan, daß er seine Kirchenversammlung gehalten. Die Abgeordneten erwiederten: »Dieß ist es, was wir aus deinem Munde haben hören wollen.« Und des Kaisers Gnade war, daß man ihm auf dem gewöhnlichen Richtplatze sogleich den Kopf abschlug, und diesen an den Ohren auf dem Platze aufhenkte, den man Mille nannte. Sein Leib wurde an einem Fusse fortgeschleppet, und unter die übrigen hingerichteten Missethäter gelegt. Nach drei Tagen warf man seinen Kopf auf die nämliche Stätte.

Die Verfolgung wüthete fort gegen die Katholiken von allen Ständen, gegen Geistliche und Laien, Bischö-

fe und Mönche, Magistratspersonen und gemeine Bürger. Verschiedene Offiziere und vornehme Personen des Hofes wurden wegen ihrer Frömmigkeit, die man einen Aberglauben nannte, oder wohl auch schon darum hingerichtet, weil sie die heldenmüthige Geduld des heiligen Stephanus gepriesen hatten. Andern stach man die Augen aus, und verwies sie an abgelegene Orte, wo man ihnen zu gewissen Zeiten bis hundert Streiche mit Ochsensennen gab. Vorzüglich aber waren es die Klostergeistlichen, die der Kaiser seine Erbitterung am meisten fühlen ließ. Um ihren Stand auf immer verächtlich zu machen, befahl er, eine große Menge derselben aufzufangen, und sie mitten durch den Rennplatz, einen jeglichen mit einer Weibsperson an der Hand, zu führen, und das in den Augen eines zügellosen Pöbels, der ihnen allen erdenklichen Spott und jede Art von Unbilden anthat.

Der Irrthum sinkt von Abgrund zu Abgrund. Der Kaiser verbot auch alle Gebethe, die an die Heiligen, wenn auch nur um ihre Fürbitte flehend, gerichtet waren. Er gebot, Reliquien, die in den größten Ehren gehalten wurden, auszugraben und zu verbrennen. So befahl er auch, den heiligen Leib der berühmten Märtyrin Euphemia, dieser Zierde von Chalcedon, wo die Kranken das wunderbare Oel, welches vom heiligen Leibe quoll, als ein sicheres Mittel zur Genesung auffassen ließen, in das Meer zu werfen. Allein, das Meer schien über solche Entehrung sich zu entsetzen, und gab aus seinem Schooße diesen geheiligten Schatz wieder zurück, und man fand ihn auf der Insel Lemnos wieder. Aus der Kirche der Heiligen ließ der Kaiser eine Werkstätte zur Verfertigung der Gewehre machen. Er verlegte seine Soldaten in das

Kloster des heiligen Dalmatius, welches das vornehmste zu Konstantinopel war, wie auch in mehrere andere. Eine noch viel größere Anzahl derselben zerstörte er von Grund aus. Er trieb seinen Haß bis zum Unsinn, da er sogar gegen Unterthanen, welche Klosterpersonen zu Anverwandten hatten, Abscheu trug, und Leute verachtete, welche in schwarzer Kleidung erschienen. Ja er verbot am Ende die schwarze Kleidung gänzlich.

Der Held Stephanus fand in seinem Gefängnisse des Prätoriums dreihundert zwei und vierzig Klostergeistliche, die eben, wie er, um der Religion willen die Schmach der Einsperrung litten, aber auch noch andere Mißhandlungen hatten erfahren müssen: einigen waren Nase und Ohren abgeschnitten; andern hatte man die Hände abgehauen, weil sie jene falsche Kirchenversammlung nicht unterschreiben wollten; vielen waren die Augen ausgestochen; die mehrsten hatte man mit Ruthenstreichen ganz zerfetzet, und ihnen den Kopf geschoren, aber ihnen noch einen Theil von dem Barte um das Kinn gelassen, der mit Pech bedeckt wurde, damit man ihn anzünden konnte. Stephanus pries Gott den Herrn, da er so viele Merkmale eines großmüthigen Bekenntnisses ansah; er fühlte sich sogar hiedurch beschämt, als hätte er noch nichts um der Religion willen ausgestanden. Die gottseligen Bekenner hingegen betrachteten ihn als ihr Haupt und ihr Muster, bathen ihn um Unterricht, und entdeckten ihm die innersten Falten ihres Herzens. Alle insgesammt betheten die salbungsvollen Gebethe der Kirche, und das Gefängniß verwandelte sich so in ein Kloster: die Wächter und der Kerkermeister konnten dieß nur mit Verwunderung ansehen. Einer von den Thürhütern sagte

zu seiner Gattin: »Ich fürchte, der Unsinn des Kaisers ziehe uns den Untergang zu, wenn er sich fortan so an dem Himmel versündiget, wie er es wirklich thut. Dieser Einsiedler ist, wie man sagt, von dem Berge des heiligen Auxentius; aber ich meines Theiles halte ihn mehr für einen Engel, als für einen Menschen.« Die Gattin, die sehr andächtig war, und darum die Wirkungen der übernatürlichen Gnade zu schätzen wußte, stellte an ihren Gatten eine Menge Fragen über die Lebensart des Heiligen. Voll des Staunens und der Rührung ging sie hernach zur Stätte hinein, wo der Heilige war; da warf sie sich ihm zu Füssen, und beschwor ihn für sie zu bethen, und zu seinen Bedürfnissen von ihr etwas anzunehmen. Sogleich rief er für sie den Namen des Herrn an. Aber nicht das Geringste wollte er von ihr annehmen, als sechs Unzen Brod mit ein wenig Wasser, welches sie ihm alle Sonnabende und alle Sonntage brachte. Dieß war denn auch seine ganze Nahrung durch den größern Theil des Jahres, durch den er hier im Gefängnisse lag.

Schon bei dem Eintritte in dasselbe hatte er gesagt, es nahe das Ende seines Lebens heran. Eines Tages ließ er die Gattin des Thorwächters holen, dankte ihr für Alles, und sagte: »Das Ende meines Lebens ist nahe; so habe ich mich denn mit nichts abzugeben als mit der Sorge für das Heil meiner Seele; und darum bedarf ich keiner leiblichen Nahrung mehr.« Und durch volle vierzig Tag aß und trank er wirklich gar nichts. Gottes Gnade war seine Speise und sein Trank.

Am letzten Abende dieser vierzig Tage sagte er in Gegenwart aller Bekenner zu der nämlichen Person: »Morgen erscheine ich vor einem andern Richter und

werde Bürger eines andern Reiches.« Diese Rede gab allen heiligen Gefangenen eine noch höhere Begeisterung; sie sangen die ganze Nacht Lobgesänge Gottes und seines ewigen Sohnes Jesus Christus.

Damals beging der Kaiser die im Winter gewöhnliche Feier, die man Brumalien hieß, zu Ehren des Bacchus, des Weingottes, den die alten Römer auch Brumus genannt hatten. Dieß Fest beging jetzt dieser Fürst, der die Verehrung der heiligen Bilder als Abgötterei verwarf, und sich zugleich den auffallendsten abergläubischen Gebräuchen und sogar den abscheulichen Zauberkünsten ergab. Am vier und zwanzigsten November, als er sich mit den Brumalien, die allen Abscheu verdienen, am meisten beschäftigte, brachte man ihm die Nachricht, Stephanus von dem heiligen Auxentius habe das Prätorium in ein Kloster verwandelt, man bringe da die Nächte mit Singen der Psalme zu, und die Inwohner von Konstantinopel laufen schaarenweise hin, um ihn zu bewundern, und seinen Unterricht anzuhören. Da befahl der Kaiser gleich in seiner ersten Hitze, den Stephanus aus dem Gefängnisse zu führen und ihn hinzurichten an dem Orte, wo die Kirche des heiligen Märtyrers Maurus einst gestanden hatte. Diese Kirche war erst vor Kurzem geschleift, und in einen Richtplatz verwandelt worden.

Aber der Kaiser verfiel hernach in einen andern Gedanken, und sagte: »Was verlanget Stephanus wohl sehnlicher, als daß ihm der Kopf herabgeschlagen werde? Ich bin überzeugt, daß gerade dieses, seitdem er im Gefängnisse liegt, sein heissester Wunsch ist.« So sprach er, und befahl, man solle ihn gleichwohl in den Kerker zurückbringen.

Es waren zwei Männer am Hofe, die durch Rang

und Verstand sich unter den Höflingen auszeichneten. Sie waren Brüder. Die ließ er am Abende noch zu sich kommen und sprach zu ihnen: »Gehet in das Prätorium, besuchet in meinem Namen den Stephanus von dem Berge Auxentius, und sparet nichts, ihm meine Gewogenheit fühlbar zu machen Ich habe ihn von der Pforte des Todes zurückgezogen: er solle mir nun, wenigstens um dieser Gnade willen, Gehorsam erweisen. Aber nein, er wird es nicht thun; ich kenne die Härte und Unbiegsamkeit seines Kopfes. Er wird vielmehr in Lästerungen ausbrechen und sagen: wir seyen von der Kirche verflucht. Jedoch, sobald er sich dessen erkühnet, so behandelt ihn, wie er es verdienet, und versetzet ihm so viel Streiche, daß ihm gleich nach euerm Weggehen die Seele ausfahre.« —

Die zwei Brüder gingen ab, um den Befehl zu vollziehen. Allein, schon bei dem ersten Anblicke des heiligen Mannes wurden sie von so großer Ehrfurcht durchdrungen, daß sie sich ihm zu Füssen warfen, um sie zu küssen und seinen Segen zu begehren. Diese plötzliche Bekehrung ward der Kaiser bald inne: da lief er wie unsinnig aus seinem Gemache durch den ganzen Pallast; er sprang in den Vorhof und schrie: »Eilet mir zu Hülfe; man verräth mich, und es verläßt mich die ganze Welt!« Da kamen Hofleute in Menge herbei, und umgaben ihn. »Gehet weg von mir, sagte er zu ihnen, ich bin nimmer euer Kaiser; es ist ein anderer, dem man die Füße küßt, und zu dem man um Segen flehet. Ach, ist denn niemand mehr, der meine Befehle befolge? Soll nicht Ein getreuer Unterthan zu finden seyn, der meine Parthei ergreife, und dem Haupte der Abscheulichen, dem elenden Stephanus, das Leben nehme? Nach diesen Worten lief

ein Haufen Schmeichler hinaus, drang wüthend in den Kerker, und foderte unter Drohungen den Stephanus. Der Heilige war über das Glück dieses Tages zu innig erfreut, als daß er bei diesem Anblicke hätte erschrecken sollen. Er hatte von den Brüdern in Jesus, bereits Abschied genommen; auch hatte er seine ganze Mönchskleidung ausgezogen, weil er besorgte, sie möchte den Irrgläubigen nur zum Gespötte dienen; sein Gewand bestand blos in einem langen Unterkleide aus Thierhaut: und er unterhielt sich mit den übrigen Glaubensbekennern ganz ruhig von himmlischen Dingen. Mit jenem Muthe, den der Allmächtige den Seinigen giebt, stellte er sich selbst den Höflingen dar, und sprach zu ihnen nach dem Beispiele Dessen, für Den er sterben wollte: »Ich bin Stephanus, den Ihr suchet.« Mit Wuth warfen sie ihn zu Boden, banden Stricke an die Ketten, die er an den Füssen hatte, und schleppten ihn so auf die Gasse: und alle wetteiferten, auf ihn zu schlagen und ihn mit neuen Wunden zu belegen. Man führte ihn bei einem alten Bethhause der heiligen Theodora vorüber; der Heilige wollte da noch seinen Glauben durch eine fromme Verehrung an den Tag legen: da schrie ein gewisser Philomatus: »Sehet diesen Abscheulichen, er will als ein Märtyrer sterben.« Der Mensch lief, und holte irgendwo in der Nähe einen dicken Hacken; mit dem schlug er ihn so heftig auf das ehrwürdige Haupt, daß er sogleich den Geist aufgab.

Nun schwebt sein Geist am Throne
Anbethend vor dem Sohne,
Für dessen Bildniß er geglüht.
Das Bildniß ehrt die Liebe
Bis sättigt ihre Triebe
Des Hochgeliebten Gegenwart.

Wer dieses da nicht glaubet,
Dem sind bereits geraubet
Der Liebe Schwung und Innigkeit.

Jetzt lächeln Himmelsbürger
Dem Helden, der vom Würger
Für sie so viel gelitten hat.

Sie hatten ihm die Stärke
Erfleht, des Ketzers Werke
Zu widerlegen durch den Tod.

Ihn schmückend mit der Krone,
Führt zum bestimmten Throne
Ihn jetzt der ältre Stephanus.

Fast scheint er unzufrieden,
Als wär' er gern hienieden:
Es hat nicht Rast — sein liebend Herz.

Das Heil für den erbitten,
Durch welchen er gelitten,
Das möchte er so herzlich gern.

Nun fließt von Jesu Munde
Das Wort, und bringt ihm Kunde,
Was diesem bald geschehen soll:

„Er wird das Maaß erfüllen,
„Und seine Wuth nicht stillen;
„Er irret nicht, ihn führt der Stolz."

„Der fromm ein Bild zu ehren
„Verbot, den wird verzehren
„Die Pest und grauser Blattern Brand."

„Mit Blut unsinnig scherzen,
„Das konnte er; die Schmerzen
„Betäuben dann ihm fast den Sinn."

„Verzweifelnd wird er beben,
„Der jetzt in seinem Leben
„Sich wider Mich und euch erhebt."

„Entsetzlich wird er schreien:
„Wer kann mich jetzt befreien?
„Gebraten werd' ich lebend noch!"

„Den Heiligen zu flehen
„Verbot er, nun vergehen
„Soll hülflos er in Todesqual."

„Der Mörder von so vielen
„Soll doch zuvor schon fühlen
„Der Hölle Gluth, die nie erlischt."

Philomatus fiel sogleich nach der That zu Boden hin, schäumte und knirschte mit den Zähnen. Eine unerklärbare Krankheit befiel ihn, die ihn nicht mehr verließ, so lange er lebte. Man hörte nicht auf, den schon entseelten Leib des verklärten Märtyrers fortzuschleppen, bis seine Rippen ganz zerquetscht waren, sein weniges Fleisch und seine Glieder stückweise herabfielen, und seine Eingeweide auf den Boden rannen. Der sinnlose Pöbel schlug noch immer auf ihn. Der Kaiser befahl ausdrücklich, die Kinder sollen aus den öffentlichen Schulen kommen, um die Zahl der Wüthenden zu vergrößern. Wer sich weigerte, mitzumachen, ward als ein Feind des Kaisers erklärt. Endlich warf man den Leichnam in der Gegend, wo die Kirche des heiligen Pelagius gestanden, in einen tiefen Graben, der zum Begräbnisse der Uebelthäter bestimmt war.

Nach diesem entsetzlichen Schauspiele kehrten die Hofleute im Triumphe zurück, dem Kaiser den ganzen Hergang recht weidlich zu schildern. Er hatte aber auch so große Freude darüber, daß er sie an seiner Tafel sitzen ließ. Man erzählte immer wieder, und bei jedem Umstande, den sie anführten, brach er in

lautes Gelächter aus. Er ahnete wohl nicht, was für schwere Strafgerichte Gottes auf ihn harrten.

Die heilige Kirche vergleicht den Stephanus mit jenem Erzmärtyrer Stephanus, von dem uns die heilige Apostelgeschichte erzählt, und nennet ihn darum Stephanus den jüngern. Das römische Verzeichniß der Märtyrer und der Heiligen meldet seinen Namen am 28. November, und sagt: er habe die katholische Wahrheit durch Vergießung seines Blutes bekräftiget.

Im Manuskript eingesandt von Th. Nelk.

16.

Wunderbare Rettung aus Räuberhänden.

(Gott wacht über dir: vertrau auf Ihn!)

Johann Backer reiste von Zeist bei Uetrecht nach Neuwied. Er hatte eine beträchtliche Summe Geldes nebst Uhren und Juwelen bei sich. Zwischen Cleve und Köln führte ihn der Weg durch einen Meilen langen Wald, der damals äusserst unsicher war durch französische Marodirer, welche erst Tags zuvor einen reisenden Handwerksburschen ermordet hatten, wovon jedoch Backer nichts wußte. Er war etwa eine halbe Stunde in dem Walde gegangen, immer mit einem ungewöhnlichen Angstgefühl, von welchem er sich durch fromme Gedanken zu befreien suchte. Er erblickt jetzt einen Menschen hinter sich herkommen. Dieser sich

nähernd fragt: »wie spät es sey?« Indem Backer antwortet, springen drei andere aus dem Dickicht hervor und fordern ihm sein Geld ab. Er reicht ihnen seinen Geldbeutel. Sogleich fallen die Bösewichter über ihn her, reissen ihm Rock und Weste vom Leibe, und mißhandeln ihn aufs grausamste. Er bittet, fleht um Schonung seines Lebens, oder um zwei Minuten Frist, seine Seele Gott zu empfehlen, aber umsonst; die Räuber schleppen ihn drohend und fluchend mit Gewalt in das Dickicht hinein. — Während diesen Mißhandlungen sprangen zwei Reiter im Galopp heran; Backer selbst bemerkte sie nicht. Die Räuber aber wurden sie gewahr, und eilten mit der geraubten Geldbörse in den Wald. Die Reiter fanden den Unglücklichen halb ohnmächtig, nahmen seine Kleider auf ihre Pferde, und redeten ihm zu, so geschwind als er vermochte, mit ihnen zu laufen, um sein von der Todesangst erstarrtes Blut zu erwärmen. Er that, was er konnte, und erreichte mit seinen Befreiern das nächste Dorf, wo er zu dem Gutsherrn geführt wurde. Als dieser ihn erblickte, und von seinen Begleitern sein erfahrenes Unglück hörte, rief er überlaut mit großer Gemüthsbewegung; »Mein Herr, wahrlich, Sie sind ein Christ, und ein Liebling der göttlichen Obhut; denn hören Sie: Heute früh' als ich in meinem Garten spazierte, fühlte ich plötzlich einen unwiderstehlichen Drang, diese Männer in den Wald zu schicken, um den Räubern nachzuspüren, welche gestern den Schneider ermordet hatten. Ich wollte es bis auf den Nachmittag verschieben, allein eine folternde Angst überfiel mich; das Gesicht verging mir so, daß ich die Pflanzen in meinem Garten nicht mehr unterscheiden konnte. Ich eilte, um der Angst los zu werden, in

mein Haus; und kaum hatte ich die beiden Reiter abgefertigt, als der Friede in meine Seele zurückkehrte. Er nahm jetzt den zu Thränen gerührten Reisenden bei sich auf, und ließ ihn den Tag und die folgende Nacht aufs sorgfältigste verpflegen. Die Räuber wurden nachmals ergriffen, und erhielten ihre verdiente Strafe.

(Evangelical Magazine.)

17.

Schreckliche Erfüllung des sträflichen Wunsches eines Christusfeindes.

(Denn der Herr läßt Seiner nicht spotten.)

Ein frommer Geistlicher wurde kürzlich in irgend einem Lande, dessen Name hier nichts zur Sache thut, als Pfarrer angestellt. Fast einhellig hatte ihn die ganze Gemeinde dazu erwählt, und nur einige wenige waren dagegen gewesen, nicht wegen des Geistlichen selbst, sondern wegen seines bekannten Eifers, womit er gewissen Aergernissen zu steuern suchte. Besonders war unter seinen Gegnern Einer durch Bitterkeit ausgezeichnet; aber dieser konnte auch seinen herzlichen Haß gegen Alles, was Christenthum heißt, so wenig verbergen, daß er, wo nur irgend Gelegenheit war, laut und stark gegen solchen »Unsinn« sprach, wie er sich auszudrücken beliebte, und Hohn und Spott über die ergoß, die eine solche Lehre zu verkündigen, für ihre größte Ehre hielten. Einige Wochen vor der Ankunft

des Geistlichen sprach dieser Christusfeind mit seinen Nachbarn über den neuen Pfarrer, und wurde in seinen Worten so heftig, daß er sagte: »Ich wünsche, daß ich zuvor sterben möge, ehe der Pf. als Pfarrer hierher kömmt.« Und was geschah? Am Sonntage vor der Installation des neuen Pfarrers stand sein bitterer Feind noch frisch und gesund auf, und verrichtete seine gewöhnlichen Morgengeschäfte. Aber auf einmal wurde er wie von einer unsichtbaren Hand ergriffen; er konnte nicht mehr sprechen, verlor alle Empfindung, und lag auf's jämmerlichste da. In diesem elenden Zustande blieb er bis zum Mittwoch Morgens, wo der neue Pfarrer öffentlich eingesetzt werden sollte, und starb etwa zwei Stunden vor dem Anfange des Gottesdienstes, also gerade, wie er selbst seinen Tod gewünscht hatte. Der Zustand, in welchen der Unglückliche versetzt worden war, wurde ganz ungewöhnlich befunden; alle möglichen Versuche der Aerzte, zu helfen oder zu lindern, waren vergeblich gewesen; er war und blieb ohne Empfindung und hilflos bis zu dem Augenblick seines Todes.

18.

Adeline Mortier.

(Abermals ein Muster kindlicher Liebe.)

Mortier, ein Kaufmann zu Rheims, der alten königlichen Krönungsstadt in Frankreich, hatte acht Kinder, fünf Töchter und drei Söhne, auf deren Erziehung und Unterricht er alle Sorge verwendete. Be-

sonders lag ihm aber Adeline, seine älteste Tochter, am Herzen, welche eben so jungfräulich blühend, als hoffnungsvoll durch Herzensgüte und treffliche Verstandes-Anlagen war. Da so viel gewonnen ist, wenn die Erziehung der ältesten Tochter gelingt, weil sie der Mutter dann leicht in Besorgung der kleinern Geschwister an die Hand gehen kann, auch diese sich gern nach dem schönen Vorbilde der älteren Schwester richten, und auf diese Weise ihr nach und nach ähnlich werden können; so wendeten Vater und Mutter alle Mühe und Kosten an, um Adeline so auszubilden, daß sie ihren Geschwistern zum nachahmungswürdigen Muster dienen könnte; und die Erziehung gelang vollkommen. So wie Adeline durch ungeheuchelte Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch herzliche Liebe gegen die Eltern und Geschwister, und durch Vorzüge des Geistes und Herzens hervorleuchtete, eben so war sie auch ein seltenes Beispiel des Fleißes, der Ordnung, der Reinlichkeit und der Häuslichkeit; und die Eltern konnten die schönsten Hoffnungen für die Zukunft von ihr schöpfen.

Zufrieden und froh verlebte der Vater mehrere Jahre im Kreise seiner Familie, und suchte in demselben des Abends und in freien Stunden Erholung von den schweren Sorgen und Geschäften des Tages. Aber seine Ruhe wurde bitter gestört.

Zur Zeit der langwierigen Kriege, welche Frankreich mit den europäischen Mächten führte, stockte der Handel im Lande selbst, und die Noth stieg noch höher, als alle Verbindung mit England abgeschnitten wurde. Tausende der Einwohner verarmten, und dieses hatte auf den Handel einen so nachtheiligen Ein-

fluß, daß viele Kaufleute in große Verlegenheit kamen, und Bankerot machten.

Auf diese Art verlor Mortier ansehnliche Summen, und er war oft nicht im Stande, die Zahlungen für die Waaren, welche er von verschiedenen Handelsplätzen, besonders aber aus Paris bezogen hatte, zur bestimmten Zeit zu leisten. Er kam unverschuldet nach und nach stets mehr in Verlegenheit, da der Absatz an Waaren immer geringer wurde, und man ihn von allen Seiten mit gerichtlichen Klagen bedrohte.

Mit dem Bewußtseyn, daß er nicht durch eigene Schuld, sondern nur durch ungünstige Zeitumstände in diese bedrängte Lage gekommen sey, wollte er versuchen, seine Gläubiger in Paris, denen er die größern Summen schuldig war, zu einem freundschaftlichen Vergleiche zu bringen, daß sie noch einige Zeit Geduld hätten, und ihm längere Zahlungstermine gewährten. Er reiste also dahin, in der tröstlichen Hoffnung, daß sein unverschuldetes Unglück sie rühren werde, um so mehr, da seine zahlreiche Familie alle Rücksicht und Schonung verdiente.

Es gelang ihm auch, mehrere Gläubiger zu bewegen, daß sie ihm einen Theil der Schuld erließen, oder längere Termine machten, und versprachen auch fernerhin ihm Waaren auf Credit zu geben. Nur bei einem Kaufmanne, dem er eine große Summe schuldig war, und von dem er gleiche Schonung und Nachsicht um so eher hoffen konnte, da er sich mit den andern vorher schon freundschaftlich ausgeglichen hatte, waren alle noch so dringenden Bitten und Vorstellungen ohne Erfolg geblieben.

Dieser Mann war erst von einem treulosen Schuldner, dem er aus Gutherzigkeit eine ansehnliche Sum-

me anvertraut hatte, auf die schändlichste Art hintergangen, und durch diese schmerzliche Erfahrung so argwöhnisch geworden, daß er in seinem Unmuthe beschloß, in Zukunft mit allen seinen Schuldnern strenge, ja unerbittlich zu verfahren.

Er drang auf schnelle Bezahlung der Schuld, welche Mortier unmöglich leisten konnte; er drohte und sprach von Zwangsmitteln, und da Mortier immer die Unmöglichkeit, eine so große Summe zu bezahlen, vorstellte, ließ er ihn in das Schuldengefängniß führen.

Als diese betrübte Nachricht nach Rheims gelangte, wurde die ganze Familie des braven Mannes tief gebeugt, da sich kein Mittel, ihn aus dieser großen Verlegenheit zu retten fand.

Nur Gott, der immer die Unschuld beschützt, und dann mit seiner Hilfe am nächsten ist, wenn die Noth den höchsten Grad erreicht hat, konnte in dieser Bedrängniß helfen, und zu Ihm, dem Allmächtigen und Allgütigen, wendeten sich die Mutter und ihre Kinder mit der flehentlichen Bitte, daß Er sich ihres Vaters erbarmen möchte. Und Gott erhörte ihr kindliches Gebeth, und schickte ihnen einen rettenden Engel in der guten Tochter Adeline, welche den Vater und sie alle aus der großen Bedrängniß befreien sollte.

Von kindlicher Liebe gegen ihren guten Vater durchdrungen, wollte die zärtliche Tochter Alles, was sie besaß, ja ihr Leben selbst hingeben, um ihn aus der Gefangenschaft zu befreien. Mit Gott fing sie das große Werk an; und es gelang, weil das Unternehmen edel war.

Unter dem Vorwande, dem Vater Wäsche und Kleidungsstücke in das Gefängniß zu bringen, erhielt Adeline von der Mutter Erlaubniß, nach Paris zu

reisen; und da ein Freund des Hauses in wichtigen Angelegenheiten eben dahin ging, so gab er ihr gern einen Platz in seinem Wagen. Sie nahm heimlich Alles, was sie kostbares hatte, Schmuck, Uhr, Silbergeschmeide und ihr von mehreren Jahren her, erworbenes Spargeld mit.

Mit diesen ihren Habseligkeiten begab sich Adeline zu dem Kaufmanne, der so hart mit ihrem Vater verfahren war. Sie flehte ihn an um Schonung für ihren Vater, der um so mehr Nachsicht verdiente, da er unverschuldet in die Unmöglichkeit versetzt worden war, seine Gläubiger zu rechter Zeit zu befriedigen. »Haben Sie Mitleid,« sprach die gute Tochter — »mit meinem unglücklichen Vater, haben Sie Mitleid mit uns armen Kindern, denen Sie den Ernäher entreissen, wenn Sie unsern Vater noch länger im Gefängnisse zurückbehalten! Sie quälen und beschimpfen einen rechtschaffenen Mann, der, wenn die Zeitumstände zu seinem Vortheile sich ändern, Sie gewiß und redlich bezahlen wird.«

Die gute Tochter legte dann ihre mitgebrachten Kostbarkeiten und ihr Spargeld auf den Tisch hin, und fuhr mit Rührung fort: »Hier trage ich einen Theil der Schuld indessen für meinen unglücklichen Vater ab; es ist Alles, was ich besitze, und was ich mir lange Zeit hindurch erspart habe. Was noch daran fehlt, will ich in Ihrem Hause abverdienen. Ich gebe mich gern als Unterpfand für meinen Vater hin; weisen Sie mir nur einen Platz und Arbeiten an, die meinen Kräften und Kenntnissen angemessen sind, ich will Ihnen treu und mit Eifer dienen! Schenken Sie nur meinem Vater die Freiheit, geben Sie meinen Geschwistern ihren Ernährer und Erzieher wieder! Ich will in

Ihrem Dienste bleiben, bis mein Vater die Schuld abgetragen hat, und gern den Gehalt auf Abschlagszahlung zurücklassen, den Sie einem andern Dienstmädchen an meiner Stelle bezahlen würden. Sie werden sehen, wie sehr ich für Ihren Nutzen besorgt seyn werde; ich arbeite ja für meinen guten Vater, dem ich so viel zu danken habe!«

Dem Kaufmanne traten bey diesen Worten die Thränen in's Auge. »Brave Tochter!« — sprach er, — »Sie thun viel für Ihren Vater; er soll wieder frei seyn; aber Sie müssen einige Zeit in meinem Hause bleiben, damit ich Ihr vortreffliches Herz, und alle Ihre guten Eigenschaften näher kennen lerne. Sie sind ein Engel, den mir Gott sandte, um mich von einer Härte zurückzubringen, die ein verschmitzter Betrüger in mein Herz gepflanzt hat. Eilen Sie zu Ihrem Vater, um ihm seine Freiheit anzukündigen, aber kommen Sie bald wieder mit ihm zu mir zurück, um längere Zeit in meinem Hause zu verweilen!«

Wer kann die Freude der guten Tochter und die Rührung des Vaters beschreiben, als sie ihm seine Befreiung kund machte! Sie begaben sich sogleich zum Kaufmann zurück. »Ehe ich weiter von Abtragung der Schuld spreche,« — sagte dieser zu Mortier, — »muß ich Sie bitten, daß Sie mir erlauben, Ihre Tochter beim Wort zu nehmen. Sie hat sich für Ihre Freiheit verbürgt, und verbindlich gemacht, einige Zeit in meinem Hause zu verweilen; nicht aber als Dienstmädchen, wie sie sich angeboten hat, sondern als Freundin, mit der ich wichtige und gute Absichten habe. Hat sie die Probezeit bestanden, dann wollen wir sehen, wie Sie die Schuld am leichtesten abtragen können. Ihre Kostbarkeiten bleiben hier, vielleicht hat

Adelinde nicht mehr nöthig, dieselben wieder nach Hause zurückzubringen.« Adeline blieb zurück, der Vater reiste unter den Segenswünschen der guten Tochter wieder nach Hause, wo ihn die Seinigen mit herzlichen Umarmungen empfingen. Adelinens vortreffliche Eigenschaften zeigten sich in dem Hause des Kaufmannes, der von ihr gleich Anfangs eine hohe Meinung gefaßt hatte, im herrlichsten Glanze, und bald war sie wie ein Kind des Hauses allgemein geliebt, und von Allen hochgeachtet. Der Kaufmann lernte an ihr ein nach Geist und Herz gebildetes, arbeitsames, häusliches und bescheidenes Mädchen kennen, welches durch zuvorkommende Gefälligkeit und herzliche Gemüthlichkeit sich die Zuneigung aller Hausgenossen zu erwerben wußte.

Der Kaufmann hatte einen Sohn, den er eben als Handelsgesellschafter annehmen, und dem er eine brave Gattin geben wollte. Bei der ersten Unterredung mit Adelinen entsprang der Gedanke in ihm, die göttliche Vorsehung habe ihm dieses Mädchen ins Haus gesendet; denn er meinte, eine Tochter, die so viel für ihren Vater thue, müßte auch eine treffliche Gattin werden. Er behielt sie darum bei sich zurück, um genau zu erforschen, ob sie alle die guten Eigenschaften besitze, die er gleich Anfangs an ihr entdeckt zu haben glaubte, und er hatte sich in seiner Meinung nicht geirrt; vielmehr entdeckte er bei längerem Umgange mit Adelinen Vorzüge des Herzens, die sie ihm noch achtungs- und liebenswürdiger machten: und eben diese vortrefflichen Eigenschaften, durch welche sich Adeline eben so sehr, als durch ihre körperlichen Vorzüge auszeichnete, wirkten auf den Sohn so vortheilhaft, daß er in dem Besitze Adelinens sein größtes Glück zu fin-

den glaubte. Und da auch er ein wohlerzogener liebenswürdiger Jüngling war, so näherten sich ihre Herzen zusehends, welches der Vater mit stillem Vergnügen bemerkte.

Nach einem Monate waren Vater, Sohn und Adeline einig; die Verbindung ward beschlossen, zu welcher nur die Einwilligung von Adelinens Eltern fehlte, die auch bald erfolgte. In der sechsten Woche ward die Hochzeit gefeiert, und der Sohn und Adeline waren ein frohes Ehepaar, welches Gottes Gnade und der Segen der geliebten Eltern auf die weite Reise durchs Leben begleiteten. Nun war auch die verhängnißvolle Schuld, die Adelinens Vater ins Gefängniß, die Tochter aber in eine liebenswürdige Familie gebracht hatte, soviel als getilgt; denn von einer Bezahlung war keine Rede mehr; vielmehr unterstützte der brave Kaufmann jetzt Adelinens Schwiegervater, der ein sehr reicher Mann war, Herrn Mortier durch ansehnliche Summen, mit welchen er seine Gläubiger vollends befriedigen, und seinen Credit wieder herstellen konnte.

Als der beglückende Friede den Geschäften neues Leben gab, stand auch Mortier's Handlung in neuem Flore da. Aus zwei feindselig einander gegenüberstehenden Familien war durch herzliche Zuneigung nur Eine geworden. Adeline lebte mit ihrem Gatten sehr vergnügt, war geachtet als gute Hausfrau von Allen, die in ihre Nähe kamen, und ihre Eltern stellten sie ihren andern Kindern zum nachahmungswürdigen Muster dar, und priesen Gott, der ihr schweres Leiden zur hohen Freude gewendet, und ihnen in der guten Tochter einen Retter gegeben hatte. Adeline aber dankte ihren Eltern, daß sie ihr durch eine sorgfältige Erziehung jenes Glück bereitet hatten, welches sie mit

Dank gegen Gott, dem Geber alles Guten, froh zu genießen verstand.

N. N.

19.

Eine unbekannte Edle.

(Aber Gott, der Vergelter, kennet sie.)

B. N. in Z. verlor ihren Vater schon im neunten Jahre ihres Alters. Da dieser 23 Jahre lang blind war, und nichts verdienen konnte, so hinterließ er seiner Gattin und seinen vier Kindern nicht nur kein Vermögen, sondern auch eine Schuld von 80 Gulden, die nach seinem Tode verzinst werden mußte.

Der älteste Sohn, welcher ein Handwerk erlernte, ging nach seiner Lehrzeit in die Fremde, und ließ nichts mehr von sich hören. Der jüngere Sohn, so wie die beiden Töchter von neun und sieben Jahren, wurden ins Waisenhaus aufgenommen. Diese Töchter, besonders die ältere, erkannten bald den hilflosen Zustand ihrer Mutter; und da sie schon Stricken gelernt hatten, ehe sie ins Waisenhaus gekommen waren, so arbeiteten sie jetzt von Abends fünf Uhr an bis Nachts, während der Zeit sich andere Kinder durch allerlei Spiele unterhielten, für ihre Mutter, und konnten ihr aus dem Ertrage ihrer Arbeit schon im ersten Winter 23 Gulden bringen. Ueberdieß sparten sie täglich einen Theil ihres Brodes, und verkauften ihr Fleisch, welches Alles ihre Mutter erhielt, so daß diese nebst den

zwei Laiben Brod und den sechs Gulden, die sie monatlich aus der Armenpflege erhielt, ordentlich durchkommen konnte.

Die Empfindung, wir arbeiten für unsere Mutter, war für ihre Herzen so wohlthätig, als die angenehmste Erholung. Sie hatten einen so regen innern Trieb, ihrer Mutter durchzuhelfen, daß sie an den gewöhnlichen Arbeiten es nicht genug seyn ließen, sondern da die älteste einst von einem Mädchen Kränzchen von Papier für Leichter und Laternen verfertigen gelernt hatte, so machten sie noch viele Nächte hindurch solche Kränzchen, verkauften sie in der Stadt, und brachten dadurch in einem Winter ihrer Mutter 32 Gulden, welche für Hausmiethe und Holz verwendet wurden.

Als die ältere Tochter das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, wurde sie aus dem Waisenhause entlassen; die jüngere folgte zwei Jahre später nach. Beide kamen zu sehr wackern Leuten in Dienste; die ältere besonders ward wie das Kind im Hause gehalten. Sie bekam zwar im ersten Jahr ihren Lohn nicht an Geld, sondern an benöthigter Kleidung und Leinwand, und würde ausser Stande gewesen seyn, ihre Mutter zu unterstützen, wenn ihr nicht zwei kleine Erbschaften von 10 und 32 Gulden zu Theil geworden wären; auch schenkte ihre Herrschaft ihr alle Wochen einen Laib Brod und eine halbe Maaß Wein für ihre Mutter. Sechs Jahre blieb sie am gleichen Orte. Da sie aber den Keller einer Weinschenke zu besorgen hatte, und als Mädchen dabei vieler Versuchung ausgesetzt war, so verließ sie, um der Erhaltung ihrer Unschuld willen, das Haus ihrer guten Herrschaft, und ging zu zwei rechtschaffenen alten wohlhabenden Personen in Dienst. Dieses wurde von der göttlichen Vorsehung

also geleitet, damit sie Stärke erhielt, die drückenden Lasten, die ihrer warteten, zu ertragen. Denn die Mutter gewöhnte sich, ihrer Armuth ungeachtet, leider! an zu vieles Weintrinken, und der jüngere Bruder, der sich im Waisenhause brav verhalten hatte, kam zu einem Meister, um ein Handwerk zu lernen, der ihn in die Wirthshäuser mitnahm, wodurch er Hang zum Wein und Spiel bekam. Als Geselle heirathete er eine in Haushaltungskenntnissen unwissende Weibsperson, die ihm zwar 600 Gulden zubrachte, welche aber bald aufgingen; auch sank er bei seiner unthätigen, leichtsinnigen Lebensart nach wenigen Jahren so tief herab, daß er Schulden wegen sein Vaterland verließ. Seine Mutter mußte nun das von ihm hinterlassene Kind zu sich nehmen, weßhalb die Schwestern eine geraume Zeitlang wöchentlich einen Kronenthaler zu ihren Bedürfnissen gaben. Denn alle Verwandten und Bekannten schlugen dieser bedürftigen Person ihre Unterstützung ab, aus Besorgniß, sie würde das Geld zur Befriedigung ihres Hanges zum Trinken mißbrauchen, der so stark bei ihr über Hand genommen hatte, daß, wenn ihre Tochter ihr dagegen Vorstellungen machte, sie drohte, ins Wasser zu springen, und wirklich in einer Nacht davon lief, so daß ihre Tochter sie bis in die Mitternacht in der größten Herzensangst aufsuchte, endlich jedoch bei ihrer Schwester fand. Indessen ließ sich die gute Tochter durch dieß Alles nicht abhalten, sich ihrer Mutter nach all ihren Kräften anzunehmen.

Die Mutter bekam die Wassersucht, welche zuletzt auf einen so hohen Grad stieg, daß sie fürchtete, man werde sie in das Armen-Spital zur Verpflegung schicken. Sie bath daher ihre ältere Tochter inständig, es

nicht zu thun; und diese, welcher gerade wieder eine Erbschaft von 117 Gulden zugefallen war, versprach ihr solches, berief ihre Schwester aus ihrem Dienste zur Abwartung der Mutter, und ließ sie an nichts Mangel leiden. Zu Vermehrung ihrer Sorgfalt kam noch ihr jüngerer Bruder in die Stadt zurück, und hielt sich insgeheim bei ihr auf; damit er nun wieder arbeiten durfte, traf seine ältere Schwester mit seinen Gläubigern eine Uebereinkunft, wobei sie über 80 Gulden für ihn zahlte. Er blieb da bis an den Tod der Mutter, ohne Arbeit finden zu können, und so hatte diese für die Ihrigen sich in einem Alter von 24 Jahren aufopfernde Dienstmagd ihre kranke Mutter, zum Theil ihre Schwester, ihren Bruder und sein Kind zu erhalten. Ohne die Miethe von 30 Gulden und ohne andere aussergewöhnliche Ausgaben kostete sie diese Haushaltung ein halbes Jahr lang wöchentlich fünf Gulden. So groß auch diese Summe war, so ward ihr doch durchgeholfen. Es war im Winter. Wegen der Natur der Krankheit ihrer Mutter durfte man nicht heizen; dennoch eilte die gute Tochter alle andern Nächte, wenn sie den Tag über ihrem Dienste abgewartet hatte, hin, um bei ihrer Mutter zu wachen, und an ihrem Bette zu arbeiten; sie ward auch dadurch des Schlafes so entwöhnt, daß das Wachen sie späterhin wenig Anstrengung kostete. Selbst ihre Augen litten nicht bei diesen Nachtarbeiten.

Aber Gott schenkte ihr Gesundheit und Kräfte, solche fast übermenschliche Lasten zu tragen. Nur das Auftreiben des vielen Geldes zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse verursachte ihr den größten Druck. Manche Nacht wußte sie nicht, wo sie das Geld für die Bedürfnisse des folgenden Tages hernehmen wollte,

da sie ihre Herrschaft, die ihr schon viel Gutes gethan, aus Bescheidenheit nicht darum zu bitten wagte. Dann bethete sie aus dem Innersten ihres Herzens zu Gott, und immer erfuhr sie ganz unerwartet Hilfe. Sie wurde dadurch im Vertrauen auf Gott so sehr gestärkt, daß sie sich ganz Seiner Alles wohlmachenden Führung überließ. Ihr ganzes Vermögen war jetzt aufgeopfert, bis auf eine Halskette, die sie noch bis auf das Aeusserste zurück behalten hatte. Schon war ein halbes Klafter Holz bestellt, und morgen sollte Butter auf dem Markt gekauft, und diese Ausgaben aus dem Werthe der Halskette genommen werden. Aber, siehe! am Abend starb die Mutter, das bestellte Holz kam nicht, die Butter mußte nicht mehr gekauft, die Halskette nicht mehr verkauft werden, und so machte sie auch da die tröstende Erfahrung: »wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten.« Wie leicht war ihr jetzt ums Herz, daß sie ihre Mutter nicht in das Hospital hatte bringen lassen! Denn hätte sie es gethan, so würde sie geglaubt haben, dieß habe ihren Tod befördert, und dadurch würde die Freude über ihre Aufopferungen dahin gewesen seyn.

N. N.

20.

Federica Giordiani.

(Ein Beispiel edler Geschwisterliebe.)

Gegen Buonapartes siegreiche Schaaren kämpfte in den Ebenen von Cunno in Oberitalien auch Cajeta-

no Giordani (spr. Tschordani), ein hochherziger Lieutenant, Sohn eines verstorbenen Hauptmannes, der ausser ihm eine Gattin mit drei Töchtern hinterlassen hatte. Cajetano war der Trost und die Stütze seiner Mutter und Geschwister. Obgleich seine älteste Schwester Federica den mäßigen Gewinn, den sie von künstlichen Handarbeiten zog, gerne mit den Ihrigen theilte, so war doch er hauptsächtlich der Erhalter der ganzen Familie, deren Schicksal an seinem Leben zu hängen schien. Mit welcher Angst ihn deßwegen die Seinigen entließen, als er hinauszog zum Kampfe gegen die herandringenden Feinde, und nun allen Gefahren einer mörderischen Schlacht sich bloß stellte, läßt sich leicht denken. Federica besonders, die mit der zärtlichsten Schwesterliebe an ihm hing, überließ sich den traurigsten Besorgnissen und lauten Jammerklagen, während die Mutter noch ihre Fassung zu behaupten und den zagenden Töchtern Muth einzusprechen sich bemühte. Als aber die Schlacht vom Morgen bis zum Abend fortgewüthet hatte, und die Hoffnung einer frohen Entscheidung immer schwächer wurde, da stieg auch ihre Angst immer höher, und kaum vermochte sie noch durch immer erneuertes und immer dringenderes Gebeth gestärkt der Verzweiflung, die sich auch ihrer bemächtigen wollte, zu wehren.

Endlich kam das Geschrei: Die Schlacht sey verloren, und der größte Theil des Heeres, das gegen die Franzosen gekämpft hatte, entweder niedergemacht, oder gefangen genommen. Schon brach Federica, welche unter den verwundeten Kriegern, die nun in Menge in die Stadt gebracht wurden, vergebens nach ihrem Bruder spähte, in das Jammergeschrei aus: »Ach Mutter! Mutter! er ist todt, es ist nur zu gewiß, daß

er todt ist!« — als wirklich ein Soldat, der immer um Cajetan gewesen war, die Nachricht brachte, der junge Held sey an der Spitze der Seinigen geblieben, sein Arm sey durch einen Flintenschuß zerschmettert worden, und einer der Feinde habe ihm das Bajonet durch die Brust gestossen.

Er setzte hinzu, daß einige Soldaten, die ihn über Alles liebten, ihn vom Schlachtfelde wegzubringen gesucht hätten, sie wären aber von einem Theil der französischen Reiterei überfallen, und an ihrem Vorhaben verhindert worden.

Die ganze Familie und besonders Federica war über diese Nachricht ausser sich. »Hätten wir doch nur seine Leiche!« — jammerte sie — »daß wir sie begraben könnten! — aber so liegt er unter freiem Himmel den wilden Thieren zum Raube hingeworfen — großer Gott! ich darf ihn nicht ausdenken, den gräßlichen Gedanken. Und ach!« — setzte sie nach einigen Augenblicken hinzu: — »vielleicht ist er nicht einmal ganz todt, vielleicht ist noch Rettung möglich; ich muß gehen, und ihn suchen auf dem Schlachtfelde!«

Dieser Funke von Wahrscheinlichkeit belebte sie mit neuer Hoffnung, und weder das Zureden der Mutter, noch das Weinen der Geschwister, die sich an sie hingen, konnte sie abhalten. Sie riß sich mit Gewalt los, und eilte dem Schlachtfelde zu. Ein französischer Offizier hielt sie an; zu seinen Füssen kniend, trug sie ihm ihre Bitte vor, und er war menschlich genug, sie ihr nicht abzuschlagen; ja er begleitete sie unter einer Bedeckung von seinen Leuten zur Wahlstatt.

Mit bebendem Herzen überblickte sie hier die grauenvollen Scenen, die sich ihrem Auge darboten. Halbentseelte Körper lagen da mit offenen Wunden über-

deckt, von denen die Elenden, welche den Armeen nachziehen, und den Krieg noch schrecklicher machen, die blutigen Kleider abzogen. Ganze Haufen menschlicher Wesen von den Händen ihrer Mitgeschöpfe zermetzelt, durchdrangen ihre Seele mit Schauder, so daß sie mehr als einmal der Ohnmacht nahe war. Aber ihr Bruder unter ihnen, vielleicht gerade jetzt mit dem Tode ringend; vielleicht in einem Zustande, in welchem durch ihre Dazwischenkunft noch Rettung möglich wäre, dieser Gedanke erneuerte von Zeit zu Zeit ihre schwindenden Kräfte; und das immer mehr und mehr erwachende Mitleid ihres menschenfreundlichen Begleiters machte diesen unermüdet, ihr beizustehen.

Sie hatten indeß bereits einen großen Theil des blutigen Schlachtfeldes lange vergebens durchgesucht; und ihr Beschützer stellte ihr schon vor, daß sie sich und ihrer Gesundheit schaden würde, ohne ihrem Bruder durch ihre allzugroße Zärtlichkeit im Geringsten nützen zu können. Es war schon tief in der Nacht, aber der Mond schien sehr hell, und als der französische Offizier ihr nur noch zehn Minuten länger zugestand, die Leiche ihres Bruders zu suchen, da fielen die Strahlen des Mondes nicht weit von ihr auf etwas weißes, welches ganz ungemein glänzte. Ein geheimer Trieb machte, daß sie es sogleich aufnahm. Es war ein halber Hemdärmel, und in demselben steckte ein brillantner Knopf, der ehedem ihrem Vater gehört hatte, und nach dessen Tode an den Bruder gekommen war.

Dieses, ihr so wohl bekannte Familienstückchen überzeugte freilich Federica von der traurigen Wahrheit, daß ihr geliebter Bruder mit unter den Todten sey; aber es belebte sie auch wieder mit der Hoffnung,

seinen Leichnam, vermuthlich hier in der Nähe, aufzufinden. Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, und endlich entdeckte sie halb entstellt von dem Blute, das aus seinem, über das Gesicht geschlagenen Arm geflossen war, jene ihr nur allzubekannten, theuren Gesichtszüge.

Und nun brach ihr bisher dumpfer Schmerz in lautes Geschrei und Wehklagen aus. Sie stürzte zur Erde, redete den Leichnam an, und schwur in der Wildheit ihres Schmerzes, sie wolle nie wieder von dem Flecke aufstehen, wo sie lag, sondern ihm zur Seite sterben. Der junge Offizier war menschlich genug, mit den ersten Ausbrüchen ihres Gefühls Nachsicht zu haben. Allmählich suchte er sie zu beruhigen und ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst und ihre Gesundheit zu lenken.

Jetzt aber hatte sich ein anderer Gedanke ihrer bemeistert. Sie behauptete Kajetano sey noch nicht todt. Sie fühle sein Herz noch schlagen, und wenn sie bei ihm bliebe, und über ihn wache, werde er sich schon wieder erholen. Sie legte ihre Hand dicht auf seinen Mund, und bildete sich ein, er athme noch, obgleich ganz schwach. Ihr edelmüthiger Begleiter, der Alles, was sie sagte, dem Wahnsinne ihres Schmerzes zuschrieb, that doch, als ob er es für möglich hielt; und als sie ihn dringend darum bath, untersuchte er selbst den scheinbar Gestorbenen, und glaubte voll Erstaunen und Freude, wirklich noch ein schwaches Herzklopfen zu fühlen, und an dem Körper noch nicht die völlige Todeskälte zu bemerken. Er versprach ihr daher, er wolle den Körper durch seine Leute in ihre Wohnung bringen lassen, damit ihn dort ein Wundarzt besichtigen könne. Und wenn dann, wie er freilich fürchte, keine

weitere Hoffnung zum Wiederaufleben übrig wäre, so habe sie doch ihres Bruders Leiche, daß sie ihn beerdigen könne.

Federica vergoß Thränen der reinsten Dankbarkeit. Aber Niemand durfte den Körper ihres Bruders anrühren. Sie selbst hob ihn auf. Schwesterliebe gab ihr Riesenstärke, und so trug sie ihren leblosen Bruder vom Schlachtfelde in die Stadt. Der tiefste Schmerz erschütterte Mutter und Geschwister, als sie Federica mit dem todten Bruder in den Armen in die Stube treten sahen. Sie schien für all' das keinen Sinn zu haben, legte ihren Bruder so sanft als möglich auf ihr Bette, und eilte fort zu einem Wundarzt. Er erschien. Sie wusch ihrem Bruder das Gesicht ab, und der Wundarzt untersuchte die Wunden, und erklärte zu Federicas und der Mutter Freude, daß sie zwar an und für sich nicht tödtlich seyen, aber der starke Blutverlust, setzte er sogleich hinzu, läßt nur wenig Hoffnung für sein Leben.

Er verband indessen die Wunden sorgfältig, und durch viele angewandte Mittel und Stärkungen gelang es endlich, Kajetanos Lebensgeister zu sammeln; doch lag er beständig in einem todesähnlichen Schlummer.

Erst am dritten Tage wollte der Wundarzt zur Einrichtung des gebrochenen Armes schreiten, weil er glaubte, der Kranke sey jetzt noch zu solch' einer schmerzhaften Operation zu schwach, und würde sein Leben unter den Schmerzen aushauchen.

Federica kam nicht von ihres Bruders Bette, Tag und Nacht wachte sie mit äusserster Sorgfalt über ihm, stärkte ihn, und brachte es so weit durch ihre unverdrossenen Bemühungen, daß er am andern Tage sie und die Seinigen wieder erkannte. Am dritten

Tage schritt der Wundarzt wirklich zur Einrichtung des Armes. Unter großen Schmerzen gelang dieselbe. Federica hatte einiges Andenken von Werth von ihrer Pathin erhalten. Mit Freuden gab sie es dem Wundarzt, als ihr dieser am fünfzehnten Tage die Nachricht gab, ihr Bruder sey ausser aller Gefahr. Freilich mußte er noch einige Monate das Bett hüten, und in der Folge den Arm eine Zeitlang in der Binde tragen. Aber die edle Federica hatte ihm doch sein Leben gerettet. Sie arbeitete Tag und Nacht für ihre Familie, und wartete und pflegte mit bewundernswürdiger Geduld ihren kranken Bruder.

Das gewöhnliche Loos der Krieger, die im Dienste für ihr Vaterland ihre Gesundheit und ihre besten Lebenskräfte aufopferten, ist Abschied. Ach! dieser ward nun auch dem muthigen Giordani, dessen Vater dem Vaterlande lange treu und redlich gedient, der selbst sein Leben kühn für dasselbe gewagt hatte, und den, so zu sagen, ein Wunder vom augenscheinlichen Tode rettete. Vergebens flehten Mutter und Tochter um eine Pension für den tapfern Krieger, der seinem Vaterlande Alles aufgeopfert hatte. Vertröstungen, Entschuldigungen, daß die Landeskasse gegenwärtig erschöpft sey, waren die Antworten, die sie erhielten. Giordani hatte niemals um Gnadenlohn angehalten, dazu war sein kriegerischer Charakter zu stolz.

Federica war es allein, die jetzt durch ihr Nähen und Sticken die ganze Familie erhielt. Aber die dem Kriege folgende Theurung, der gänzliche Mangel, welcher sich überall verbreitete, erschwerte ihr das Leben sehr, und bald stockte ihr Verdienst. Stumme Verzweiflung nagte an Giordani, der seinen Arm zu nichts brauchen konnte, und sich durch die Hand seiner

Schwester ernähren lassen mußte. Die kleinen Geschwister schrieen nach Brod, die Mutter rang die abgezehrten Hände. Vergebens hatte sie bey ihren vornehmen und reichen Freunden um eine auch nur geringe Unterstützung nachgesucht — vergebens ihnen mit Thränen ihre große Noth vorgestellt. Man hatte sie kalt von der Thüre gewiesen, oder höchstens dem Scheine nach theilnehmend sich mit eigener Noth entschuldigt.

Bei ihrer Zuhausekunft ergoß sich ihr Herz in bittern Klagen gegen ihre Tochter Federica. Liebevoll, mit der Miene eines tröstenden Engels, wendete sich diese zu ihrer Mutter, blickte sie lange mit stillem Nachdenken an, und sagte: »Was bettelst Du, liebe Mutter, bei herzlosen Menschen? Wo bleibt denn Dein Glaube an Gottes Barmherzigkeit? Du hast mich immer getröstet mit Deinem Vertrauen auf jene allwaltende Vorsicht. Dein Trost beruhigte mich in meiner Verzweiflung — und Du vergißt das Kapital, das mir Gottes Güte unveräußerlich schenkte, um euch Alle zu ernähren? Segne unsern Vater, segne ihn, daß er mich zu so vielem Guten erziehen ließ! Hast Du vergessen, daß er meine von Gott mir geschenkte melodische Stimme ausbilden, und daß er mich das Klavierspielen lernen ließ? damals freilich blos als Nebensache, zur Unterhaltung in müßigen Stunden der Erholung. Meine ausserordentliche Neigung zur Musik erhob mich bald über das Mittelmäßige auf dem Instrumente und im Gesange. Das, was ich damals zum Vergnügen lernte, soll uns jetzt Brod schaffen. Es kann uns nicht fehlen. Wir reisen nach Deutschland, dort werden Talente geschätzt und ermuntert — dort finden sich Beschützer der schönen Künste.« — Einstimmig, mit dem gerührtesten Danke nahm die Fa-

milie den Vorschlag an, und ohne Schmerz verließ Kajetano mit Mutter und Geschwister, sein undankbares Vaterland. Federica's melodischer Gesang und ihr ausserordentlich fertiges Klavierspielen erwarb ihr überall den ungetheiltesten Beifall, wo sie als reisende Virtuosin Conzerte gab. Die Mutter saß gewöhnlich an der Kasse, und Federica nahm nichts von den Einnahmen, sondern ließ Alles ihrer Mutter. Sie kamen nach Wien; hier hatte sie das Glück, von Oesterreichs Monarchen gehört und bewundert zu werden. Und als der Kaiser vollends die Geschichte der unglücklichen Familie erfuhr, ward er bis zu Thränen von Federicas Edelmuth gerührt, und setzte der Mutter und dem Sohne eine Pension aus. Die zwey jüngern Mädchen ließ er in eine Erziehungsanstalt bringen, und Federica zog sich in ein Nonnenkloster zurück.

21.

Die Geschichte eines Ducaten.

(Sieh da — auch eine Geldmünze als Dienerin Gottes.)

Was ich hier erzähle, hat mir einer meiner genauesten und innigsten Freunde erst mündlich, und dann auf mein Ersuchen auch schriftlich mitgetheilt. Seine schriftliche Erzählung hat zur Ueberschrift die Worte aus Tobias 12, 8. Gottes Werk soll man herrlich preisen und offenbaren. Denn augenscheinlich war es Gottes- und nicht Menschenwerk, daß die Goldmünze, deren Geschichte hier erzählt werden soll,

gerade an den Mann kam, der sie bedurfte, aber ohne die besondere göttliche Fügung nie bekommen hätte.

Mein Freund nämlich besuchte an einem schönen Sommermorgen die öffentlichen gar anmuthigen Spaziergänge um seine Vaterstadt, und ließ sich hier im Schatten wilder Kastanien auf einer Ruhebank nieder, die er mir nachher selbst gezeigt hat. Der heitere, warme Morgen hatte auch ein altes, reinlich gekleidetes Mütterchen aus der Stadt gelockt; sie wankte daher, und setzte sich ihm gegenüber auf einen andern Ruhesitz. Nicht lange hatte sie da gesessen, so kamen schnellen Schrittes zwei junge Frauenzimmer vorüber. Die Eine machte beim Anblicke des Mütterchens Halt, that einige Fragen an sie und schenkte dann der vier und neunzig jährigen Alten einiges Geld. Da mein Freund sah, daß das Mütterchen diese Gabe annahm, so dachte er, gutem Beispiele müsse man folgen, und brachte der Alten eine Silbermünze, die er auf seiner Ruhebank aus dem Beutel genommen hatte. Zugleich verließ er jetzt die Spaziergänge, weil die Mittagsstunde geschlagen hatte.

Zwei Stunden nachher, da er etwas zu bezahlen hatte, machte er die Entdeckung, daß in seinem Beutel ein Ducaten fehlte, und konnte nichts anders als vermuthen, daß ihm diese Goldmünze wohl entfallen seyn möchte, als er eine Gabe für das Mütterchen aus dem Beutel genommen hätte; wie sich dieß denn wirklich so verhielt. Er eilte daher zu seiner Ruhebank zurück, aber da er diese bereits mit Mägden und Kindern besetzt fand, so gab er die Hoffnung auf, seinen Ducaten je wieder zu bekommen, und bath, nach Hause gehend, Gott recht herzlich um die Gnade, daß dieß Geld doch einem Bedürftigen zugewendet werden möchte.

Zwei Tage darauf las er in den öffentlichen Anzeigen: »Es habe jemand bei jener Ruhebank unter den Kastanien einen Ducaten verloren; der redliche Finder werde gebethen, solchen gegen ein Douceur auf dem Comtoir des Anzeigers zurück zu erstatten.« — Ein Ducaten bei eben jener Ruhebank verloren, könnte, dachte er, kein anderer seyn, als seine Goldmünze, und so war es auch wirklich; aber da er selbst ihn verloren hatte, so hätte es in der Anzeige ja lauten sollen: es sey ein Ducaten gefunden worden, und könne im Comtoire des Anzeigers wieder abgeholt werden. Doch fiel ihm ein, daß der redliche Finder mit dieser Art seinen Fund bekannt zu machen, vielleicht nichts anderes gewollt habe, als den wahren Eigenthümer desto sicherer zu entdecken, indem eine solche Anzeige wohl denjenigen, der ihn wirklich verloren habe, einladen könne, sich im Comtoire zu erkundigen, aber keinen andern bewegen, sich blos vorgeblich als Eigenthümer zu melden. Er verfügte sich daher sogleich auf das Zeitungsbüreau und erkundigte sich, wer jene Anzeige habe einrücken lassen. Ein gewisser Valentin Orb, hieß es, und er logiere im goldenen Löwen. Aber als er dann in diesem Gasthofe nach einem gewissen Valentin Orb fragte, versicherte ihn die Wirthin, daß keiner dieses Namens bei ihr logiere: doch, setzte sie nach einem Augenblicke Besinnung hinzu, ist es vielleicht der junge Mensch, der zwei Treppen hoch wohnt, aber so eben ausgegangen ist. Wohl möglich, dachte mein Freund auch, hinterließ der Wirthin die Anzeige seiner Wohnung, mit dem Auftrage, den jungen Menschen zu ihm zu bescheiden, sobald er nach Hause käme. Sie that es; ein freundlicher, einfach gekleideter Jüngling erschien bei ihm, aber er hieß nicht Valen-

tin Orb, sondern L . . . n. Auch hatte er weder etwas gefunden noch verloren, und war nach dieser großen Handelsstadt gekommen, um eine Stelle auf einem Comtoire zu finden; weil ihm das aber bis dahin nicht gelungen war, so dachte er morgen abzureisen und sein Glück in Mainz zu versuchen. Mein Freund entschuldigte sich daher bei dem lieben jungen Menschen, daß er ihm bei der großen Hitze einen so weiten Weg umsonst gemacht habe, aber der Jüngling versicherte, daß das ganz und gar nichts zu sagen hätte, und schied so freundlich, als er gekommen war.

Sogleich begab sich nun der Erzähler zum zweiten Male auf das Anzeige-Comtoir, um den Secretair zu fragen, ob er ihm nicht vielleicht eine falsche Addresse gegeben habe, denn im goldenen Löwen sey kein Valentin Orb zu finden. »Nein,« antwortete der Secretair, »die Addresse ist die richtige, aber die Frage ist, ob Sie in dem rechten goldenen Löwen gewesen sind, denn es giebt hier drei Häuser mit diesem Schilde.« Auf diesen Bescheid ermangelte mein Freund nicht, ungesäumt auch in den zwei andern goldenen Löwen seinen Valentin Orb aufzusuchen, aber so wenig er ihn in dem ersten gefunden hatte, fand er ihn in diesen beiden andern. Was er jetzt nach diesen abermaligen vergebenen Bemühungen dachte, hätte unter solchen Umständen vielleicht jeder Andere gedacht, nämlich, daß Jemand seinen verlornen Ducaten wirklich gefunden habe, aber nicht nur so unredlich sey, ihn nicht zurück erstatten zu wollen, sondern auch boshaft genug, um den rechtmässigen Eigenthümer mit jener Anzeige in den öffentlichen Blättern obendrein noch zum Besten zu haben und ihm vergebliche Gänge zu machen. Aber zum Glücke war es doch ganz anders!

Keine solche Bosheit eines unredlichen Finders, sondern blos eine übel angebrachte und unbesonnene Schäckerei von zwei Personen, die um den Fund wußten, hatte jene wunderliche Aussage veranlaßt, wie mein Freund jetzt sogleich erfuhr, und es zu desto größerer Freude erfuhr, als es ihm klar wurde, daß ohne diesen elenden Spaß sein verlorner Ducate nicht an den Mann gekommen wäre, der ihn nothwendig brauchte, nämlich nicht an jenen freundlichen jungen Menschen; denn diesen würde er ja nicht kennen gelernt haben, wenn er nicht durch die falsche Anzeige in der Zeitung zu ihm in den April geschickt worden wäre. Die Sache verhielt sich nämlich so:

Mein Freund ging zum dritten Male auf das Anzeige-Comtoir, jetzt in der Absicht, seinen gerechten Unwillen über ein so boshaftes Verfahren in einem kurzen, den öffentlichen Blättern einzurückenden Aufsatze auszulassen. Schon hatte er die Feder in der Hand, als ein Mann etwas furchtsam hereintrat, und sich erkundigte, ob noch Niemand dem verlornen Ducaten nachgefragt habe? Diesen Mann fragte nun mein Freund sogleich mit ernster Miene, wer ihn geschickt habe? »Zwei junge Herren auf dem Comtoire des Herrn Tr . . .,« antwortete der Mann etwas kleinlaut. »Nun wenn das ist, so gehe ich mit,« sagte mein Freund, und folgte dem Manne auf das Comtoir des Herrn Tr . . ., der überdieß sein Wandnachbar war und noch ist. Herr Tr . . . selbst war nicht zu Hause, aber ein junger Mann trat hervor, und sagte in großer Verlegenheit, er hoffe ihm wegen des Ducaten bald gute Nachricht geben zu können. Jetzt wußte mein Freund, wie er daran war, und konnte es nicht unterlassen, seinen Unwillen über einen solchen

Muthwillen an den Tag zu legen. Während er dieß that, erschien sein guter Nachbar, Herr Tr . . . selbst im Comtoire, und diesem wurde jetzt der ganze Vorfall erzählt. Herr Tr . . . drang in seinen Diener, die lautere Wahrheit zu sagen, und so kam es heraus, daß der hier anwesende Buchhalter vor Tische spazieren gegangen war, sich gegen seine Gewohnheit auf eine Ruhebank gesetzt, und hier einen Ducaten gefunden hatte. Von diesem Funde hatte er seinen Mitarbeitern auf dem Comtoire gleich nach seiner Rückkunft erzählt, und dabei geäussert, daß er ihn in dem Anzeigeblatte nicht bekannt machen wollte, weil der Eigenthümer ohne Zweifel selbst durch eben dieß Blatt den redlichen Finder zur Zurückerstattung des Ducaten auffordern würde. Allein seine muthwilligen jungen Mitarbeiter hatten sichs einkommen lassen, ihren Spaß mit ihm zu treiben, hatten in dem öffentlichen Blatt statt eines gefundenen einen verlornen Ducaten angezeigt, und damit der Buchhalter nicht unter ihre Schäckerei käme, die Addresse: Valentin Orb im goldenen Löwen erdichtet.

Mein Freund empfing also jetzt seinen Ducaten wieder, aber da es ihm vorkam, als sollte dieß Geld nicht mehr ihm, sondern den Bedürftigen gehören, so bath er seinen lieben Nachbar, den Ducaten dem Armenfond seiner Gemeinde zuzustellen. Allein sonderbar! Herr Tr . . . wollte das nicht, sondern wünschte, der Geber möge es lieber selbst thun. In der That war dieser Ducaten auch nicht für diesen Armenfond bestimmt; denn kaum hatte mein Freund sein Zimmer wieder betreten, als ihm auf einmal jener freundliche junge Mensch einfiel. »Ha,« sprach er, »der wird wohl der Mann seyn, dem der Ducaten zu-

kommt,« und eilte sogleich zum goldenen Löwen hin. Er fand aber den guten Jüngling wieder nicht zu Hause, und empfahl nun, weil es schon spät am Abend war, der Wirthin des Gasthauses, den jungen Mann zu bitten, daß er doch morgen vor seiner Abreise ja noch einmal zu ihm kommen möchte. Der Jüngling stellte sich schon früh ein, und wollte in einer Stunde nach Mainz abreisen. Mein Freund hieß ihn auf eine liebreiche Art willkommen, und sagte, seine Hand ergreifend: »Ich glaube, lieber junger Mann, es sey Ihnen ein Geschenk bestimmt, von Dem, der für uns Alle so treulich sorget! Hier ist ein Ducaten, den ich verloren und auf eine sonderbare Weise wieder gefunden habe. Ich zweifle nicht, daß er für Sie bestimmt ist; nehmen Sie ihn hin, Sie empfangen ihn nicht von mir, sondern von unserm Vater im Himmel!« — Eine liebliche Röthe überzog das Gesicht des Jünglings. Freudenthränen glänzten in seinen hellen Augen; er wollte die Hand des Gebers küssen, und sprach in freudiger Rührung. »Ach, ich fühle, welche liebreiche Hand über mir waltet! So eben habe ich meinen letzten Thaler gewechselt! Vierzehn Tage war ich hier und mühete mich umsonst ab, einen Platz auf einem Comtoire zu finden. Heute denke ich zu Schiffe nach Mainz abzureisen, und welche Last ist mir nun vom Herzen genommen! Ich gehe, aber ich gehe nun getrost. Ich bin der Sohn einer armen Wittwe aus H. M. Meine Mutter hat ausser mir noch sechs Kinder zu ernähren; sie hat mir von ihrem Ersparten mitgegeben, was sie konnte, und dieß hat nun gerade so weit gereicht. Für das Uebrige wird der Barmherzige sorgen.«

Ihm geschah, wie er geglaubt hatte. Der in Gott

freudig gewordene Jüngling fand in Mainz wirklich einen Platz, wie er ihn suchte, und theilte die Nachricht davon meinem Freunde in einem Briefe mit, der von Neuem sein rechtschaffenes Herz bezeugte.

N. N.

22.

Pierre Montagne, ein Perückenmacher.

(Ein seltenes Beispiel von Nächstenliebe.)

Ein Perückenmacher zu St. Remi in der Provence wurde auf beiden Augen blind. Da er nicht im Stande war sein Handwerk weiter fortzutreiben, auch sonst nichts zu verdienen wußte, so fühlte er sich selbst, seine Frau und ein Häufchen Kinder der äussersten Dürftigkeit und allen fürchterlichen Folgen derselben ausgesetzt. Einer von seinen Mitbrüdern, Pierre Montagne, ward von seiner Lage gerührt, und ohnerachtet er vorher, weder in Ansehung des Interesses, noch durch genaue Freundschaft mit dem unglücklichen Blinden, in einiger Verbindung gestanden hatte, entschloß er sich doch jetzt alle Kunden desselben zu übernehmen. Länger als ein Jahr, bis zum Tode des armen Unglücklichen besorgte er sie als seine eigenen Kunden, legte ihm von der Einnahme die genaueste Rechenschaft ab, und ohne es müde zu werden, ernährte er die ganze Familie mit seiner Hände Arbeit, obschon er selbst Frau und Kinder hatte. Alles, was ihn bei

seiner edlen That beunruhigte, war dieß, daß man ihn deßwegen lobte; so natürlich und pflichtmäßig dünkte sie ihm.

W. M. in B.

23.

Die großmüthige Erblasserin.

(Noch seltneres Beispiel hochherzigen Zartgefühls.)

Die Marquisin von Villacerf wollte sich zur Ader lassen, und nahm dazu einen der berühmtesten Wundärzte in Paris. Aber dieser sonst so geschickte Mann war dießmal so unglücklich, daß er ihr eine Schlagader entzweischnitt. Nach einigen Tagen schlug der Brand dazu, und es war nichts übrig, als der armen Dame die Hand abzunehmen. Auch diese Operation mißglückte dem Wundarzt, und sie lief so gefährlich ab, daß sie der Marquisin bald das Leben kostete. Auf dem Sterbebette machte die Edle ein Testament, worin sie ihrem unglücklichen Wundarzt einen lebenslänglichen Gnadengehalt vermachte, mit dem Beisatz: »Ich vermache dem Chirurgus deßwegen dieses Jahrgehalt, weil ich zum Voraus sehe, daß das Unglück, das mir seine Unvorsichtigkeit verursacht hat, ihn künftig um Kredit und Kunden bringen wird. Wovon sollte denn der arme Mann leben?«

(Der englische Zuschauer.)

24.

Bereuete Härte gegen den Nothleidenden.

(Die Reue kann zwar die Sünde nicht ungeschehen machen: erwirkt aber dennoch Verzeihung derselben.)

Eine arme Frau zu Dungannon in Irland kam in Noth, und ihre hungernden Kinder schrien nach Brod. Weinend ging die Arme zu einer Mehlhändlerin, und trug ihr ihre alten abgetragenen Kleidungsstücke hin, als Versatz, bis sie das Mehl, das sie borgen wollte, bezahlen könnte. Die Mehlhändlerin fand die Sachen keine zwei Groschen werth, und ließ sie ohne Mehl wieder nach Haus gehen; aber da sie zum Nachdenken darüber kam, gereuete sie ihre Härte, und Mitleid mit dem Jammer der Unglücklichen regte sich in ihrem Herzen; aber nun war es zu spät, die Unglückliche war weg. Als der Mann des Abends nach Hause kam, erzählte sie ihm klagend, was sie gethan hatte. Dieser machte sich eilends auf, und ging mit einem Brode nach dem Hause der Armen. —

Welch ein Anblick des Elendes! — Die verhungerte Mutter lag todt hingestreckt auf einer Bank; drei kleine nackte Kinder standen weinend und heulend um sie; eines hing an ihrer Brust und sog vergebens Nahrung aus der versiegten Quelle. Wie versteinert stand der Mann da! Als er von seiner Bestürzung zurückgekommen war, theilte er sein Brod unter die Kleinen aus, nahm den schmachtenden Säugling auf die Arme und die drei andern Waisen mußten ihm folgen. So ging er zu seiner Frau. Seine Erzählung machte sie untröstlich. O, was hätte sie nun nicht gethan, um

Geschehenes ungeschehen zu machen! Aber keine thatenlose Reue war es, was sie empfand. Sie nahm die vier Unmündigen zu sich, und wurde ihre Mutter.

W. M. in B.

25.

Gerade so viel Hilfe als Noth.

(Und an dieser läßt es der Vater im Himmel nie mangeln.)

Ein junger Bauerssohn nährte frühzeitig wahre Bruderliebe in seinem Herzen. Wohlthun leidenden Mitmenschen — wurde seine Lust, aber nur Schärflein hatte er zu geben, und noch diese mußte er sich selbst abdarben, wenn er geben wollte. Sein Vater hielt ihn genau, und so oft er auf den Markt in die Stadt mußte, durfte er nicht mehr als einen Batzen verzehren. Aber der edle Jüngling verzehrte ihn nie; an seinem Munde sparte er die Kreuzer ab, und legte sie dem dürftigen Bruder zurück. Er sparte, und sparte so lange zusammen, bis ein Gulden bei einander war. Da hatte er nun ein Pfund, womit zu wuchern war! Dieß jetzt zu thun, und nicht mehr dazu zu sparen, drang ihn auf einmal das Herz; aber wie er's thun sollte, überließ er im Gebethe dem Lenker der Herzen und dem Kenner der Noth. Er bath seinen Vater, ihm einen Spaziergang zu erlauben, erhielt die Erlaubniß und ging gedankenvoll auf einen Steg zu. Hier schwebt ihm die Armuth einer ihm bekannten Familie vor Augen, und zu der fühlt' er sein Herz be-

sonders hingezogen. Aber es war ein Gulden, den er anzulegen hatte, ein langsam zusammengesparter Gulden! So viel hatte er lange nicht wieder zu geben; ganz besonders wünschte er also, daß seiner Gabe der himmlische Segen zu Theil würde. Noch zweifelte er, wie er's damit machen sollte, als auf einmal die Hausmutter jener Familie auf dem Stege zu ihm stieß. Flehentlich redet sie ihn an, stellt ihm ihre dringende Noth vor, bittend ihr doch dießmal die Hilfe nicht zu versagen, wenn er Hilfe hätte und wüßte. Nur leihen möge er das nöthige Geld, wenn er könne. »Wie viel denn?« fragt er. »Einen Gulden!« antwortet sie. »Nun, den habt ihr hier,« sprach er, »der gehört euch, nicht mir.« Dankend schied sie, dankend er.

(B. S.)

26.

Der bestrafte Gotteslästerer.

(Drum frevle niemals wider Gott.)

Im nassen Sommer 1805 ging ein reicher englischer Gutsbesitzer auf seinen Feldern herum, um zu sehen, wie weit das Korn zur Aernte reif geworden wäre. Es kam ein kleiner Regen, der ihm der Zeitigung des Getreides hinderlich schien, und er wagte die freventlichen Worte: »Es ist hohe Zeit, daß man Gott die Weltregierung abnimmt, da Er sich so wenig darauf versteht. Ich selbst getraue mir besser damit umzugehen!« Kaum hatte sein frevelnder Mund diese gottes-

lästerlichen Worte geredet, als ihn ein Schlag traf und todt zu Boden streckte.

(B. S.)

27.

Wirkung von Predigten.

(Wo Gottes Wort verkündet wird — verhärte da doch nie dein Herz!)

Einige Jahre vor der französischen Revolution ging eine Dame, die einen Buchladen in Paris hatte, einmal in die Predigt des berühmten Kanzelredners Beauvegard, um doch auch einmal den grossen Redner zu hören. Merkwürdig war's, daß sie gerade heute zu ihm ging; denn gerade heute war seine Rede vorzüglich gegen irreligiöse Schriften gerichtet, und die Buchhändlerin handelte eben mit solchen genug. Sie fand sich auch sogleich von der Predigt getroffen, das Gewissen schlug ihr, und mit Thränen in den Augen ging sie zu dem Prediger und sagte: »Welch großen Dienst haben Sie mir gethan! Sie lehrten mich die Strafbarkeit meines verderblichen Gewerbs kennen, und ich will ihm entsagen. Sie haben das gute Werk angefangen, kommen Sie und vollenden Sie es auch. Kommen Sie, und suchen Sie in meinem Buchladen alle Bücher aus, die der Sittlichkeit und Religion nachtheilig sind. Lieber will ich Geld, als meine Seele verlieren.« — Der gute Pater kam, und fand für nicht weniger als 6000 Livres solcher Schriften. Sie

nahm sie alle, und warf sie in seiner Gegenwart ins Feuer, und kein Bedauern kostete ihr dieß Opfer. Ihr, die ihr diese That bewundert, möget ihr auch hingehen und deßgleichen thun?

Zwei Jünglinge, gewohnt, ausschweifender Zerstreuung von einem Tage zum andern sich zu überlassen, gingen eines Sonntags unwillkührlich vor einer Kapelle in L. vorbei, wo so eben Gottesdienst gehalten wurde. »Komm,« sagte scherzweis der Eine, »machen wir da nicht einmal mit?« Sie gingen wirklich in den Gottesdienst, und setzten sich gedankenlos in einen Stuhl. Aber was geschah? Während der Predigt wirkte der Geist Gottes so mächtig auf das Herz des Einen, daß er laut zu weinen anfing, ja sich nicht enthalten konnte, dem Prediger öffentlich seinen bisherigen Lebenswandel zu bekennen, und in welcher Absicht er heute in die Kirche gekommen wäre. Es ward aus ihm ein eifriger Nachfolger Christi.

(B. S.)

Eine andere Geschichte der Art trug sich im Jahre 1809 zu. Im Dorf P. lebten zwei Nachbarn längst in unversöhnlicher Feindschaft; besonders war der Eine von ihnen, J. G., gegen den Andern erbittert. Er fing die Neckereien immer wieder von neuem an, wenn der Andere schon Alles ruhen ließ, und zuletzt kam er in seinem Grimm so weit, daß er seinem Nachbar auf Mord und Tod nachging. Er traf ihn in seinem eignen Walde Holz machen, und fing sogleich an mit ihm

zu zanken, und ihm allerlei bittere Vorwürfe zu machen. Endlich griff er ihn gar an, und schlug ihm Wunden in den Kopf. Nachdem er seine Rache gekühlt, ging er nach Hause und machte sich hier noch groß mit dem, was er gethan, als hätte er eine Heldenthat verrichtet, aber zum Schrecken seines Weibes und seiner Kinder. Es kam die Frau des gemißhandelten Nachbarn, weinend und klagend zu dem Wütherich; diese warf er zum Hause hinaus, und drohte, wenn sie nicht augenblicklich Ruhe hielte, so käme er und schlüge den Mann vollends todt. Das wiederholte er noch, da der Gemißhandelte vor Gericht ging. Tagelang wüthete und rasete er so fort in seinem Grimm, und weder Bitten und Ermahnen, noch Drohen fruchtete etwas.

Bald darauf war in der benachbarten Pfarrei ein Fest, welchem die nahe liegenden Ortschaften beizuwohnen pflegten. Auch dem zornmüthigen Bauern fiel es ein, dahin zu gehen. Der Gedanke kehrte öfter wieder, und immer dringender und dringender. Da hörst du, dachte er, einen fremden Prediger. — Aber was Prediger? Prediger kannst du zu Haus auch hören und oft genug! Aber dennoch, er mußte zum Fest, es ließ ihm keine Ruhe. Er ging also. Der Prediger war nichts weniger als ein großer Redner, und nach Anlaß des heutigen Evangeliums und des Festes handelte er heute von der Nächstenliebe. Er sagte unter anderm: »Wer seinen Nächsten nicht liebt, den er siehet, wie wird der Gott lieben, den er nicht siehet? Zum Seligwerden ist die Liebe zum Nächsten eben so nothwendig als die Liebe zu Gott ꝛc.« Da gab ihm Gott auf einmal, daß er auf's Wort merkte; es war ihm wie ein Blitz von oben, der ihn niederschlug, und es ging ihm

im Herzen ein Licht auf über seinen Zustand. »O, daß ich doch noch diese Stunde mit meinem Beichtvater über meinen Gewissenszustand reden könnte!« sprach er in seinem Herzen. Der Prediger endete mit den Worten: »Nun hab ich freilich wieder geprediget, aber was wird es nützen? Ach! daß sich nur zwei oder drei in der Liebe des Nächsten besserten!« Da dachte der Bauer: mir hat deine Predigt genützt, und ich will der erste seyn, der sich bessert!

Nach geendetem Gottesdienst eilte er nach Haus, und ließ noch am Nachmittag desselben Tages die ganze Gemeinde seines Wohnortes zusammen kommen; unter den Versammelten war der von ihm gemißhandelte Nachbar. Er stand im Kreise der Versammelten auf, bekannte öffentlich das Unrecht, das er seinem Nachbar gethan, und bath ihn feierlich um Vergebung seiner unchristlichen That; bot sich auch freiwillig zu aller Genugthuung an. Unter andern sagte er zum Nachbar: »Schlag den Pfahl an unsern Gränzäckern (denn dieser war eine Hauptursache der Zänkereien gewesen) hin, wohin Du willst, ich werde mich nimmer darnach umsehen.« Am Abend kam er mit ungewöhnlich froher Miene zu dem Erzähler dieser Geschichte, und erzählte, reuevoll über das Aergerniß, das er gegeben, Alles was vorgefallen war, versprach standhafte Besserung, und hielt sein Versprechen. Sonst war er gar nicht freigebig, aber jetzt gab er zwei Gulden zwanzig Kreuzer Almosen für die Armen, und entrichtete freiwillig die Geldbuße, die die Gemeinde ihm auferlegt hatte; er, der Halsstarrige, der sonst Niemand jemals nachzugeben gewohnt war.

(B. S.)

28.

Ferdinand der Vorgeladene.

(Vergiß auch du nie — Gottes Gericht!)

Ferdinand IV., König von Castilien, bekam auf wunderbare Veranlassung den Beinamen: der Vorgeladene. Als sich nämlich der Hof zu Palenza aufhielt, ward beim Herausgehen aus dem Schlosse ein Mensch getödtet, ohne daß man den Urheber dieses Meuchelmordes wußte. Zwei Brüder, Namens Carvajal, wurden der That beschuldigt, und ohne einen überzeugenden Beweis, und ihres standhaften Läugnens ungeachtet, in Fesseln gelegt. Der König, zwar von Natur zur Milde geneigt, aber im ersten Auflodern des Zornes unerbittlich grausam, befahl, beide sollten von einem hohen Felsen herabgestürzt werden. Sie betheuerten nochmals ihre Unschuld, und beriefen sich auf die Billigkeit der Gesetze; aber vergebens; ihr Richter blieb unversöhnlich! Nun richteten sie ihr Gebeth an den obersten Richter, an den Richter der Könige, und beschieden Ferdinand binnen dreißig Tagen vor dessen Richterstuhl. Dieser Rede achtete man nicht, und hielt sie wohl gar für Eingebung rachsüchtiger Herzen. Aber bald mußte man anders urtheilen. Denn da der König mit seinem Heer nach Andalusien zog, wurde er — es war gerade am dreißigsten Tage nach der Hinrichtung der beiden Brüder — auf dem Bette, wo er sich zur Mittagsruhe niedergelegt hatte — todt gefunden.

(Korresp. von und für Deutschland.)

29.

Fliehe — fliehe die Unzucht.

(Ach ja — fliehe sie; denn sie ist nur Gift für dich!)

Susanna B. war in D**, jener kleinen, durch ihre vielen Fabriken bekannten Stadt in Deutschland, geboren. Sehr frühe schon hatte sie ihre Eltern, welche arme Taglöhner gewesen waren, verloren; und da sie von früh'ster Kindheit an allen Versuchungen der Armuth ausgesetzt war, ohne in einer religiösen Erziehung die rechte Schutzwehr gegen dieselben kennen gelernt zu haben, so ward sie bald der Raub eines unordentlichen, wollüstigen Lebens. Weil sie aber in ihrem Geburtsorte nur zu bald bekannt wurde, so verließ sie diesen, um in größeren Städten mit mehr Frechheit und unbemerkter ihren schändlichen fleischlichen Lüsten zu dienen. Doch bald ward sie eine Beute des Elendes und der Armuth, und von Noth gedrungen, kehrte sie nach D** zurück, mit dem Vorsatze, sich da niederzulassen und ein ordentlicheres Leben anzufangen. Man sah sie blaß, verstört, mit schrecklichen Beulen am Leibe, und in Thränen über die Ausschweifungen ihres Lebens ankommen; aber kaum hatte sie einige Almosen gesammelt, und durch ein etwas ordentlicheres Leben neue Kräfte gewonnen, so wachten auch ihre alten Leidenschaften schon wieder auf, und sie verschwand von Neuem, ohne daß man wußte, wohin sie gegangen war, um Leib und Seele in den Sümpfen der Wollust zu verderben.

Vor etwa drei Jahren kehrte sie endlich wieder nach D** zurück, und Jedermann, der sie sah, erschrack über ihr zerstörtes Aussehen. Einige schmutzige

Lumpen, welche sie über ihren abgemagerten Leib geworfen hatte, waren nicht hinlänglich, sie vor der Kälte zu schützen, welche anfing, sehr empfindlich zu werden; und eine eckelhafte Krankheit, die sie sich durch ihr liederliches Leben zugezogen hatte, entstellte ihr blasses und von der Sünde furchtbar verändertes Gesicht. — Kaum hatte sie noch Kraft genug, sich bis zum Hospital hinzuschleppen, wo sie aufgenommen wurde, obgleich sie kein Recht zu dieser Vergünstigung hatte, weil sie keine Bürgerin der Stadt war.

Aber sie blieb nicht lange in diesem Zufluchtsort, den sie in ihrem gränzenlosen Elend aufgesucht hatte, denn die Kranken fingen bald an, sich über das Geschrei zu beklagen, welches ihr der Schmerz auspreßte, und über den Gestank, den ihre Wunden rings um sie her verbreiteten. Mehrere unter ihnen vergassen ihre eigene Sündhaftigkeit so sehr, daß sie es für eine Schande hielten, neben einer so liederlichen Person zu seyn. Man murrte über die Menschenfreundlichkeit, mit der die Vorsteher des Hospitals sie aufgenommen hatten; man hörte nicht auf, daran zu erinnern, daß sie keine Bürgerin des Ortes sey, und war der Meinung, daß wenn man so fortführe, die Fremden aufzunehmen, die Thüren sehr bald für die Bürger verschlossen werden müßten. Die Vorgesetzten hätten diese lieblosen Klagen überhören können; aber sie achteten darauf, und es wurde beschlossen, daß Susanna B. das Hospital verlassen sollte.

Aber was sollte man mit der Unglücklichen anfangen? Wo sollte man diesen Leichnam hinwerfen, der einen solchen Grad von Zerstörung erreicht hatte, daß es nur noch den Würmern übrig blieb, das Werk der Krankheit zu vollenden? In dieser Verlegenheit, die

man früher nie erfahren hatte, nahm man zu einem Mittel Zuflucht, welches alle diejenigen in Erstaunen setzen wird, die da wissen, wie sehr die Rechte der Menschheit sonst in Deuschland geachtet zu seyn pflegen. Es befindet sich nämlich auf dem Kirchhofe zu O** eine alte, halbverfallene Kapelle, in der die Todtengräber ihre Schaufeln und übrigen Geräthschaften, deren sie sich bei den Beerdigungen bedienen, aufzubewahren pflegen. Hieher brachte man die unglückliche Susanna. — Als sie die Thüren des Kirchhofes vor ihr öffnen sah, rief sie voll Grausen aus: »Mein Gott! will man mich denn lebendig begraben?« und raffte alle ihre Kräfte zusammen, um von dem Bette, darauf sie hingetragen wurde, zu entfliehen; aber sie hatte nicht mehr Kraft genug, sich aufzurichten. — Diese Bewegung und dieser Ausruf rührte die Herzen ihrer Träger; aber der Befehl der Obern mußte befolgt werden. Man legte die Kranke auf ein Bette, das in einem Winkel der Kapelle für sie bereitet worden; man sagte ihr, daß sie regelmäßig mit Arznei und Lebensmitteln versehen werden sollte, und — so ließ man sie allein.

Einige mildthätige Frauen der Stadt besuchten sie jedoch alle Tage und pflegten ihrer, bis sie nach wenigen Tagen unter vielen Thränen der Reue über ihr ausschweifendes Leben verschied.

30.

Die Redlichkeit eines Landmannes.

(Gehe hin — und thue deßgleichen.)

Ein Jüngling hatte mit saurer Mühe und redlichem Arbeitsfleiß sich zehn Louisd'or erworben, und gab diese im Jahre 1814 einem bekannten Sennen *) zur Aufbewahrung, weil er fürchtete, das Geld möchte ihm geraubt werden. Der Sennhof lag nur eine Viertelstunde von dem österreichischen Lager entfernt. Als sich nun die Truppen vermehrten, und der Senn mit Recht befürchten mußte, selber beraubt zu werden, so ersuchte er den Jüngling, er möchte seine zehn Louisd'or wieder zu Handen nehmen. Auf dringendes Bitten des jungen Mannes ließ sichs der Senn endlich doch gefallen, daß Geld noch länger in seiner Verwahrung zu behalten.

Wenige Wochen nachher ging leider in Erfüllung, was der Senn befürchtet hatte: — ein Trupp wilder Krieger stürmte in sein Haus, durchsuchte alle Ecken und Winkel desselben, ohne daß der Senn es abzuwehren oder zu verhindern im Stande war. Da fanden die Soldaten denn auch den Kasten, worin er seine eigene Baarschaft und das anvertraute Geld verwahrt hatte. Der Kasten wurde erbrochen, und der sämmtliche, darin befindliche Geldvorrath mit fortgenommen.

Der Senn, mehr um den Verlust des Jünglinges,

*) Senn heißt in der Schweiz ein Viehhirt, der das Vieh Sommers auf den Alpen weidet, und die Milchnutzung, besonders zu Käsen gepachtet hat. Eine solche Viehheerde heißt Senne, und eine Viehwirthschaft dieser Art Sennerei.

als um seinen eigenen bekümmert, zeigte es ihm an, wie es ihm ergangen sey; zugleich aber machte er einen Versuch bey wohldenkenden und wohlhabenden Personen in der Stadt, denen er den Raub der jahrelangen Ersparniß des armen Jünglings, die er in Verwahrung gehabt, erzählte, ob er nicht wenigstens einen Theil des Verlustes für ihn zusammenbringen könnte. Allein er fand leider alle Herzen und Kassen verschlossen, und Alles, was er für den jungen Menschen erhielt, bestand in leeren Mitleidsbezeigungen. Das fiel nun dem guten Senn schwer aufs Herz, und es drückte ihn sehr hart, den armen Jüngling ungetröstet zu lassen, zumal da er wußte, daß jener die zehn Louis d'or mit saurer Mühe und redlich verdient hatte.

Was thut er in dieser Lage? Er verkauft einen fetten Stier, den er selbst aufgezogen hatte, und löst dafür so viel, daß er den Jüngling völlig entschädigen kann. Froh darüber läßt er den Jüngling zu sich kommen, und bezeigt ihm zuerst sein Bedauern und Mitleid über seinen bedeutenden Verlust. Zu seiner Verwunderung fand er den jungen Menschen weit gefaßter und ergebener, als er vermuthet hatte. Nun, wenn's so ist, hätte der Senn denken können, so kannst du ja das erlöste Geld als Entschädigung für deinen eigenen Verlust behalten — und wie Viele würden an seiner Stelle so gedacht haben! — Aber nicht so unser christlich-edeldenkender Senn. Nachdem er sich eine Weile mit dem armen Jüngling unterhalten, geht er hin, holt das Geld, zählt es dar, und spricht: »Hier ist das mir zur Verwahrung anvertraute Geld, streicht es ein, und danket Gott dafür, ich habe es aus einem fetten Ochsen erlöst und für Euch bestimmt.« —

Der Jüngling voll Staunen über eine solche unge-

wöhnliche Großmuth, wußte nicht gleich, was er dazu sagen sollte, und weigerte sich, das Geld anzunehmen. Der Senn aber sagte: »Nein, nein, ich würde mich versündigen und des fernern Segens Gottes unwürdig machen, wenn ich das, was mich der liebe Gott zu thun geheißen hat, nicht thun wollte. Wenn der Ochs mir gefallen oder auf andere Art mir verunglückt wäre, so hätte ich ja auch nichts dafür gehabt; und wenn mich Gott künftig nach seiner Verheißung segnen will, so bin ich für meinen Verlust hinlänglich entschädigt.« —

Möchte der liebe Gott so manchen Lesern dieser Zeilen die Worte recht eindrücklich ins Herz hineinrufen, die er dort dem Schriftgelehrten sagte: Luc. 10, 37. »Gehe hin und thue deßgleichen.«

(B. S.)

31.

Ein lehrreicher Reisebericht.

(Könnte auch für dich wohl lehrreich seyn.)

Ein noch jetzt lebender Lehrer der katholischen Kirche, ein Gottesgelehrter im rechten Sinne des Wortes, denn er ist von Gott gelehrt, ein Mann, dessen treues Wirken gar viele Herzen kennen lernten und dankbar segnen, wurde zu seiner felsenfesten Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenglaubens und der Göttlichkeit der heiligen Schrift durch einen einfachen Reisebericht geführt. Dieß geschah auf folgende Weise:

In seinen Jünglingsjahren war er, entweder durch

die Widerspenstigkeit des eigenen, jungen Herzens, oder durch fremde, von aussen eingegebene Zweifel, von dem einfältigen Kinderglauben an Gottes Wort und Wahrheit hinweg, auf allerhand menschlich falsches Dichten und Mißtrauen geführt worden. Sollte, so dachte er, was dir die Evangelisten von Jesu Christo erzählen, wohl wirklich wahr seyn? Und wenn auch der Hauptinhalt der Erzählung wahr wäre, sollte dieselbe nicht vielfach ausgeschmückt, verschönert und hiedurch verändert seyn?

Dieser Zweifel ging ihm nach in die Kirche, in die christlichen Vorträge der Lehrer, in die einsame Kammer. Wenn er da bethen wollte, wie sonst, und die Knie beugte, die Lippen bewegte, kam das kalte, bittere Mißtrauen, und stellte sich zwischen ihn und Gott. Sein Herz konnte nicht mehr bethen, nicht mehr Nahrung nehmen aus Gott, nicht mehr an seiner ewigen Sonne sich wärmen; das arme Herz siechte, bangte, verschmachtete. Auf den Lippen, die sonst von Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen überströmten, schwebten jetzt die kalten, todten, öfters vielleicht selbst bitteren Worte eines sich selber überlassenen, verarmten, von Unmuth und Zweifel bewegten Menschenherzens. Die ehemalige Heiterkeit war von dem Gesichte des Jünglings wie aus seinem Innern entwichen; er fühlte sich so leer, so beengt; seine Zukunft, der von ihm erwählte Stand ohne den einzigen Trost von oben so trostlos, so ganz arm und öde. Dabei ein beständiges Ringen nach Licht und Gewißheit, das ihn bei Tag und Nacht nicht ruhen läßt. Aber wer soll die Zweifel lösen? Armes Herz — dem Gottes Wort und Wahrheit nicht genügt, wie soll das ein Menschenwort überzeugen können?

Da kommt in die Stadt, wo der Jüngling lebte, ein alter ehrwürdiger Ordensgeistlicher, der viele Jahre den Heiden in Indien das Wort vom Kreuz verkündiget hatte. Um den merkwürdigen Missionär sammelte sich Jung und Alt, neugierig und aus tieferem Antrieb der Liebe, ihn zu sehen und zu hören. Unser trauriger, zweifelkranker Jüngling kommt auch zu dem Alten. Dessen freudig kindliches Gesicht; dessen einfältig gläubiges Wort wecken Liebe, wecken Vertrauen.

Einst ist der Jüngling mit dem Greise allein. »Ehrwürdiger Vater! wie selig bist Du, daß Du eine Liebe in Deinem Herzen trägst, die Dir Kraft gab, für sie Alles zu thun und zu leiden, für sie zu leben und zu sterben; daß Du etwas hast und kennst, was Du freudig und zuversichtlich für Wahrheit, für ewige, göttliche Wahrheit halten kannst. Mit mir, in mir ist es nicht so. Seit etlichen Jahren quält mich der bittere Zweifel, ob wohl das, was die Apostel uns von Jesu Christo erzählten, auch wirklich wahr sey, und wenn es dieß auch zum großen Theil ist, ob nicht die Erzähler manches Eigene zu dem Gesehenen und Gehörten hinzugesetzt, Manches ausgeschmückt und verschönert haben. Seitdem kann ich nicht mehr lieben und bethen. — Was soll ich thun, um der innern Bitterkeit der Zweifel zu entrinnen, was soll ich thun, um wieder Kraft und Muth zum Glauben, zum Bethen, zum Lieben zu finden?«

Der Greis, mit väterlicher eindringender Freundlichkeit und Milde, ermahnt den Jüngling, elend und wortlos, wie er sich auch immer fühle, doch nur öfter zu bethen, nur ernstlicher zu ringen. Gott lasse das noch unbefestigte Menschenherz auf Zweifelwogen gerathen, damit es zuletzt den ewig festen Ankergrund su-

chen und finden lerne, von welchem dann keine Woge mehr es hinwegreissen kann. Darauf erzählt der Alte, wie er in Indien die Zweifel scharfsinniger Heiden an der Wahrheit des Christenthums begegnet und besiegt. Hier aber, wie es den gesprächigen Greisen zu ergehen pflegt, geräth er unvermerkt in das Erzählen seiner merkwürdigen Erfahrungen und Schicksale auf seinen Reisen zu Wasser und zu Lande, unter Christen und Heiden, geht dabei, bald heitere, fröhliche Theilnahme, bald Furcht und Trauer des Mitleids erregend, so sehr in's Genaue und Einzelne ein, daß der Jüngling Alles selber mitzusehen und mitzuerleben glaubt und sein eigenes, inneres Leid ebenso — auf diese Augenblicke — vergißt, wie der Alte es gänzlich vergessen zu haben scheint, wodurch und wie er zu seiner ausführlichen Erzählung gekommen. Auf einmal jedoch, als ob ein nothwendiges Geschäft ihn abriefe, entläßt er den Jüngling freundlich, und bescheidet ihn nach etlichen Tagen, zur gelegenen Stunde, wieder zu sich.

Der Jüngling, welchem der Arzt, dem er sich vertraut, bald eben so räthselhaft geworden, wie seine Krankheit selber, findet sich zur bestimmten Stunde wieder ein. »Nun,« sagt der Greis freundlich, »ich habe Dir eben letzthin lautere Reiseabentheuer und Schicksale erzählt?« —

»Deine Erzählungen,« erwiederte der Jüngling, »haben mich erfreut, erquickt, erbaut.«

»Wie aber,« sagte der Alte, »glaubst Du denn auch, daß ich Dir Wahrheit erzählt habe?«

»Dein frommes, ernstes Gesicht, Dein klares Auge sehen nicht so aus, als ob Deine Zunge lügen könnte; ich glaube, daß, was Du mir erzähltest, Wahrheit sey.«

»Sollte ich aber,« fährt der Alte fort, wenigstens nicht manches eigens Erdachte dem wirklich Erfahrenen hinzugefügt, sollte ich das wirklich Gesehene nicht vergrößert, ausgeschmückt, verschönert haben?«

»Deine Worte,« sagte der Jüngling, »lauten so einfältig, so kunstlos, so treu, daß ich glaube, Du hast nichts Eigenes hinzugefügt, nichts vergrößert und ausgeschmückt, sondern mir Alles so wahr und treu erzählt, wie es gewesen und geschehen.«

»Und wie nun, mein Sohn,« spricht der Greis, »mir, der ich ein armer, sündiger, dem Irrthum unterworfener Mensch bin, willst Du trauen; meine Worte, mein Erzählen, hältst Du für wahr, den Jüngern aber des Herrn, welche sein heiliges Angesicht selber gesehen, seine Worte gehört, seine heiligen Hände berührt haben, welche sein Geist erfüllt und durchdrungen und ihnen Worte in den Mund gegeben, so einfältig, so treu, so wahr, denen willst Du nicht glauben? Wirst Du nicht erfunden als Einer, der nicht der Stimme der Menschen, sondern des heiligen Geistes selber widerstrebt?«

Da fühlt der Jüngling durch die Kraft, welche für ihn in diesen Worten gelegen, alle Heere der inneren Zweifel und irren Gedanken auf einmal geschlagen und vernichtet. Aus den Augen brechen Thränen der innigen Reue und Rührung. Er eilt nach Hause in sein stilles Kämmerlein. Hier auf seinen Knien, auf seinem Angesichte sich vor Gott als armen, irrenden, seinem Wort widerspenstigen Sünder erkennend, hat er Vergebung in Christo gefunden. Mit der Vergebung aber Frieden, Freudigkeit, inbrünstige Liebe und jene Kraft des Glaubens, wodurch er als Lehrer und Schriftsteller, so wie mit dem Anblick seines stillen, in

Gott verborgenen und geweihten Lebens Tausenden zum Segen und wirkenden Vorbilde geworden.

32.

Der edelmüthige Bauer.

(Es thut dem Herzen so wohl, einen edlen Menschen zu finden, der sich für seine Brüder opfert . . .)

Es kam ein Mann aus der Bauerschaft D. im Kirchspiel L. zu mir, dem Pfarrer des Ortes, und bath um ein Empfehlungsschreiben, in welchem ich bezeugen sollte, daß er in D. Haus und Hof hätte, und ein ehrlicher Mann wäre. — »Wem soll ich schreiben?« fragte ich. — »Dem Herrn Amtmann **, zu welchem ich jetzt gehen will, wegen eines gewissen Anliegens meines Herzens. Es ist aus unserm Dorfe, wie Ihnen bekannt ist, der ehrliche ** ins Gefängniß gesetzt, wegen einer Schlägerei, von der er wissen, und an der er geheimen Antheil gehabt haben soll. Aber ich halte ihn für unschuldig, und böse Leute sind es, die aus Nebenabsichten gesucht haben, ihn verdächtig zu machen. Er ist nun schon acht Wochen dort im Lande, wohin er Geschäfte halber gekommen war, im Gefängniß festgehalten, und weil ich ihn wegen seiner Redlichkeit lieb habe, so habe ich ihn schon einigemal in dieser Zeit besucht. Er lag leider in einem kläglichen Diebesgefängniß. Sein gutes Gewissen giebt ihm wohl standhaften Muth, aber er seufzte so oft nach seiner Frau, und sehnte sich so sehr nach seinen zwei kranken Kindern, daß es mir durch's Herz ging. Er sagte mir,

wie sehr er den lieben Gott darum bäthe, daß Er doch seine beiden kleinen Kinder so lange im Leben erhalten wollte, bis er sie noch einmal lebendig sähe. Allein nun habe ich nach meiner Wiederkunft die Kinder so elend krank gefunden, daß sie wohl nicht einige Tage mehr leben werden. Seine Frau mag ihm von dem Krankenlager nichts melden, weil sie fürchtet, daß Gram und Kummer ihren einsamen Mann auch bald zu Grabe bringen würden. Ich habe diese Nacht nicht darüber schlafen können, weil mir das Herz zu sehr beschwert war. Daher habe ich mich entschlossen hinzugehen, und mich dort an die Stelle des ehrlichen Mannes ins Gefängniß setzen zu lassen, damit er seine Kinder als Vater noch einmal sehen, und wenn es Gott gefällt, zur Erde bestatten kann. Wie würde der Mann jammern, wenn er hörte, daß seine Kinder nicht mehr im Leben seyen, und vorher miteinander vieles gelitten hätten! Ich will den Herrn Amtmann so lange bitten, bis er ihn losgiebt und mich ins Gefängniß setzt, und Sie, Herr Pfarrer, können mir durch einen Brief dazu sehr behilflich seyn, weil Sie den Herrn Amtmann doch gut kennen. Und noch eine Bitte! Meine Frau habe ich beredet, mich gehen zu lassen; allein sie weiß nicht, daß ich in ein Diebsgefängniß zu sitzen komme. Sollte sie nun hernach davon hören, so haben Sie doch die Liebe, es ihr auszureden, weil sie Ihnen am meisten glaubt.« — Es war Schuldigkeit ihm hierauf zu antworten: »Ihr seyd ein braver Mann! dafür habe ich Euch immer gehalten, und diese Geschichte macht Euch bei Gott und Menschen Ehre. Sogleich will ich den Brief fertig haben. Zuvor sollt Ihr mit mir essen; denn es schmeckt mir besser, wenn ich weiter davon mit Euch reden

kann.« — — Ich gab ihm den Brief mit den Worten »Ich versichere Euch, daß Ihr an dem Herrn Amtmann einen Menschenfreund finden werdet. Aber Ihr sagtet zuvor, daß Ihr nicht hättet schlafen können; glaubt Ihr auch, daß Ihr im Gefängniß Schlaf haben werdet?« — — »Ja das glaube ich gewiß. Denn meine Frau und Kinder sind, Gottlob! gesund; und wie wird sich der Mann nicht freuen bei seiner lieben Frau und Kindern, wornach er sich so lange gesehnt hat! Und Gott ist ja bei mir im Gefängnisse.« — »Das wird Euch Gott vergelten. Ich habe in dem Briefe geschrieben, daß ich Bürge für Euch seyn will, daß Ihr nicht entweichen würdet, bis der ** wiederkommt, und Euch ablöset.« — »Sie sollen sehen, daß wir beide ehrlich handeln, und danke Ihnen für das Vertrauen.« — »So begleite Euch Gott, und gebe Euch ferner Muth zu der christlichen Heldenthat.« — Der edle Sinn dieses Landmannes, der Tausende beschämt, die mit großen menschlichen Würden und Titeln prangen, bewog den Amtmann, die Loslassung des Gefangenen zu bewirken, und nach einigen Tagen kam er aus dem Gefängnisse zu den Seinigen zurück.

W. M. in B.

33.

Ein Christ und sein Sklave.

(Sey Vater deiner Untergebenen: so werden sie dir auch als treue Kinder dienen.)

A. B., ein Geistlicher in Nordamerika, konnte es nicht länger ansehen, daß Christenleute ihre armen

afrikanischen Mitbrüder wie eine Waare kauften, und sie in dem entwürdigenden Zustand der Sklaverei hielten. Er zog im Lande herum und predigte, wie schändlich es sey, andern Menschen ihr kostbarstes Gut — die Freiheit, und mit derselben ihr Vaterland zu rauben und vorzuenthalten. Seine Predigt besiegte die Herzen, und viele Christen gaben auf Einen Tag allen ihren Sklaven die Freiheit.

Unter diesen Edlen war Walter Miflin. Er hatte von seinem Vater sieben und dreißig Sklaven geerbt, die er jetzt alle nacheinander zu sich kommen ließ. Er fragte einen darunter: »Freund Jakob, wie alt bist Du?« — »Neun und zwanzig Jahre.« — »Du hättest sollen mit dem ein und zwanzigsten frei seyn, wie die Weissen; aber Du sollst es heute werden, und ich gebe Dir das Geld, das Du in den acht Jahren durch Deine Arbeit verdient hättest, in der Summe von 2295 Livres. Jetzt bist Du also frei, mein Jakob, so frei wie ich, und hast keinen andern Herrn mehr, als Gott und die Gesetze. Geh' in das andere Zimmer, da schreiben Dir meine Frau und mein Vater Deinen Freiheitsbrief; ich siegle und unterzeichne ihn, und Du gehst damit vors Gericht, daß er eingeschrieben werde. Gott segne Dich, Jakob! sey rechtschaffen und arbeitsam. Stossen Dir Unglücke oder Beschwerden auf, so erinnere Dich, daß Du an Walter Miflin einen Freund hast, der Dir helfen wird.« — Jakob, erstaunt und gerührt brach in Thränen aus und ward bis zu Zuckungen bewegt, als wenn ihm das größte Elend angekündigt wäre. »O mein Herr,« rief er, »was soll ich mit meiner Freiheit machen? Ich bin unter Euerm Dache geboren und fand da immer, was ich nöthig hatte. Auf dem Felde ar-

beitetet ihr mit mir, als wenn ich zu Eurer Familie gehörte, ich hatte die nämliche Speise und Kleidung wie Ihr. Ich durfte nicht zu Fusse in die weit entlegene Kirche gehen. Der Sonntag war für uns, und es mangelte uns nichts. Wenn wir krank waren, so kam unsere gute Frau an unser Bett, tröstete uns und sprach uns Muth ein: Jakob, guter Junge, sagte sie dann, was fehlt dir? fürchte nichts, der Arzt kommt bald, und ich will auch Sorge für dich tragen, sey indessen geduldig. — Ach, was soll ich thun, Herr, wenn ich nun frei seyn werde? Wie wird mir's gehen, wenn ich krank bin?« — »Du mußt es machen, wie die Weissen,« sagte der ehrliche Miflin, »mußt Dich zur Arbeit verdingen bei dem, der sie Dir am besten bezahlt, und in einigen Jahren kaufst Du Dir ein Stück Land, nimmst eine fleißige Mohrin zur Frau, und erziehst Deine Kinder, wie ich Dich erzogen habe, in der Furcht Gottes und in der Liebe zur Arbeit; wenn Du denn so frei und ruhig gelebt hast, so stirbst Du in Frieden. Du mußt Deine Freiheit annehmen, Jakob, ich hätte Dir sie schon lange schenken sollen. Wollte Gott, der Vater aller Menschen, daß die Weissen nie afrikanische Brüder gekauft hätten, und möge Er doch allen Amerikanern unsere Gesinnungen einflößen!«

»O mein Herr,« rief der gute Mohr unter beständigem Schluchzen aus, »wie gut seyd Ihr! Einen solchen gütigen Herrn kann ich nicht verlassen. Ihr habt mich nie als Sklaven behandelt, Ihr habt mit mir gesprochen, wie mit den Weissen; es hat mir in gesunden und kranken Tagen nichts gefehlt; ich habe nie mehr gearbeitet, als unsere Nachbarn, die für sich selbst ackern; ich bin reicher gewesen, als manche Weis-

se, denen ich oft Geld geliehen habe. Unsere gute Frau befahl mir niemals, sondern sagte immer: Jakob, ich möchte, daß du das thätest. O wie kann ich Euch und sie verlassen? Gebt mir des Jahrs, was Ihr wollt, seht mich für Euern Sklaven an oder für einen freien Mann: es ist mir Eins, wenn ich nur bei Euch bin, weil ich sonst nirgends glücklich seyn kann.« — »Lieber Jakob,« sagte Miflin, »so will ich thun was Du wünschest. Sobald Deine Freiheit nach der Ordnung gesichert ist, will ich Dich auf ein Jahr dingen; aber nimm Dir jetzt eine freie Woche, und feiere diese wichtigste Begebenheit Deines Lebens durch Ruhe und Freude, wie Du willst.« — »Nein, mein Herr,« antwortete Jakob, »wir haben die Saatzeit; ich will eine andere Zeit zu diesem Feste nehmen. Weil Ihr aber wollt, so nehme ich die Freiheit an. Nur laßt meine erste Handlung als freier Mann die seyn, daß ich die Hand meines Herrn zwischen meine Hände drücke, daß ich sie auf mein Herz lege, in welchem Liebe und Dankbarkeit nie aufhören wird, so lange es schlägt; und meine zweite Handlung sey die Versicherung, daß die ganze Grafschaft Kennt keinen bessern und fleißigern Arbeiter haben soll, als Euern treuen Jakob!« — Lieber Christ, was kannst du aus deinen Knechten und Mägden machen, wenn du ein Christ gegen sie bist!

(**)

34.

Der heilige Johannes von Kreuz.

(Mit Gott leiden und entbehren, ist **seliger**, als ohne Gott reich seyn und in Fülle leben.)

Dieser heilige Mann pflegte in Rücksicht leiblicher Bedürfnisse alle ängstlichen Sorgen auf den lieben Gott zu werfen; und war von Fürsorge für hauswirthschaftliche Dinge die Rede, so sagte er: »Der Herr weiß, was wir bedürfen; uns stehet zu, Ihm zu dienen, Ihm gehöret es, für uns zu sorgen.« Nicht leicht erlaubte er seinen Mönchen, aufs Betteln auszugehen, damit ihre Gemüther sich nicht zerstreuten; öfter fehlte es daher an den nothwendigsten Bedürfnissen. Einst da die Klostergeistlichen zur Mittagstafel versammelt waren, fand man durch alles Suchen nichts zu essen, als ein Stücklein trocknes Brod; dieß wurde dann gesegnet, man setzte sich zu Tische, und statt leiblicher Speise gab nun Johannes geistliche. Er hielt eine so herzerhebende Rede, daß Aller Herzen entzündet und erquickt wurden. Die Geistlichen dankten mit dem gewöhnlichen Dankgebeth, als hätten sie gespeiset, und gingen auseinander in ihre Zellen. Kaum war dieß geschehen, so wurde an der Pforte geläutet und der Pförtner empfing einen Brief. Er brachte ihn dem gerade im Gebeth vor dem Herrn liegenden Johannes, dieser las ihn und weinte schmerzlich. Der Pförtner verwundert, daß er weinte, da er doch sonst zu sagen pflegte, daß man über nichts weinen müßte, als über seine Sünden, fragte ihn um die Ursache seiner Thränen. »Ach, mein Bruder!« antwortete Johannes, »ich weine darüber, daß der Herr uns für so schwach hält, daß wir nicht

einmal einen einzigen Tag ohne Speise leben können, denn Er schickt uns schon jetzt Nahrung. Weil Er es nun aber will, so gehet hin und empfanget die Almosen, die Er uns zuschickt.«

Als er Prior im Kloster zu Barza war, wo er wegen der großen Armuth dieses Klosters sich allein auf die göttliche Fürsorge verlassen mußte, stellte ihm einst der Klosteraufseher vor, daß, weil an der damals herrschenden Pest achtzehn Personen im Kloster erkrankt waren, nothwendig Betten erbettelt werden müßten! Johannes antwortete: »Von Herzen wünsche ich, daß den Kranken gedient werde, aber auch, daß wir den Weltlichen nicht überlästig werden. Wir haben ja den Herrn im Hause, der uns helfen muß, und die Zeit, die wir zum Betteln verbrauchen, wollen wir mit Bethen zubringen.« Sogleich begab er sich an's Gebeth, und trug dem Herrn mit solchem Vertrauen die Noth der Seinigen vor, daß theils noch in derselben Nacht, theils am andern Morgen zwanzig Polster nebst andern nothwendigen Effekten geschickt wurden.

Da er Prior in Granada war, deutete ihm einst der Klostervorsteher an, es wäre auf den andern Tag nichts zu essen da. »Bis morgen,« antwortete Johannes, »hat Gott noch Zeit, für uns zu sorgen, wir wollen Ihn so geschwind keiner Untreue beschuldigen.« Des Morgens frühe wiederholte der Vorsteher seine Klage, aber der Prior blieb dabei: »Gott wird sorgen!« Und wirklich kam bald darauf jemand zum Pförtner und fragte: ob etwa an irgend etwas Abgang im Kloster wäre, denn die ganze Nacht habe ihn eine inwendige Stimme nicht schlafen lassen, sondern immer habe es geheissen: »Du lebst da erquickt und wohl, die

Brüder bei den Märtyrern aber leiden Noth.« Man sagte ihm, woran es fehlte, und er half.

35.

Zwei ungleiche Brüder.

(Wem von beiden möchtest du wohl gleichen?)

Die beiden Brüder Johannes und Jakob J.... lebten miteinander im väterlichen Hause, bis im Jahre 1754 ein sonderbarer Zufall den jüngern veranlaßte, in aller Eile zu entfliehen. Nach halbjährigem Hin- und Herirren ließ er sich endlich in einem benachbarten Thale bei einem christlichen Landmann nieder, und machte sich durch Fleiß und Treue so beliebt, daß sein Vorgesetzter ihm nach einigen Jahren seine Tochter gab. Er lebte mit seiner Frau ununterbrochen in ungestörtem Frieden; erzog seine Kinder in der Furcht Gottes, und ward so gesegnet im Zeitlichen, daß im vierzigsten Jahre seines Alters eine der schönsten Meiereien sein Eigenthum wurde.

Unterdessen war sein ältester Bruder als Schuhknecht in der Fremde gewesen, hatte nach seiner Rückkunft ins väterliche Haus geheirathet, und mit seinem und Jakobs Vermögen, bei einem abscheulichen Lebenswandel, so übel gewirthschaftet, daß er sich endlich genöthigt gesehen, entweder den Bettelstab zu ergreifen, oder, was ihm lieber war, nach dem Rath gewissenloser Sachwalter einige Güter wieder an sich zu ziehen, die er vor seiner Majorennität verkauft hatte. Er ver-

suchte es und es gelang! Aber das eroberte Geld ward theils den Sachwaltern zur Beute, theils so segenlos in den Händen des Verprassers, daß er mit seinem Weibe bald wieder in den nämlichen elenden Umständen war, wie zuvor.

Weil es denn nun gebettelt seyn mußte, so wollt' ers lieber bei dem Bruder thun. Er reiste zu ihm hin, und hatte er sich gleich seit zwei und zwanzig Jahren nicht das Mindeste um ihn bekümmert, sondern vielmehr des Bruders Erbtheil verschwendet, ihn überall verläumdet und verflucht, so wurde er doch aufs brüderlichste von Jakob empfangen, und sollte lebenslänglich mit seiner Frau Tisch und Wohnung bekommen. Wirklich zog er mit ihr zu seinem Bruder ins Haus, und dieser that noch mehr, er schenkte ihm auch eine seiner schönsten Kühe und ein Stück Wiese; nur sollte er ohne Jakobs Einwilligung nie das Geschenk veräussern, nie mehr ganz müssig gehen, nie mehr spielen und in Wirthshäusern herumfahren.

In den ersten vier Wochen ging es gut; die Elenden waren neu gekleidet und der Armuth entrissen, sie arbeiteten beide emsig, hielten ihr Weniges zu Rathe, und versprachen immer das Allerbeste. Aber nicht lange hatte sich Wohlstand wieder eingefunden, als auch der Uebermuth wiederkehrte und mit ihm die vorigen Laster! Der Mann fing an zu spielen, zu saufen, im Rausche den Bruder zu beschimpfen, und da dieser ihn einst ernstlich und brüderlich ermahnte, drohte er ihm mit einer entsetzlichen Rache, die auszuüben, leider! in seiner Gewalt stand.

Dazu gab der oberwähnte sonderbare Vorfall, der Jakob zur Flucht genöthigt hatte, dem Bösewicht Anlaß. Jakob war damals in seinem achtzehnten Jahre,

mit vier Kameraden in der Schenke gewesen; die jungen Leute hatten sich lange, um irgend einer Sache willen, erst gezankt, dann geprügelt, und durch einen Fehlschlag war einer von ihnen todt zur Erde gefallen. Alle waren entflohen in der Angst, und weil keiner sich vor Gericht stellte und vertheidigte, wurden aller Namen und Bildnisse an den Galgen geschlagen. Jakob war unter den Flüchtenden gewesen, und noch wußte man an seinem Geburtsorte nicht, wo und daß er lebte; sein eigner Bruder war es, der der Obrigkeit zu M. . . . anzeigte, daß der vor zwei und zwanzig Jahren wegen einer Mordthat verurtheilte Jakob J. . . . sich in B. . . . in der nämlichen Provinz aufhielte. Jakob wurde in Ketten nach seinem Geburtsorte abgeholt, von seiner verzweifelnden Frau und von weinenden Kindern begleitet, und zu den Missethätern ins Gefängniß gesetzt. Aber jedermann bebte vor der Schandthat seines unnatürlichen Bruders zurück, jeder bemitleidete den unglücklichen Jakob, und verwandte sich für ihn. Die Obrigkeit selbst nahm sich seiner an, und in weniger als drei Wochen gab ihn ein Gnadenbrief seinem Hause und seinen Freunden wieder!

Und was that nun der Edle? Nicht ruhen konnte er, als bis sein Bruder wieder bei ihm war, und statt einer Kuh schenkte er ihm nun zwei; denn durch ihn, sagte er, hätte er jetzt das Glück, seine liebe Heimath wieder zu besuchen, wenn er wollte.

Diese Geschichte ist vom Jahre 1776. Sie ist noch jetzt bei sämmtlichen Bürgern zu M. . . . in E. . . . in frischem Andenken, und die Protocolle des Stadtmagistrats sind ihre schriftliche Urkunde.

(Pf. M.)

36.

Bartholomäus Berchel.

(Liebenswürdiger Berchel!)

Die Herrschaft Milotiz in Mähren war mit vier Fuhrwesensrekruten im Rest, und führte, zur Berichtigung desselben, am 1. May 1815 zur Auswahl neun Bursche vor. Nach der mit ihnen zu Olmüz vorgenommenen körperlichen Untersuchung wurden vier Männer von ihnen zum Bleiben bestimmt. Unter diesen war nun ein Bursche äusserst traurig und niedergeschlagen, welches dem Conscriptions-Offizier um so auffallender war, als die andern, wie überhaupt die Rekruten jener Gegend munter und froh waren. Der Offizier munterte ihn auf und sprach ihm Muth zu. »O Herr Oberlieutnant,« erwiederte er, »Sie verkennen mich! Ich bin nicht traurig, weil ich Soldat werden muß, aber ich habe Kummer um meine alte, arme zurückgelassene Mutter, deren einzige Stütze ich bin.« Die andern fünf überzähligen Landleute waren noch gegenwärtig. »Herr Oberlieutnant,« rief Einer, mit Namen Bartholomäus Berchel, »ich hatte vergessen, daß dessen Mutter eines Ernährers bedarf; erlauben Sie, daß ich statt seiner da bleibe!« Alle staunten den hochherzigen Menschen im schlichten Kleide an; der Freigelassene aber sagte mit Thränen in den Augen: »Ich kann Dir nichts geben, denn ich bin arm; ich sehe aber, Du hast schlechte Stiefel, komm, ich gebe Dir meine bessern.« Sie tauschten, umarmten sich, und schieden.

Der k. k. Hofkriegsrath, sobald er hiervon unterrichtet wurde, hat diesem Mann ein Geschenk in Geld

bewilligt, und wird auf seine Beförderung zum Unteroffizier vorzüglich Bedacht nehmen, wenn anders er hierzu nicht unbrauchbar seyn sollte.

(Korresp. v. und f. Deutschl.)

37.

Der Gott ergebene Dulder.

(Geh hin, und lerne auch du — geduldig seyn!)

Dieser war ein Einwohner zu **, wenig gekannt von der Welt, aber einer der edelsten Menschen. Schlecht und recht und Gott fürchtend, mied er das Böse, nährte sich redlich, arbeitete mit stillem Wesen, und aß sein eigen Brod. Er sprach wenig, that viel, und duldete noch mehr. Er war der unverdrossenste Arbeiter, aber hatte immer noch Zeit genug übrig, für das zu sorgen, was höher ist. Die Erziehung seiner Kinder und ihre Kenntnisse bewiesen es, was in diesem Stück der Ungelehrteste vermag, wenn er nur will. Er war ihnen selbst Beispiel, strebte redlich nach mehrerer Einsicht, ohne sich etwas damit zu wissen, oder damit zeigen zu wollen; that Niemanden etwas zu Leide, lebte mit Allen in Friede, half Allen mit Rath und That; und Niemand konnte ihm böse seyn. Er hatte vieles erfahren, war durch mancherlei Leiden bewährt, und es war merkwürdig, daß alle möglichen Unglücksfälle vor Allen gerade ihn trafen, der Aller Exempel war, und vor Allen am meisten besserer Schicksale werth zu seyn schien. Kam die Viehseuche, so litt

sein Vieh, kam Mißwachs, so litten seine Felder am meisten. Ausserdem ging selten ein Jahr vorüber, daß er nicht bald so, bald anders, an seinem Vermögen irgend einen Schaden erlitten hätte. Er selbst, Frau und Kinder, waren kränklich. Seine Scheune, mit dem, was darin befindlich war, wurde zur Nachtzeit — niemand wußte, woher? — ein Raub der Flammen, und der arme Mann, der beim Retten sich zu sehr gewagt hatte, wurde selbst durchs Feuer beschädigt. Doch war dieß Alles nur geringes Leiden. Sein einziger Sohn, der mit den Pferden auf dem Felde war, blieb über die Zeit aus. Der Vater ging, voll banger Ahnung ihm nach, und fand den Knaben in seinem Blute, vom Pferde erschlagen. Er schloß sein Kind in die Arme, trug es mit wankenden Schritten, ohne Thränen, zur Hütte, und sprach kein Wort. Er setzte es in einen Stuhl, sich gegenüber, und blickte so, stundenlang sprachlos, mit gefalteten Händen die Leiche an, indeß Frau und Töchter das Haus mit lautem Wehklagen erfüllten. So war das Leben dieses Mannes eine Kette von Leiden, die Gott ihm sandte, weil Er ihn lieb hatte, ihn vervollkommnen und seinen Nachbarn zeigen wollte, wie viel der Fromme gelassen zu tragen vermag. Er erlag auch nicht unter diesen Leiden. Er bettelte nicht, klagte nicht, trug mit stiller Geduld, setzte den ersten Unglücksfällen desto größere Arbeitsamkeit entgegen, dem letztern aber Glaube, Hoffnung und Hinsehen auf das, was jenseits ist.

Einige Zeit vor seinem Tode ließ er seinem Seelsorger sagen, daß er mit den Seinigen sehr krank sey. Dieser kam, aber welch ein erschütternder Anblick für ihn! Auf einem Bette lag der christliche Mann, nebst seiner Frau, die nicht unwerth war, mit ihm zu leben

und zu leiden; auf dem andern lagen vier unerwachsene Töchter, alle an der Ruhr krank. Gott, wie viel hilfloses Elend wohnt oft in der Hütte des Landmannes! — Der würdige theilnehmende Geistliche fand ihn auch jetzt in der besten Fassung, und so oft er kam, sah er zwar größern Jammer, aber auch immer größere Standhaftigkeit; und er, der kam zu erbauen, ging jedesmal erbauter, gestärkter und beschämter zurück. Einst fühlte dieser Geistliche noch Abends spät einen heftigen Trieb, noch einmal hin zu dem edlen Dulder zu gehen. Er ging, tiefe Stille herrschte in dem Zimmer, das von einer schwachen Lampe nur wenig erleuchtet war. Man merkte ihn kaum, als er hereintrat. Frau und Kinder vergaßen ihrer eigenen Krankheit, und jammerten nur über den Vater. Als der Priester nun ins dunkle Bett hineinsah, fand er ihn aufrecht sitzen, sein Haupt entblößt, seine Mütze in beiden gefalteten Händen, und das brechende Auge gen Himmel gerichtet. Der Geistliche redete ihn an, und noch schien der Sterbende ihn zu kennen, aber seine Sinne waren bereits ganz verwirrt. Seine Besinnung war wirklich dahin, aber mit Inbrunst hielt er seine Hände empor, sah gen Himmel: »Gott — Gnade — meiner Frau — hilf — die ich zurück lasse — meine unmündigen Kinder — Alle, die mir in meiner Krankheit Gutes gethan haben —« dieß und mehreres sprach er noch. Bei seinem armen verwirrten Verstande bethete er noch für sich, dann folgten wieder verwirrte Worte vom Ackerbau, dann rief er seine Tochter, und dann bethete er wieder aus dem innigsten, vollsten Herzen. — Am folgenden Morgen fand der Geistliche die Frau allein auf dem Bette. Sie sah ihn starr an, zeigte auf ein langes in der Ecke des Zimmers auf die

Erde ausgebreitetes Betttuch, unter welchem die Leiche ihres Mannes lag. »Er ist — sanft — eingeschlafen,« sagte sie mit schwerer Zunge, zeigte auf sich, dann gen Himmel, und schien sagen zu wollen, daß sie ihm bald folgen würde. Nach vier und zwanzig Stunden hatten fünf unversorgte Kinder keine Eltern mehr. Beide wurden an einem Tage beerdigt, und ein gemeinschaftliches Grab deckte ihre Asche. — Schaue auf ihr Ende, und folge ihrem Glauben nach! —

(W. M. in B.)

38.

Jugendsünden bleiben nicht ungestraft.

(Auch die — deinigen nicht.)

Auf der Schule zu Pf. bei Naumburg riß die Unart ein, daß die jungen Leute des Nachts großen Unfug trieben. Einer von den Lehrern gab sich die Mühe, dann und wann vom Schlafe aufzustehen, und den unruhigen Nachtwandlern aufzulauern. Er hatte manchen ertappt, und ihn gehörig bestrafen lassen. Eines Tages war er etwas spät im Garten gewesen, und kam, da es schon finster war, in den abgelegenen Gang, der zu seinem Schlafzimmer führte. Zu seinem Glücke hatte er einen Stock in der Hand, mit dem er dicht vor seiner Stubenthür auf ein Fuchseisen (d. i. eine eiserne Falle, die man Füchsen legt, um sie zu fangen,) traf, welches zusammenschlug und den Stock

zerquetschte. Er selbst hatte nun davon keinen weitern Schaden, als den Schrecken, den ihm das Geräusch des Eisens verursacht hatte. Da indessen die Absicht, in welcher das Eisen dahingelegt war, so sichtbar keine andere gewesen seyn konnte, als ihm die Beine zu zerschmettern, und dem guten Mann die nächtliche Aufsicht über die jungen Herumschweifer unmöglich zu machen: so wurden zwar die strengsten Untersuchungen angestellt, den Thäter zu entdecken. Allein Alles war vergeblich.

Einige Jahre darauf erhielt eben dieser Lehrer von einem Menschen, der damals auf der Schule war, als jener boshafte Streich vorging, und hernach Husar geworden war, einen Brief folgenden Inhalts:

»Lange habe ich mich darüber gefreut, daß ich meine abscheuliche That mit dem für Sie aufgestellten Fuchseisen, trotz aller genauen Untersuchung, verhehlen konnte. Ich Unbesonnener dachte nicht daran, daß die Allmacht dessen, dem Nichts verborgen ist, mich allenthalben und früh genug zur Verantwortung ziehen könnte. Er hat es gethan, und hat es eben so sichtbar, als für mich schrecklich gethan. Anstatt, daß ich Ihnen die Beine zu zerschmettern dachte, wußte Gott sie zu erhalten, und hat mir das Schicksal bereitet, welches ich Ihnen zugedacht hatte. In der Schlacht bei Zorndorf (sie ging bekanntlich im siebenjährigen Krieg am 24. und 25. August 1758 zwischen der preussischen und russischen Armee vor sich) sind mir beide Beine durch Kartätschenkugeln zerschmettert worden. Was ich ausgestanden habe, geht über alle Beschreibung; aber mein böses Gewissen marterte mich noch mehr, als die Schmerzen der Wunden. Neben mir lagen einige Kameraden in dem Lazarethe, die weit gefährlichere Wun-

den hatten; aber sie waren viel ruhiger; denn sie konnten mit Freudigkeit zu Gott bethen. Das konnte ich nicht, und werde es nicht eher können, als bis ich meine Ruchlosigkeit Ihnen bekannt und abgebethen habe. Machen Sie Ihren jetzigen Zöglingen meine schreckliche Geschichte als einen neuen Beweis bekannt, daß die Gerechtigkeit Gottes wohl eine Zeitlang zu dem Frevel der Menschen schweige; daß sie aber endlich desto schrecklicher den Bösewicht heimsuche, wenn er sich nicht durch ihre Langmuth zur Buße lenken läßt. — Sobald ich wieder meine Beine gebrauchen kann, will ich zu Ihnen eilen, und Sie auf meinen Knien auf der Stelle um Vergebung bitten, wo ich die verworfenste That meines Lebens beschloß.«

(B. S.)

39.

Trost einer bekümmerten Mutter.

(Wie erquickend für ein Mutterherz!)

Im nördlichen England lebte eine Wittwe, deren Sohn sich einem ausschweifenden Leben ergab, und damit sie in bangen Kummer, sich selbst aber ins Elend stürzte. Gefühllos gegen ihre Sorge, taub gegen ihre Warnungen, brachte er sein Vermögen durch, und war nun genöthigt, zur See Dienste zu nehmen. Beim Abschied von der Mutter gab ihm diese ein ganz neues Gebeth- und Erbauungsbuch, in das sie seinen und ihren Namen geschrieben hatte. Mit zärtli-

cher Rührung beschwor sie ihn: »Behalte dieses Buch, und lies es wenigstens aus Liebe gegen mich.«

Jahre vergingen, ohne daß sie ein Wort der Nachricht erfuhr, ob sie gleich verschiedene Meerstädte und London selbst bereiste, und, wo sie immer Gelegenheit fand, dem Schiffe nachfragte, auf dem ihr Sohn abgesegelt war. Endlich erfuhr sie zufällig von einem Schiffskapitain, daß jenes Schiff zu Grunde gegangen, daß er einen jungen Menschen, der darauf war, gekannt, Namens **, der so schlecht gewesen, daß es gut seyn würde, wenn alle seines gleichen im Meeresgrunde lägen. Ein Dolchstich ins Mutterherz! Von da an zog sie sich zurück, wohnte in einem Seehafen an der englischen Küste, und beweinte in stiller Verborgenheit ihren Sohn.

Nach einigen Jahren klopfte Jemand an ihre Thüre; es war ein halbnackter Matrose, der um ein Almosen bath. Die gute Frau, wehmüthig beim Anblicke jedes Seemannes, läßt ihn seine Geschichte erzählen; er hatte mehrmals Schiffbruch gelitten. Vor einigen Jahren sey er mit einem jungen Herrn allein noch aus einem Schiffbruche gerettet, und auf eine wüste Insel verschlagen worden; da lebte er, sagte der Matrose, noch sieben Tage, und ich schloß ihm die Augen. Hier fing er herzlich zu weinen an. »Ich werde ihn nie vergessen, wie er seine Sünden beweinte, bethete, und fast immer in einem kleinen Buche las, das ihm seine Mutter soll gegeben haben. Diesem Buch und seiner Mutter habe er Alles zu danken, was seinem Herzen noch wohl thue. Vor seinem Tode hab' er ihm dieß Büchlein geschenkt mit den Worten: Nimm es, Jakob, lies es; Gott segne Dich. Ich gebe Dir damit Alles, was ich habe.« Die Frau staunte, wollte

nicht glauben. Dann zog der Matrose aus seinem zerrissenen Kleide das Büchlein, halb verrissen — »Sehen Sie, hier ist das Büchlein!« Sie nahm es — erkannte noch ihre Handschrift, den Namen ihres Sohnes und den ihrigen. Ihr war, als rufe man ihr: »Dein Sohn lebt!« und ihr Herz war voll Lobpreisung Gottes. Dann fragte sie den Matrosen: »Braver Mann, wolltet ihr mir dieß Büchlein überlassen?« »Nein, Frau, nein,« rief der Seemann, »um kein Geld! Er gab mirs mit sterbender Hand. Mehr als einmal, seitdem ich es besitze, hab' ich Alles, was ich hatte, verloren, nur diesen Schatz nicht, dessen Werth ich fühlen lernte; ich werde mich nicht davon trennen, bis ich meinen letzten Athem ausgehaucht habe.« —

(B. S.)

40.

Roswitha, die erste Dichterin der Deutschen.

(Verwende auch du deine Talente stets zur — Ehre Gottes.)

Das Kloster zu Gandersheim, am schönen Harzgebirge gelegen, war früher das berühmteste und bedeutendste Frauenkloster in unserm Vaterlande. Hier lebte zu Ende des zehnten Jahrhunderts Roswitha, eigentlich Helena von Rossow, aus einer adelichen Familie in der ehemaligen Markgrafschaft Brandenburg abstammend, und Enkeltochter Herzog Otto's des Erlauchten.

In ländlicher Stille, fern vom Geräusche des Hofes, brachte Roswitha ihre frühen Jugendjahre zu. Nach dem Tode ihrer Eltern kam sie zu einem Freunde derselben, einem edlen und gelehrten Grafen, der sie mit seinen eigenen Töchtern erzog, die aber wenig von Roswithens edlen Gesinnungen und Neigungen an sich trugen. Sie liebten Putz und sinnliche Vergnügungen und hielten wenig auf Frömmigkeit und Kenntnisse. Dagegen kannte Roswitha von frühester Jugend an keine größere Freude, als sich von ihrem Pflegvater unterrichten zu lassen und aus seinem Munde Lehren der Weisheit und Frömmigkeit zu vernehmen, die sie tief in ihr junges Herz einprägte.

Ferne lag ihrem Sinne Eitelkeit und Freude an weltlichem Treiben, und wenn ihre Gespielinnen sich im Tanzen übten, oder um ihren Schmuck bemüht waren, saß sie in einem stillen Winkel des Schlosses und vervollkommte sich in den schönen Wissenschaften. Bald konnte sie, was zu jener Zeit eine große Seltenheit war, lesen und schreiben; und noch hatte sie ihr zwölftes Jahr nicht erreicht, so las, schrieb und sprach sie schon fertig lateinisch, worin ein gelehrter Schloßkaplan sie unterrichtete; früh zeigte sich in ihr die Liebe zur schönen Dichtkunst, und schon als fünfzehnjähriges Mädchen machte sie selbst dichterische Versuche.

Die Schönheit ihres Körpers glich ganz der ihrer Seele; aber nie ward sie stolz auf ihre geistigen, oder körperlichen Vorzüge. »Alles kömmt von Gott,« — sagte sie sich, — »wie sollte ich denn auf Gaben stolz seyn, die ich mir nicht durch eigenes Verdienst erworben habe?«

Roswitha in solchen Gesinnungen und mit so sel-

tenen Vorzügen ausgerüstet, war daher auch der Liebling ihres Pflegevaters.

Ihre größte Freude fand sie im Genusse der freien Natur, da erfüllte sich ihr Gemüth mit gottseligen Gedanken und gefühlvollen Liedern pries sie die göttliche Allmacht und Liebe. Oft begleitete sie ihr frommer Pflegvater auf ihren einsamen Spaziergängen, dann suchten sie nicht selten ein schönes gelegenes Waldplätzchen auf, und sie vernahm dann an der Seite ihres Pflegevaters manche ermunternde Geschichte aus dem Leben ihrer edlen Vorväter, aber öfters noch fromme Lehren christlicher Weisheit aus seinem Munde.

Da ihr Pflegevater ihr auch die Lebensgeschichte der edlen Frauen aus ihrem Geschlechte, die nach einander Aebtissinnen, oder Vorsteherinnen des schönen Klosters zu Gandersheim gewesen waren, und sich durch ein Gott geweihtes Leben ausgezeichnet hatten, mittheilte, ward der Wunsch immer lebhafter in ihr, ihre Tage in Zukunft auch in einem Kloster, und am liebsten in dem zu Gandersheim zuzubringen. Es dauerte auch nicht lange, so ward ihr Wunsch erfüllt, denn eine Tante Roswithens, die ihren Namen führte und wie ihre Mutter eine Tochter Otto des Erlauchten, Herzogs zu Sachsen war, ward zur Aebtissin des Klosters zu Gandersheim erwählt, und da diese selbst eine gelehrte Frau war, und viel von den Kenntnissen und dem frommen Sinne ihrer Nichte gehört hatte, lud sie dieselbe zu sich in das Kloster ein.

Bald war Roswitha der Gegenstand allgemeiner Bewunderung; ihre Bildung, ihre Sanftmuth, vor allem aber ihre Demuth und Frömmigkeit, blieben unübertroffen im Kloster; dabei fühlte sie ihr Gemüth auf's Innigste zu frommen Gesängen aufgelegt, und

in der Stille und Abgezogenheit ihrer klösterlichen Zelle fand sie Gelegenheit genug, diese mit Muße niederzuschreiben.

Ihre ersten Werke waren acht poetische Erzählungen, wobei sie sich, wie bei allen ihren Schriften der lateinischen Sprache bediente, deren sie schon durchaus mächtig war; denn unsere deutsche Muttersprache war in jener barbarischen Zeit noch so unausgebildet, daß man sich ihrer zu Schriften noch wenig bediente.

Auf die acht poetischen Erzählungen der Roswitha, die ohne Ausnahme geistlichen Inhalts waren, und zum Theil das Leben und den Wandel frommer Männer und Frauen beschrieben, folgten sechs geistliche Comödien, christliche Umbildungen der Lustspiele des Terenz. Aufgefordert vom Kaiser Otto II. und der Aebtissin Gerberge von Gandersheim schilderte sie die Thaten des Kaisers Otto des Großen in lateinischen Versen; das Letzte ihrer Werke war eine poetische Geschichtserzählung der Gründung der Abtei Gandersheim. Ihre sämmtlichen Schriften haben ihr den Ruf einer besonders für das damalige Zeitalter großen Gelehrsamkeit erworben.

Möchten doch Alle, welche irgend ein Talent von Gott empfangen haben, durch Roswithens Beispiel sich aufgefordert fühlen, dasselbe nur zu würdigen Zwecken zu verwenden.

Wenn gleich die Zeit vorüber ist, wo Schriftstellerei an Frauen bewundert wird, so verdient doch Roswitha um so mehr Achtung, da sie in einer ganz ungebildeten Zeit lebend, und vermuthlich nur sehr dürftig unterrichtet, fast Alles aus sich selbst ward; besonders da sie ihre schönen Naturgaben nicht zur Befriedigung der verwerflichen Eitelkeit, sondern allein zum

Wohle ihrer Nebenmenschen anwandte. In der tiefen Demuth ihres Herzens gab sie Gott allein alle Ehre und nie fiel es ihr bei, sich zuzuschreiben, was einzig und allein Sein Geschenk war.

(**)

41.

Olympia Fulvia Morata.

(Nicht Selbstsucht, auch nicht gelehrtes Wissen, sondern die Religion allein vermag das menschliche Herz aufrecht zu erhalten.)

Diese durch ihre Talente und Frömmigkeit ausgezeichnete Zierde ihres Geschlechts war zu Ferrara im Jahr 1526 geboren. Ihr Vater, Fulvio Morato, durch seine Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit rühmlichst bekannt, war Professor am Gymnasium zu Ferrara, und Lehrer der beiden Söhne des Herzogs Alfonso. Die Wißbegierde und die vorzüglichen Gaben, die dieser Gelehrte bei seiner Tochter bemerkte, bewogen ihn, sie selbst auf das sorgfältigste in der griechischen und lateinischen Sprache und andern Wissenschaften zu unterrichten, und diese machte in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß ihr schon in ihrer frühsten Jugend die Bewunderung Aller, die von ihr hörten, zu Theil wurde. Die Gemahlin des Prinzen Ercole von Ferrara wünschte daher sie an ihrem Hofe zu haben, um ihrer Tochter, die sie durch einen berühmten Deutschen, den Johann Sinapius, in eben diesen Wissenschaften

unterrichten ließ, zur Gesellschafterin zu dienen. Hier übertraf sie alle Erwartungen. Man hörte sie lateinisch deklamiren, griechisch sprechen, die schwersten Fragen beantworten, und gelehrte Bücher erklären.

Mit dieser seltenen Bildung verband sie damals schon wahre ungeheuchelte Frömmigkeit und Demuth.

Als ihr Vater von der Krankheit befallen wurde, an welcher er bald darauf starb, verließ sie den Hof, um die Pflichten einer liebenden Tochter zu erfüllen, und ihn in seiner Krankheit zu pflegen. Nach seinem Tode blieb sie bei ihrer kränklichen Mutter, besorgte die Wirthschaft, und half ihre beiden Schwestern und ihren Bruder erziehen. Um diese Zeit hielt sich ein gewisser Andr. Gründler, aus Deutschland, in Ferrara auf, wo er die Arzneiwissenschaft studiert, und den Doctorhut erhalten hatte. Dieser, von Olympias trefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften angezogen, bewarb sich um ihre Hand, und erhielt solche. Sie folgte ihm in seine Vaterstadt Schweinfurt, wo sie neben ihrem häuslichen Berufe religiöse Bücher fleißig las, und sich mit Eifer den geistlichen Wissenschaften widmete. Ihre beiden erwachsenen Schwestern hatte sie bei ihrer Mutter zurückgelassen, den achtjährigen Bruder Emilio aber mit nach Deutschland genommen, um ihn in der griechischen und lateinischen Sprache und andern Wissenschaften selbst zu unterrichten. So lebte sie einige Zeit an der Seite ihres geliebten Gatten, unter ihren Lieblingsbeschäftigungen, ruhig und vergnügt; allein leider! dauerte dieses Glück nicht lange. Die Stadt Schweinfurt wurde von den Truppen mehrerer Fürsten belagert, so lange der Markgraf von Brandenburg dieselbe besetzt hielt. Nachdem sie

Tag und Nacht beschossen worden, verbreitete sich unter den Soldaten eine Krankheit, von der fast alle Bürger, und selbst der Gatte der Olympia, angesteckt wurden, so daß sich keine Hoffnung zu seinem Leben mehr zeigte. Doch verlor sie den Muth nicht, und ertrug dieses Leiden mit einer Standhaftigkeit, die nur die christliche Religion ihren Bekennern gewähren kann. »Mein einziger Trost, der mich aufrecht erhielt,« — schreibt sie: — »war das Wort Gottes, um welches ich nie mit den verderblichen, nur die Lüste befriedigenden, weltlichen Vergnügungen tauschen würde.«

Die Belagerung hatte schon vierzehn Monate gedauert, als der Markgraf endlich seine Truppen plötzlich in der Nacht herauszog, und die Stadt verließ. Man glaubte nun, daß hiedurch dieser Krieg auf einmal glücklich geendigt seyn würde; aber nun erst gerieth die arme Stadt in das äußerste Elend: denn kaum hatte der Markgraf mit seinen Leuten die Stadt verlassen, als die feindlichen Truppen hineinfielen, und dieselbe plünderten und anzündeten. Alles war nun in der äußersten Noth. Olympia und ihr Gatte wollten sich in die Kirche retten, wo sie gewiß ihren Untergang würden gefunden haben, wenn nicht, durch eine besondere Schickung Gottes, ein unbekannter Soldat ihnen gerathen hätte, unverzüglich aus der Stadt zu fliehen. Sie folgten diesem Rath und verließen die Stadt, ohne einen Heller mitnehmen zu können. Sie wurden sogar noch auf dem Markte ihrer Kleider beraubt, und Olympia blieb nichts, als das Hemd übrig, ihren Körper zu decken. Kaum hatte sie in diesem Zustande die Stadt verlassen, so wurde ihr Gatte von den Feinden gefangen genommen. Da sie nun nicht das Geringste hatte, womit sie ihn loskaufen konnte, so

blieb ihr nichts übrig, als sich mit inbrünstigem Flehen an Gott zu wenden, der auch ihr Gebeth erhörte, und ihren Mann alsobald frei zurückführte.

Mit bloßen Füssen, zerstreuten Haaren und zerrissenen Kleidern, die sie von einer andern Frau geborgt hatte, kam sie endlich nach Hammelburg, einem kleinen Orte, der drei Meilen von Schweinfurt entfernt ist. Hier fiel sie aus Ermüdung in ein Fieber, das sie auch die ganze Reise über nicht verließ: dessen ungeachtet durfte sie nicht länger als vier Tage an diesem Orte bleiben, weil den Hammelburgern verbothen war, Schweinfurter Flüchtlinge bei sich aufzunehmen. Sie mußte also ihren Weg, ohne zu wissen wohin, so krank und entkräftet sie war, aufs Neue fortsetzen, und kaum hatte sie dieß gethan, als ihr Mann von einem feindlichen Offizier abermals gefangen wurde, der ihnen sagte, er hätte Befehl von seinem Herrn, alle Flüchtlinge aus Schweinfurt zu tödten. Sie mußten also so lange zwischen Furcht und Hoffnung gefangen bleiben, bis sie von dem feindlichen Fürsten, an den sie geschrieben, Antwort erhalten hatten, und losgelassen wurden. Den Verlust aller irdischen Güter konnte Olympia standhaft leiden, aber die Trennung von ihrem zärtlichst geliebten Gatten vermochte sie kaum zu ertragen. Doch Gott hatte auch hier, wie in der Folge, ihr Seufzen erhört.

Sie kam mit ihrem Gatten zu dem Grafen von Reineck und dann zu den Grafen von Erbach. Von diesen wurden sie sehr freundlich aufgenommen, und mit Kleidern und andern Bedürfnissen reichlich beschenkt. Ja die Gemahlin eines dieser Grafen, eine geborne Prinzessin von der Pfalz, hatte so viel Liebe und Mitleid gegen Olympien, daß sie solche in ihrer

Krankheit persönlich pflegte, und ihr ein Gewand von großem Werthe zum Geschenke machte. Ein anderer vornehmer Mann, den sie vorher nicht einmal dem Namen nach kannten, hatte ihnen schon unterwegs eine ansehnliche Summe Geldes geschenkt. So kamen sie endlich im Jahr 1554 nach Heidelberg, wohin ihr Mann von dem Churfürsten von der Pfalz als öffentlicher Lehrer der Arzneiwissenschaft berufen war.

Sie war aber nicht lange hier, als sie von einem heftigen Fieber befallen wurde. Dabei hatte sie Schmerzen am ganzen Körper, welche sie des Schlafes beraubten, so daß sie endlich alle Kräfte verlor; hiezu gesellte sich noch ein Katarrh, bei dem sie Tag und Nacht zu ersticken drohte, und der auch in Kurzem ihrem Leben ein Ende machte. Ihr Tod war ihres Lebens würdig. »Sie starb« — (sagt ihr Gatte) — »mit einer großen freudigen Sehnsucht nach jenem bessern Leben, den 24. Oktober 1555, noch vor ihrem 29. Jahre, nachdem sie nicht volle fünf Jahre in der Ehe gelebt hatte.«

Ihre Schriften, die in lateinischen nnd griechischen Reden, Gesprächen, Briefen und Gedichten bestehen, sind nach ihrem Tode von einem ihrer Freunde gesammelt und herausgegeben worden.

(**)

42.

Maria Anna, Gräfin von Thürheim.

(Muster einer christlichen Hausfrau.)

Diese durch vorzügliche Geistes- und Herzenseigenschaften ausgezeichnete Frau ward 1743 zu Innsbruck geboren, und erhielt von ihrem Vater, Grafen Alexander von Kinigl, und ihrer Mutter, geb. Fürstin von Trautsohn, eine fromme Erziehung.

Wurde auch, wie sie selbst sagte, nicht große Sorgfalt auf Erwerbung glänzender Eigenschaften und vieler Kenntnisse gewendet, so bewahrte ihr doch diese ihr gegebene religiöse Richtung jene Kindlichkeit und Seelengüte, die mehr werth ist, als alle Talente. Frühe Religiosität ist die Wurzel, aus der alles Gute, zumal in dem weiblichen Gemüthe, hervorgeht. So werden durch sie auch in diese junge Seele Keime des Bestrebens nach Vollkommenheit und Selbstüberwindung eingepflanzt, die sich nachher zu den herrlichsten Eigenschaften entwickelten, und sie zu einer der Würdigsten ihres Geschlechtes erhoben.

Im Jahre 1763 verheirathete sie sich mit dem Grafen Migazzi, Obristen bei dem Kaiserl. Oesterreichischen Regiment Caprara. Sein Stand als Krieger verband sie, ihn auf seinen Reisen zu begleiten, eine Lebensweise, die besonders geeignet ist, sich Menschenkenntniß zu erwerben, welche ihr denn auch in hohem Grade zu Theil wurde. Oft veränderte sie ihren Wohnplatz, und überall wurde sie geliebt und geschätzt. Die Natur war freigebig gegen sie gewesen, und von Jedem, der sie kannte, wurde ihre Schönheit gepriesen;

nur sie schien es in bescheidener Unbefangenheit nicht zu wissen, wie schön sie war.

Sie besaß einen gesunden Verstand, und war unabläßig bemüht, ihn auszubilden, nicht, um damit zu glänzen, sondern um dadurch in ihren häuslichen Verhältnissen für Mann und Kinder desto nützlicher zu werden.

Nach dem im Jahre 1770 erfolgten Tode ihres Gatten trat sie zum Zweitenmal in die Ehe mit dem Grafen Christoph von Thürheim (später Kais. K. Geheimenrath, damals Regierungspräsident und Landschaftshauptmann zu Linz in Oberösterreich), der ihren ganzen Werth zu schätzen wußte, und sie zu seiner glücklichen Gattin machte; sie erwiederte dieß mit der dankbarsten, treusten Gegenliebe. In der That war diese Ehe ein Muster von Eintracht, von Liebe um Liebe. Achtung und Freundschaft waren die Triebfedern aller Handlungen dieser edlen Frau; das sah man aus der sorgfältigsten Aufmerksamkeit für ihren Gemahl, so daß ihr auch keiner seiner leisesten Wünsche entging. Es war rührend zu hören, mit welcher Dankbarkeit sie die stäten Beweise seiner Anhänglichkeit und Fürsorge erkannte, wovon noch ihr letzter zurückgelassener Brief ein Zeugniß ablegt.

Mit Klugheit und Genauigkeit besorgte sie die Ordnung der häuslichen Angelegenheiten; das hielt sie für die ächte Sphäre der weiblichen Wirksamkeit, und deßwegen sah sie kein dahin einschlagendes Geschäfte für zu gering an. Die Küche, z. B. ordnete sie täglich an, auch in ihren Krankheiten, ja noch am letzten Tage ihres Lebens. Ungeachtet ihrer schwächlichen Gesundheit und ihrer vielen körperlichen Leiden erstreckte sich doch ihre Aufmerksamkeit auf jeden Gegenstand des

Hauswesens, so gering er auch scheinen mochte. Kein Glied des Hauswesens wurde im Geringsten übersehen oder vernachlässigt.

Sie vergaß sich, um nur an Andere zu denken und für sie zu sorgen; wo eine Klage gehoben, wo ein Verdruß vermieden werden konnte, da geschah es durch sie, und ihre Tugenden machten das Haus ihres Gatten zur Wohnung des Friedens und des stillen Glückes.

Ihren Kindern war sie eine zärtliche Mutter, mit Sanftmuth und steter Sorgfalt bildete sie die jungen Gemüther, und kettete sie dadurch mit unauflöslichen Banden der Liebe und Verehrung an sich. Graf Thürheim brachte ihr aus einer früheren Ehe eine Tochter zu. Man weiß, — und es ist in's Sprichwort übergegangen, wie leicht an dieser Klippe das weibliche Herz scheitert. Aber ihr edler Sinn bestand diese Probe. Ihr Herz und ihr Betragen machte keinen Unterschied zwischen ihren eigenen und dem angetretenen Kinde, und eine der größten Freuden ihres Lebens fand sie darin, daß jene ihr zugebrachte Tochter sich späterhin mit dem Sohne, den sie aus ihrer ersten Ehe hatte, verheirathete. Selten aber wird auch eine Stieftochter ihrer neuen Mutter so ergeben und so kindlich dankbar seyn, als die liebenswürdige Gräfin Louise von Migazzi es war, die noch jetzt nicht anders als mit der innigsten Verehrung von ihr spricht.

Es war mehr als durch blosse Lehren, wodurch sie das Herz ihrer Kinder bildete. Sie gab ihnen das beste Muster aller häuslichen Tugenden durch ihr eigenes durchaus christliches Betragen, durch ihre Bescheidenheit, und durch ihre unermüdliche Thätigkeit; keinen Augenblick sah man sie müssig.

Sie lernte gern — und nur zu diesem Endzwecke

las sie viel, jedoch mit Auswahl, besonders liebte sie die Schriften von Johann Michael Sailer, Sturm (in Hamburg), das deutsche Brevier, Kempis Nachfolge Christi. Aus den neuesten Schriftstellern sammelte sie eigenhändig einen sehr zweckmäßigen und in Absicht der Materien und Rubriken sehr vollständigen Auszug moralischen Inhalts, und theilte ihn unter ihre Töchter. Die vortreffliche Auswahl macht ihrem Herzen ebensowohl, als ihrem Verstande, Ehre.

Sie hatte einige Kenntniß von der Botanik, und unterhielt eine kleine Hausapotheke. — Medizinisch-brauchbare Kräuter zu sammeln, sagt ein Freund von ihr, war eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen auf dem Lande; sie trocknete oder destillirte sie, und theilte die daraus bereitete Arznei unentgeltlich Kranken mit, aber jedesmal mit Vorwissen der Aerzte, bei denen sie sich vorher erkundigte. — »Nie werde ich,« — so erzählt ihre Tochter in der Lebensbeschreibung dieser ihrer Mutter — »an Sommerwegen den Himmelbrand (eine Feldpflanze) blühen sehen, ohne an sie, diese edle Menschenfreundin, zu denken! Welch' ein Fest es für sie war, bei ihren Spaziergängen vor dieser Kerze still zu stehen, und ihre Blüthen in ihr Tuch zu sammeln, oder sie aus den Händen ihrer muntern Enkel zu empfangen!«

So sehr in den gesellschaftlichen Zirkeln der Städte ihre vortrefflichen Eigenschaften erkannt und geschätzt wurden, und so wohlthätig sie auch da auf alle Umgebenden wirkte, so lag es doch in ihrer zur Stille geneigten Seele, das ländliche Leben allem Glanze der Städte vorzuziehen. Ihr liebendes Herz wünschte sich immer nur dahin, wo sie unbemerkt Gutes wirken könnte. Oft besuchte sie die Hütten der Armen, er-

kundigte sich freundlich nach ihren Bedürfnissen, gab dann den Dürftigen Kleidung und Nahrung, den Kranken Arznei, jedem Traurigen Rath und Trost.

Ueberzeugt von den Mängeln, die bei dem Unterrichte der ländlichen Jugend sich so häufig finden, suchte sie, wohlwollend und hellsehend, auch da zu helfen. Sie errichtete eine (auch jetzt noch fortdauernde) Näh- und Strickschule auf einem ihrer Landgüter, um die Jugend nützlich zu beschäftigen, und die Mädchen die nöthen Handarbeiten erlernen zu lassen.

Ihre Untergebenen und Hausleute versah sie mit Büchern, theils zur Erbauung, theils zur Unterhaltung, damit sie den Gefahren der Langeweile entgehen, und zugleich ihre nöthigen Kenntnisse erweitern möchten. — Wie oft ist das leidenschaftliche Betragen der Hausfrau gegen ihr Gesinde, ein rauher, unfreundlicher Ton die Quelle des häuslichen Unfriedens, der dann wie ein unheilbarer Schaden um sich greift, und das ganze schöne Verhältniß eines wohlgeordneten Hauswesens zerstört! — Sie zeigte ihre höhere Geistes- und Herzensbildung durch Sanftmuth im Ertragen der Fehler ihrer Dienstleute, durch stete Sorgfalt für ihr Wohl, und dadurch, daß ihr eigenes Beispiel diese dienende, oft ungebildete Klasse zur Frömmigkeit, zum Anstand und zur Bekämpfung aufbrausender Leidenschaften mächtig hinwies.

Die lauterste Unschuld, ein kindlicher Sinn, eine für alles Gute empfängliche Belehrsamkeit, zuvorkommende Freundlichkeit, Ernst mit Güte, unermüdete Thätigkeit, aufrichtige Bescheidenheit — waren die edlen Blumen, aus denen der schöne Kranz ihrer Tugenden geflochten war. Alles dieß erhielt einen vergrößerten Werth durch die kindliche, heitere Frömmig-

keit, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, und alle ihre Schritte leitete. Entfernt von Frömmelei ward ihre reine Andacht durch die Ausübung jeder schönen Christentugend auch dem ehrwürdig, der diese Stimmung nicht aus eigener Erfahrung kennt, oder, an sich betrachtet, keinen Werth darauf legt. Sie fand Trost im stillen Gebethe; aber ihre Gottesliebe zeigte sich noch mehr im Handeln als im Empfinden. Tiefes Gefühl ihrer Abhängigkeit von dem Schöpfer der Welt, ruhige Ergebung in seinen Willen, ein redlicher Sinn, wahre Demuth und die thätigste Menschenliebe waren die herrlichen Früchte ihres Glaubens, und sichtbar bestätigte sich an ihr der anerkannte Satz, daß nur christliche Religiosität einem edlen Charakter, und besonders dem weiblichen, seine höchste Würde zu geben vermag. Man darf sagen, daß ihr ganzes Leben eine fortgesetzte Selbstverläugnung, oder, besser, Herrschaft über sich selbst war. Pflicht ging ihr über Alles, und ihr kindlicher Sinn meinte, dieß sey gar nichts Verdienstliches, sondern könne nicht anders seyn. Alles, was sie that, geschah aus der Ueberzeugung, gerade dieß und nichts anders sey jetzt ihre Pflicht. Nach diesem Maaßstabe war ihre Anstrengung und Ruhe, ihr Fasten und Essen, ihre Nachgiebigkeit, ihr Ernst und ihre Wohlthätigkeit bestimmt.

Mit der größten Gewissenhaftigkeit überließ sie sich seit vielen Jahren, bei ihrer schwächlichen Gesundheit, den Anordnungen der Aerzte, und was diese vorschrieben, befolgte sie aus Pflicht auf's pünktlichste.

Im gesellschaftlichen Zirkel war sie nicht laut und tonangebend; ihre Gegenwart war Niemand drückend; aber Ernst und Würde verbreitete sich, wo sie war;

durch eine dazwischen geworfene Frage wußte sie oft dem Gespräche eine ernste Richtung zu geben.

Alles an ihr athmete eine liebliche Bescheidenheit. Ganz eigentlich besaß sie jene glückliche Gabe, nur für das Gute und Schöne ein Auge zu haben und an Allem, was ihr vorkam, eher die gute, als die schlechte Seite zu bemerken. Ihre Seele war so rein und trugslos, daß Argwohn ihr fremd blieb. Stets voll Gleichmuth und Nachsicht, kannte sie keine andere Stimmung als jene glückliche, die immer geneigt ist zum billigen und beglückenden Frieden, immer bereit zu entschuldigen, zu vergeben und zu vergessen. Sie wachte sorgfältig über jedes schmeichelhafte Selbstgefühl ihrer vortrefflichen Eigenschaften; aber an Andern zog sie gern das verborgene Verdienst hervor, und huldigte ihm mit ihrer Seele voll Wahrheit und Liebe. So zog sie mit hinreissender Gewalt alle Herzen an, durch Freundlichkeit und unerschöpfliche Herzensgüte.

Ein so gefühlvolles Gemüth bewies doch zugleich die größte Standhaftigkeit im Leiden. Lange Jahre litt sie mit einer Sanftmuth und Geduld, die nur die Frucht ihres Gott geweihten Lebens seyn konnte.

Die vielen Anstrengungen, die ihre Lebensweise ihr zur Pflicht machten, und ihre rastlose Thätigkeit, hatten ohne Zweifel Vieles zu dem schwachen, auszehrenden Zustande ihres Körpers beigetragen, in welchem sie viele Jahre hinbringen mußte. In den letzten Wochen aber eilte sie schnell und sichtbar dem Grabe zu. Sie wünschte länger hier zu seyn; denn sie war die glücklichste Gattin und Mutter; aber sie wußte auch zu sterben, wie sie zu leben und zu leiden gewußt hatte. Sich gleich bis an den letzten Augenblick ihres

Lebens, blieb sie immer sorgfältig, thätig und wohlthuend, und ordnete noch immer das Hauswesen an.

Ueber Alles wichtig war ihr aber das Heil ihrer unsterblichen Seele. Weit entfernt, vor Gott, dem Heiligen und Gerechten, anders als im Gewande der lautersten Herzensdemuth erscheinen zu wollen, suchte sie ihre höchste Beruhigung in dem durch Jesus uns erworbenen Heile, und vollendete so, selig im Glauben an ihren Herrn und Erlöser, im fünf und fünfzigsten Lebensjahre, am 11. October 1798 ihre schöne irdische Laufbahn.

(**)

43.

Besonderes Beispiel göttlicher Bewahrung.

(Ein Meisterstück der göttlichen Allmacht und Güte.)

Ein Bürger von Badenweiler Namens J. F. Mehlin, Vater einer armen Familie, wurde am 3. Juny des Jahres 1824 Abends nach acht Uhr mit einem wichtigen Eilbriefe nach Staufen, einem Ort im Schwarzwald geschickt. Der Weg von drei Stunden ging über Berg und Thal und durch Waldungen. Der Entfernung nach hätte er am Morgen des folgenden Tages wieder zu Haus seyn können, allein er wurde am ganzen folgenden Tag vergebens erwartet, worüber seine Familie in nicht geringe Angst und Besorgniß gerieth. Ein zweiter Bothe wurde nach Stau-

fen geschickt — und als dieser mit der Nachricht zurückkam, daß jener M. nicht dort angekommen sey, so schien nichts gewisser, als daß derselbe auf dem waldigen Gebirge ermordet worden, oder sonst auf unglückliche Weise ums Leben gekommen sey. Welche schauderhafte Gefühle für Frau und Kinder dieses armen Mannes, die fast bis zur Verzweiflung führten, da auch alle angestellten Nachsuchungen fruchtlos waren! —

Schon waren drei Nächte vorübergegangen und der dritte Tag, das Pfingstfest erschienen, und alles Suchen, Forschen und Fragen war umsonst, die Hoffnung, den Vermißten auch nur als Leiche wieder zu finden, war aufgegeben, und die arme Familie befand sich in einem Zustand der unbeschreiblichsten Trost- und Hoffnungslosigkeit. So weit mußte es der Herr kommen lassen, damit das Meisterstück seiner Allmacht und Güte (Jes. 63, 1.) recht auffallend erkannt werden möge. — An diesem dritten Tage wollte der Waldbannwart Karrer von Ballrechten in Geschäften nach St. gehen; da fiel ihm ein, daß oben im Gebirge ein alter Bergschacht — und daß es möglich sey, daß der Vermißte bei der Nacht in denselben gestürzt, und so sein Leben verloren habe. Sogleich entschloß er sich, den mühsamen Umweg über das Gebirge zu machen und an der furchtbaren Bergschlucht nachzusehen. Zweimal jedoch wurde dieser Entschluß wankend gemacht durch die Betrachtung, daß dieser Schacht zu weit von dem durch den Wald führenden Weg entfernt sey, und daß, wenn auch der Unglückliche wirklich da hinunter gestürzt sey, doch an keine Rettung zu denken wäre, da der Schacht vier und achtzig Fuß tief war. Schon hatte er sein Vorhaben aufgegeben, und den gewöhnlichen Weg eingeschlagen, als ihn zum Drittenmale der

Gedanke an diese Bergschlucht heftig beunruhigte; nun stieg er das Gebirge hinan und kam an dem furchtbaren Schacht an, dessen Rand mit Moos und Gebüsch umwachsen war. Er bemerkte sogleich eine Stelle, wo die mit Moos bewachsene Erde sich losgerissen hatte, was er als wahrscheinliche Spur eines in diese Tiefe geschehenen Sturzes erkannte.

Nun trat er näher und immer näher, so weit er es ohne Gefahr wagen durfte, an den Rand des schauerlichen Abgrundes, und lauschte begierig, ob er nicht irgend einen Laut aus der Tiefe vernehmen werde — umsonst! Er ließ hierauf einen kleinen Stein in die Tiefe hinunterfallen, worauf sich dumpfe Töne aus dem Abgrunde herauf hören ließen. Jetzt fragte er mit lauter Stimme: »Wer ist da unten?« und die Antwort drang durch die Felsenwände herauf: »Johann Friedrich Mehlin von Badenweiler.«

Welche Entdeckung! — K. versprach ihm Hilfe herbeizuschaffen, lief nun in größter Eile nach Ballrechten zurück mit der Kunde: Mehlin liegt in dem Bergschacht und lebt noch! Viele Menschen eilten nun mit K. zu der schauerlichen Stätte — sie hatten sich mit Wurfseilen, und einer Leiter von dreißig Sprossen versehen, diese wurde nun, an die zusammgeknüpften Seile angebunden, und in den Schacht hinunter gelassen. Einer der dabei gegenwärtigen Männer, Johannes Köberlin, versuchte es, sich an den Seilen hinabzulassen, allein die ihm entgegenkommende Stickluft trieb ihn wieder zurück. Einem andern jungen und muthvollen Manne, Johannes Kiefer, aber gelang es, sich in den furchtbaren Abgrund hinunterzulassen. Hier reichte er vor allen Dingen dem Ermatteten einen Labetrunk, band ihn hierauf an die

Leiter fest, und kletterte nun an den Seilen glücklich wieder hinauf. Nun wurde die Leiter mit dem daran befestigten Unglücklichen heraufgezogen. —

»Was machen meine Frau und Kinder?« Dieß war das erste Wort, womit er alle Anwesenden anredete und begrüßte. In Eile wurde ein Bothe nach Badenweiler abgefertigt mit der Freudenbothschaft an die Frau und Kinder: »Dein Mann — euer Vater lebet und wird morgen zu euch gebracht werden.« Was Mutter und Kinder hiebei fühlten? — Man muß, wie der königliche Beamte (Joh. 4, 52.) etwas Aehnliches erfahren haben, um es mitzufühlen; aber diese Gefühle zu beschreiben, dazu ist aller Menschen Sprache viel zu arm.

Aus dem Munde des Geretteten vernahm man nun Folgendes. Er war glücklich bis nach Sulzburg gekommen. Von da hatte er einen kürzern Weg durch das Waldgebirge gewählt, um eine Strecke Weges abzuschneiden und desto früher nach Staufen zu kommen. Voll Eifer, seinen Brief so schnell wie möglich an Ort und Stelle zu befördern — und von dem alten Schacht nichts wissend, war er demselben zu nahe gekommen und — in den Abgrund gestürzt. Hier lag er lange in einer Betäubung, aus welcher er nur auf Augenblicke erwachte, und dann gleich wieder in dieselbe zurücksank. Bei völlig zurückgekehrtem Selbstbewußtseyn ergriff ihn nun die fürchterlichste Todesangst; denn wie hätte er an Rettung aus dieser Tiefe in der Wildniß denken können. Aber gewiß hat er mit dem Psalmisten (130, 1.) aus der Tiefe zu dem Herrn gerufen, der Alles was Er will, auch thut, im Himmel und auf Erde, im Meer und in allen T i e f e n. (Ps. 135, 6.) Nicht wissend, wie lange er schon in diesem Abgrunde

zugebracht, aber seine Mattigkeit fühlend, hatte er noch seine übrigen Kräfte zusammengerafft, und war an einer zwanzig Fuß hohen Stange, die sich unten befand, hinaufgeklettert, weil er aber keinen Stützpunkt fand, wo er die Stange aufs Neue hätte ansetzen können, wieder hinabgesunken. Seinen peinigenden Durst konnte er nur auf eine unnatürliche Art stillen. Sein mehrmaliges Rufen um Hilfe hatte zwar kein Mensch, aber derjenige vernommen, der das Schreien der jungen Raben und das Rufen und Weinen der Elenden hört. — Dem Satan wurde gestattet, ihm den Gedanken des Selbstmordes einzugeben, und schon hatte er sein Sackmesser ergriffen — allein das Bild seines Weibes und seiner Kinder trat vor seine Seele, und erzeugte den Vorsatz, auszuharren und das Ende seines Schicksals abzuwarten.

Mit diesem Vorsatz lag er auf dem Boden. Und da geschah es, daß jenes Steinchen aus seines Retters Hand hinabfiel, und er darauf eine Stimme hörte, die ihm natürlicher Weise eine Engelsstimme seyn mußte.

Wer könnte hier die unsichtbare Hand des Herrn verkennen, der die Umstände bei dieser Rettung so wunderbar verkettete.

(B. S.)

44.

Magdalena Bolen.

(Muster uneigennütziger Nächstenliebe.)

Auf der unweit des Ausflusses der Maas in die Nordsee gelegenen Insel Ost-Voorn lebte zu Ende des

vorigen Jahrhunderts ein Fischer, Namens Bolen, der unter täglichen Anstrengungen und manchen Gefahren den Seinigen mühevoll die nöthigen Mittel zum Unterhalt erwarb. Seine sonst sehr feste Gesundheit unterlag den zu großen Anstrengungen für den Broderwerb während eines strengen Winters; er starb, und hinterließ seine Familie in Dürftigkeit. Die älteste Tochter Magdalena stammte aus ihres Vaters erster Ehe her; aus seiner zweiten Ehe hatte er fünf Kinder, wovon das älteste erst neun Jahre alt war. Magdalenens Stiefmutter, eine sehr gutmüthige Person, hatte Alles angewandt, ihrer Stieftochter den Verlust ihrer rechten Mutter zu ersetzen, und dadurch die Liebe und Anhänglichkeit derselben in hohem Grade erworben. Als nun der unerwartete Tod ihres Mannes das gute Weib schmerzlich niederbeugte, und ihr die größte Sorge für den Unterhalt der Ihrigen verursachte, kehrte Magdalena, welche bisher, um dem Vater nicht zur Last zu fallen, bei einem andern Fischer in der Nachbarschaft als Magd gedient hatte, in's väterliche Haus zurück, und bewies sich ungemein thätig zu Unterstützung ihrer Stiefmutter und ihrer Stiefgeschwister.

Magdalena besaß einen kräftigen Körperbau und eine angenehme Gesichtsbildung. Sie hatte von Jugend auf an des Vaters Gewerbe Gefallen gefunden, und als sie mehr herangewachsen war, demselben dabei treulich beigestanden, ohne die vielen mit diesem Berufe verbundenen Beschwerden, Anstrengungen und Gefahren je zu scheuen. Sie verstand alle zum Fischerhandwerk erforderlichen Geschäfte, und wußte eben so fertig ein Netz zu bereiten, als das Ruder zu führen. Unerschrocken bestieg sie das kleinste Fahrzeug, und wagte sich auch Nachts, wie im Sturm und Ungewit-

ter, auf die See. Sie wetteiferte mit jedem Manne in der Ausdauer bei den beschwerlichsten Arbeiten, und schwamm, wie der Beherzteste, durch die hohe Fluth an's Ufer, wenn es Umstände und Gefahren erforderten.

Bei dieser männlichen Kräftigkeit und Entschlossenheit war aber der Sinn dieses Mädchens fromm und sanft. Wahre Gottesfurcht verband sie mit einem musterhaften Fleiß im Berufe und mit kindlicher Folgsamkeit gegen ihre Eltern. Sie floh rauschende Vergnügungen, lebte still im häuslichen Kreise, und nützte mit allen ihren Kräften liebreich froh ihrer Mutter und den kleinern Geschwistern. Sie stand in der ganzen Gegend im wohlverdienten Rufe des wackersten Mädchens; mancher junge Mann, der in die Fischercolonie eingetreten, und Besitzer einer Hütte geworden war, hatte schon ihre Hand begehrt, die edle Jungfrau lehnte aber diese Vorschläge immer ab, weil sie früherhin ihrem Vater, und nun dessen hinterlassener Familie sich ganz zu widmen, für Pflicht hielt.

In der That glich auch nichts dem Eifer und beharrlichen Fleiße, mit welchem Magdalena sich ihrer Familie annahm. Früh mit dem Tage war sie auf, trieb das Vieh zur Weide, richtete das Handwerksgeräthe zu, besserte es aus, fertigte neue Netze, sorgte für den Verkauf der vorräthigen Fische, ging mehrere Stunden weit mit schweren Lasten derselben zu Markte, kaufte das Nöthige zum Unterhalte ein, kam vor Anbruch des Abends wieder heim, brachte öfters — bei gutem Verkaufe ihrer Fische — kleine Geschenke für ihre kleinen Geschwister mit, sorgte mit aufmerksamer Liebe für die Bedürfnisse derselben, so wie für die Pflege ihrer jetzt immer kränkelnden Stiefmutter, hielt die

Haushaltung in Ordnung, und suchte durch weise Sparsamkeit den Wohlstand zu erhöhen. Dann aber nahm sie besonders der rechten Zeit und Stunde zum Betriebe des väterlichen Gewerbes wahr, und brachte manche Nacht unter Sturm und Gewittern, in Nässe und Kälte in ihrem Nachen zu, froh und glücklich, wenn sie am Morgen mit dem Gewinne eines guten Fanges heimkehren konnte.

Eines Tages — es war Herbst — wollte sie eben nach einer durchgearbeiteten Nacht, von der Fischerei an der Küste mit ihrer Gehilfin heimfahren, als sie einen Nachen der Insel Zuyd-Voorn quer über die Strömung des Meerbusens eilends zusteuern sah. Er war nur von drei Männern besetzt, deren zwei mit aller Anstrengung ruderten, um das Ufer der letztgenannten Insel zu gewinnen, denn es hatte sich plötzlich ein Sturm erhoben, das Meer ging hoch, und die Gefahr wuchs in jedem Augenblicke. Was sich von größern Fahrzeugen auf dem Meerbusen befand, suchte entweder in die hohe See zu stechen, oder eine schützende Bucht, oder einen tiefer landeinwärts gelegenen Hafen zu gewinnen. Magdalena erkannte die Gefahr, in welcher das kleine Fahrzeug sich befand, und voll von Eifer, ihm wo möglich nützlich zu werden, strengte sie sich, ungeachtet des dringenden Abmahnens ihrer Begleiterin, an, mit ihrem Kahne in die Nähe desselben zu kommen. Sie kannte am Ufer jede Untiefe, sie wollte die Ruderer warnen, ihnen rathen und helfen.

Noch war sie ihnen aber nicht nahe genug, um sich durch Worte verständlich zu machen, da schlug das Fahrzeug um. Die beiden Führer desselben schwammen mit Kraft und Geschicklichkeit dem nicht allzufernen Ufer

zu, der dritte aber kämpfte verzweifelnd mit den Wogen, und war dem Sinken nahe. Magdalena verdoppelte ihre Anstrengungen, um sich ihm zu nähern, und kaum gelang ihr noch, den Sinkenden an seinem Mantel zu ergreifen, und über dem Wasser zu erhalten, während sie mit dem Nachen dem Ufer zueilen ließ. Der Sturm thürmte hoch die Wellen; die Kraft der Gefährtin Magdalenens war erschöpft; sie konnte, während diese, halb aus dem Kahne übergelehnt, den Verunglückten festhielt, das Fahrzeug nicht mehr allein regieren. Der Augenblick, wo dasselbe umschlagen, oder auf einer Sandbank, oder auf einer Felsenspitze festsitzen mußte, war nahe. Sogleich war aber auch Magdalenens Entschluß gefaßt. »Suche mit dem leichter gewordenen Kahne das Ufer zu erreichen!« rief sie der Gefährtin zu, und sprang in's Meer. Ihre Uebung im Schwimmen und ihre Körperkraft gleichmäßig benutzend, glitt sie durch die Fluthen dahin, den fcemden Mann mit starkem Arme festhaltend. Und Gott verlieh dem kühnen Mädchen Kraft und Hilfe. Von einer hohen Welle getragen, erreichte sie, nach einem Kampfe auf Leben und Tod mit dem empörten Elemente, glücklich den Strand, und hob den halb Entseelten auf das Trockene.

Inzwischen langte auch ihre Gefährtin dort an, und Beyde wandten sogleich alle nöthigen Maaßregeln an, den Bewußtlosen in's Leben zurückzubringen. Als er die Augen aufschlug, und mit tiefem Seufzer, staunend seine Retterin betrachtete, da sank Magdalena auf ihre Knie, pries nnd dankte Gott laut, daß ihr die Erhaltung eines Menschenlebens gelungen sey. Vorsichtig führte sie den Ermatteten in ihre Hütte, wo sie seiner unter Beihilfe ihrer Stiefmutter und ihrer

jüngeren Geschwister pflegte und wartete, bis er seine Reise weiter fortzusetzen im Stande war.

Dankbar froh wollte der Gerettete durch ein Geschenk von vielen Goldstücken, die er bei sich getragen, die treue Hilfe der freundlichen Weiber belohnen. Magdalena lehnte Alles ab; und der Fremde mußte sich endlich entfernen, ohne seinen Wunsch, die ihm möglichen Zeichen seiner Dankbarkeit zurückzulassen, erfüllt zu sehen. Nach drei Wochen aber kehrte er reich beladen wieder, und mit ihm kamen sein betagter Vater, ein sehr begüterter Kaufmann, und seine Mutter. Beide drangen in Magdalena, daß sie ihrem Sohne, der seine Retterin innig liebgewonnen hatte, ihre Hand zum ehelichen Bunde reichen möchte. Allein sie blieb gegen die Bitten des Jünglings und seiner Eltern unerbittlich. — »Was ich gethan,« — sagte sie, — »war Menschen- und Christenpflicht. Ich hätte es dem Geringsten gethan, wie Euch, den ich nicht kannte. Eure Dankbarkeit ehrt Euer Herz, aber was Ihr mir, von ihr geleitet, anbiethet, kann ich nicht annehmen. Ich bin nicht Eures Standes, habe nicht die nöthige Bildung, die für Euren Umgang paßt, und würde thöricht seyn, wenn ich in meinem Alter sie noch zu erlangen glauben wollte. Sucht Euch zur Gattin eine Andere, die besser für Euch paßt, als ein armes einfältiges Fischermädchen. Ich werde Gott bitten, daß Er Euch vor ferneren Gefahren bewahre, und in Eurer Ehe segne.« — Der junge Kaufmann und seine Eltern reisten nun wieder zurück. Sie kauften aber in der Stille ein ansehnliches Gehöfte (Hofgebäude mit allen dazu gehörigen Stücken) eines Fischers in der Nachbarschaft, ließen es auf das Beste in Stand

setzen, und Magdalenen den gerichtlichen Schenkungsbrief durch die Obrigkeit aushändigen. Diese Güte nahm die edle Jungfrau dankbar und gerührt an, indem sie nun ihrer Stiefmutter und ihren Halbgeschwistern desto mehr Gutes thun konnte. Magdalena blieb in ihrem Berufe einfach, fleißig und treu wie bisher. Einige Jahre nachher reichte sie einem unbegüterten, aber thätigen und wackern jungen Manne ihres Standes die Hand, und ward eine glückliche Gattin und Mutter, die Ehre und Zierde ihrer Gemeinde.

(**)

45.

Der edle Richardson.

(Wer den Nächsten wahrhaft liebt, scheuet keine Gefahr.)

Ein Kauffartheischiff führend, wurde Richardson, ein englischer Kapitän, am 25. März 1776 von einem heftigen Sturm an der Danziger Küste überfallen. Die ganze Nacht hatte er mit den tobenden Wellen gekämpft, und so beschädigt sein Schiff auch war, so erreichte es doch, mit Einsicht und Geschicklichkeit von ihm gelenkt, bis Anbruch des Tages glücklich den Hafen. Aber nicht zufrieden, das Schiff gerettet zu haben, das seiner Führung anvertrauet war, — auch ein anderes wollte er den Wellen entreissen, das er in gleicher Gefahr gesehen. Erst ermunterte er dazu einen Kapitän, der mit seinem Schiffe vor Anker lag; sagte ihm: »sechzehn Menschen harren auf dem Verdeck eines gestrandeten Schiffes auf

Rettung, kommt die Hilfe nicht bald, so sind sechzehn Menschenseelen unfehlbar verloren. Eilen Sie! retten Sie!« — Aber der gefühllose Seemann, unbekannt mit der Seligkeit eines Menschenretters, schützte die große Gefahr vor, und schlug es ab. »Wohlan denn,« sagte der edle Richardson, wenn Du die Gefahr fürchtest, so will ich's wagen, so müde ich bin; gieb mir nur Deine Leute, denn die meinigen sind entkräftet von der nächtlichen Arbeit.« Aber — wer sollte das glauben? — nicht einmal das wollte der Hartherzige, ja noch mehr, — nicht einmal seine Schaluppe wollte er dem edlen Richardson leihen; »denn,« sagte er, »sie könnte ja zu Grunde gehen!« Dieß hörend, sprang Richardson voll edeln Unwillens vom Schiffe und eilte zu seinen Leuten. — »Engländer!« sagte er, »Engländer, ich finde hier Menschen ohne Herz! Zeiget ihr, daß ihr Menschen seyd, und kommt und helfet retten!« — Alle waren willig und bereit. Seine kleine Schaluppe wurde ausgesetzt, aber da sah er erst, daß sie im Sturm die Ruder verloren hatte. Mit Gewalt entriß er nun dem Hartherzigen die Ruder seines Schiffs, und ging mit seinen Leuten ins Boot. Muthig gings durch die stürmenden Wellen mit dem kleinen Fahrzeug, glücklich kam er zu den Gestrandeten. Die Retter waren da, aber das Mittel der Rettung reichte nicht hin; die kleine Schaluppe war viel zu schwach, um sechzehn Menschen auf einmal einzunehmen. Das schreckte ihn aber nicht ab. Er nahm ein, was das schwache Fahrzeug auf einmal tragen konnte, und dreimal ruderte er durch den Sturm, dreimal gab er sein Leben preis, und glücklich, zu seiner Freude, brachte er alle sechzehn ans Land. — — Es waren sechzehn Polen; denn das gestrandete

Schiff gehörte nach Danzig. Der König von Polen, gerührt von der edlen That, ließ zum Andenken an dieselbe eine goldene Ehrenmünze prägen, die von der Zeit an allen zum Lohn wurde, die sich als Freunde des Menschengeschlechts durch Thaten gezeigt hatten. Dem edlen Kapitän wurde dieß Ehrenzeichen im Beiseyn der Magistratspersonen und der in Danzig wohnenden Engländer zuerst feierlich überreicht.

(F. L. und E.)

F

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Häglsperger, Franz Seraph, 1796-1877

Früchte aus dem Garten der Geschichte zur Erbauung, Belehrung und Erquickung junger Christen ; mit einem Kupfer

München 1830

Paed.pr. 1693-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760066-6